

C.A. Böse

Notizbuch 10 der KASSELER SCHULE



Nachlese: Freiraumplanung

Redaktion:
Helmut Böse-Vetter

Nachlese: Freiraumplanung

Redaktion:

Helmut Böse–Vetter

mit Beiträgen von :

Helmut Böse / H. Diepholz / Henriette Glabra / Georg Heinemann/
Lolita Hörnlein / Inge Meta Hülbusch / Karl Heinrich Hülbusch /
Jürgen Knittel / Helmut Lührs / Karla Pommerening / Petra Rau /
Bernd Sauerwein / Bernd Schürmeyer /

Notizbuch 10 der Kasseler Schule

1. Auflage: 1–500 ; Dez. 1989.

Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation,
(Gemeinnütziger Verein) Henschelstr. 2, 3500 Kassel;

und: c/o BSL, Eifbuchenstrasse 16, 3500 Kassel

Redaktion: Helmut Böse–Vetter;

Umschlagzeichnung: Katharina Hülbusch;

Schreibarbeiten: Elke Ziegler und Peter Fahrmeier

Druck und Bindearbeiten: Mauersberger, Marburg

INHALTVORWORT

Helmut Böse-Vetter / Karl Heinrich Hülbusch: Alte Hüte rosten nicht – Gedanken zu dieser Nachlese–.

PROGRAMMATISCHES

- Inge-Meta Hülbusch (1978) "Jedermann Selbstversorger" – Das koloniale Grün Leberecht Migges. -1-
 in: Burckhardt, L. (Hg.) Form ohne Ornament. Der Werkbund in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Seite 66-71, Stuttgart.
- Helmut Böse-Vetter (1990) Migge im Nachfüllpack – Anmerkungen aus aktuellem Anlaß–. -16-
 in: Deutsche Bauzeitung, Heft 7: 14-17. Stuttgart.
- Helmut Böse / Karl Heinrich Hülbusch (1980) Cotoneaster und Pflaster – Pflanzen und Vegetation als Gestaltungsmittel–. -23-
 in: Deutsche Bauzeitung, Heft 7: 14-17. Stuttgart.
- Karl Heinrich Hülbusch (1981) Stadtgrün ohne Stadtgärtner. oder: Ordnung muß sein. -33-
 in: Fachgruppe Stadt TH Darmstadt (Hg.) Freiheit Macht Stadt: 65-70. Darmstadt.
- Inge Meta Hülbusch (1979) Das Außenhaus. -47-
 Referat im Internationalen Design Zentrum Berlin (IDZ) am 22.11.1979) Veröffentlichung von "ARCH +" abgelehnt.

MERKMALE UND PRINZIPIEN

- Helmut Böse (1982) Das Außenhaus verfügbar machen. -52-
 in: Stadt, Heft 11: 30-37. Hamburg.
- Karl Heinrich Hülbusch (1982) Spuren sichern. – Anmerkungen zu den Spurensicherungen– -61-
 in: Kirche im ländlichen Raum, Heft 33: 134-135. Altenkirchen.
- Georg Heinemann / Karla Pommerening (1979) Entwicklung von Methoden der Freiraumanalyse, bezogen auf innerstädtische Gebiete. -63-
 in: Senator für Wissenschaft und kulturelle Angelegenheiten Berlin (Hg.) Schriftenreihe "Peter-Joseph-Lenne-Preis". Berlin 1981.

BEISPIELE UND VORBILDER

- Helmut Böse / Lolita Hörnlein / Petra Rau (1983) 'Grün allein genügt nicht'. Freiräume und Grünflächen im Zeilenbau nach dem 2. Weltkrieg. -81-
in: ARCH+, Heft 68: 18-23. Aachen.
- Inge Meta Hülbusch / Karl Heinrich Hülbusch (1983) Reihenhaus und Freiraum. Das Bremer Reihenhaus-Quartier. -102-
in: Deutsche Bauzeitung, Heft 2: 20-13. Stuttgart.
- Helmut Böse (1986) Vorbilder statt Leitbilder. -106-
in: Garten und Landschaft, Heft 11: 28-33. München.
- Helmut Böse (1982) Hausen in oder hausieren mit? Vom häuslichen Zugangs-, Distanz- und Gebrauchsraum vor der Tür. -115-
in: Das Gartenamt, Heft 3: 141-152. Hannover/Berlin.

HANDWERK UND VEGETATIONSKUNDE

- Helmut Böse / Bernd Schürmeyer (1984) Die Freiräume der Straße oder die Straße als Landschaft? Anmerkungen zur Verkehrsberuhigung. -136-
in: Das Gartenamt, Heft 8: 537-550. Hannover/Berlin.
- Karl Heinrich Hülbusch (1981) Was ist natürlich an der Natur der Stadt? Handwerk-Erfahrung-Kenntnisse. -161-
Manuskript-Druck. Kassel.
- Jürgen Knittel (1986) Funktion und Leistung der Stadtvegetation. -164-
in: Mitteilungen der Heimstätten und Landesentwicklungsgesellschaften, Heft (März) 1: 15-30. Bonn.

GESCHICHTEN

- Bernd Sauerwein (1985) Die Zerstörung der Straßen. Kübelgrün am Kurpark. -189-
in: Hersfelder Gemeinde, Nr.4: 9-10 und 15. Bad Hersfeld.
- Henriette Glabra (1987) Der (letzte) Rock hat keine Tasche. -195-
- H. Diepholz (1987) Der Herr wird's schon richten. -197-
- Helmut Lühns (1987) Ein Nachmittag auf der Hafinsel. -198-
Veröffentlichung von 'Garten und Landschaft' abgelehnt.
- Karl Heinrich Hülbusch (1989) Collagen. 15 Jahre Kassel (er Schule) -201-
Vortrag am 21.6.1989 im Rahmen der Reihe "Werkberichte" an der Gh Kassel. Veranstalter: GhK FB Stadtplanung Landschaftsplanung und Architektenkammer Hessen

Vorwort Alte Hüte rosten nicht

—Gedanken zu dieser Nachlese—

Zu diesem Notizbuch haben wir ältere, z.T. schwer zugängliche Texte aus Zeitschriften, bisher ungedruckte Manuskripte bzw. 'zensierte' Texte zusammengetragen. Sie sind hauptsächlich um 1980 geschrieben worden und geben die Zeit an, in der nach gut zehnjährige vorbereitenden Nachdenkens die Theorie und Philosophie für die Freiraumplanung zur 'Kasseler Schule' konsolidiert und programmatisch wie praktisch zusammengefaßt werden konnten. Dabei ist die 'Kasseler Schule' ja nicht eine vorbedachte Absicht sondern das Ergebnis einer konsistenten Arbeit und Diskussion, an der verschiedene Leute in unterschiedlichen Arbeitssituationen beteiligt waren und weiterhin sind. So sind einschließlich der im bibliographischen Anhang zu diesem Notizbuch genannten Veröffentlichungen etwa 300-350 Arbeiten (Untersuchungen, Aufsätze, Gutachten, Dissertationen, Diplom-, Projekt- und Studienarbeiten) auf der Basis der Theorie der 'Kasseler Schule' öffentlich zugänglich - also vervielfältigt und gedruckt worden.

Wir weisen mit diesem Notizbuch auf ältere Texte aus zwei Gründen hin. Phänomene, Erscheinungen und Interpretationen, die wir bis heute besser verstehen und benennen gelernt haben, wo wir genauer sowohl in der Unterscheidung wie in den Begriffen geworden sind, sind hinsichtlich des Zugangs, des Prinzips und der diagnostischen Arbeitsweise in den frühen Texten, inclusive der übersehenen Fragen, enthalten und angelegt. Die Vervollständigung und Präzisierung, die inzwischen durch geschultere Beobachtung, eine grundlegende Methodologie, eine tragfähigen Metatheorie erreicht wurde, und neben der theoretischen Verständigung auch die konkret handwerkliche Arbeit verstehen gelernt hat, ist ohne diese frühen Texte nicht denkbar.

"Sollte sich diese neue Beobachtung jedoch auf gar keinen Fall dem 'Sinn der Reihe' entsprechend der Interpretation einfügen lassen, muß, sofern jeder mögliche Irrtum ausgeschlossen ist, der 'Sinn der Reihe' so umformuliert werden, daß er die neue Beobachtung in sich zu begreifen vermag." (Bourdieu, P., 1974:134)

Diese Kontinuität, die gerade in der Differenzierung sich bewährt, ist der Ausweis für eine 'Schule', die dann auch in anderen 'Schulen' ähnliche Arbeits- und Denktraditionen der Indizienwissenschaft und Kontextualisierung zur Unterstützung wiederfindet. Für den Nachvollzug ergibt sich daraus allerdings eine anstrengende Schwierigkeit: die je individuelle Aufbereitung der vorgeleisteten Arbeit. Diese zu vereinfachen ist eine 'Institution' wie die "Notizbücher" und gelegentlicher "Nachlesen" erforderlich.

So fehlt in dieser freiraumplanerischen Nachlese jeglicher Hinweis auf die Gartenschaudebatte, an der idealtypisch die ideologische Einbindung der Grünplanung bei der Bildung 'symbolischen Kapitals' (vergl.: Harvey, D.; Bourdieu, P.) dargestellt werden kann. Dafür haben wir eine eigene Nachlese (Notizbuch 20) vorgesehen.

Ein zweiter Grund für den Nachdruck alter Texte ist die nicht neue Erfahrung, daß Ergebnisse der Arbeit immer wieder

bruchstückhaft kolportiert und unzitiert verschnitten werden. Michael Balint, der von sich und einigen KollegInnen weiß, daß sie nicht zum etablierten 'Zentralkomplex der Psychologie' zählen, kannte dieses Phänomen auch. Er schreibt dazu:

"Man kennt uns, duldet uns, liest uns vielleicht sogar, aber man zitiert uns nicht." (Balint, M., 1987:165)

Die Beiträge werden mit viel Absicht übersehen, schamlos ausgebeutet oder mit viel Bedacht mißverstanden. Dabei werden relativ üppig die leitenden Thesen und Begriffe vereinnahmt, sodaß selbst ein Bayrischer Staatsminister vom "wilden Grün" (Hülbusch, K.H., 1981) daher reden kann (Minister Dick zitiert in Klingenberg, Tina; 1990: 51).

"Innenhaus und Außenhaus", "Aneignung von Freiräumen", "Naturschutz durch Nutzung" und andere wohlbegründete wie kontextualisierte begriffliche Zusammenfassungen, zu denen auch die "spontane Vegetation der Stadt" gehört, werden aus dem Zusammenhang herausgebrochen und als Schotter verwertet. Eins der auffälligsten Beispiele für diese Einvernahme stellt die unzitierte Kopie von Hinweisen zur Baumpflanzung aus Notizbuch 1 (Scholz, N. 1985) durch das Pflanzenschutzamt Berlin dar, das dann ebenso unzitiert in einem Aufsatz im 'Deutschen Gartenbau' abgedruckt wird. (nach Anfrage erfolgte eine redaktionelle Richtigstellung.)

Das neueste Beweisstück der Einvernahme liefert dazu J.H. von Reuß (1990:32). Im Jahre 1981 hat Eike Schmidt in Garten und Landschaft, wenn auch nicht ganz zutreffend in der inhaltlichen Charakterisierung, den Begriff 'Kasseler Schule' eingeführt und mit Inhalt versehen begründet. Wir haben dazu (Hülbusch, K.H., 1986) einige klärende Anmerkungen formuliert. Jedenfalls ist geklärt, daß die 'Kasseler Schule' nicht identisch ist mit dem Studiengang Landschaftsplanung an der Gesamthochschule Kassel. Herr von Reuß, der sonst immer eifrig bemüht ist, sich von dieser 'Kasseler Schule' zu distanzieren, versucht in seinem Beitrag über "Exemplarisches Lernen an der GH Kassel zu vereinnahmen - wie Floristen sich immer wieder mit der Reputation der Pflanzensoziologie zu brüsten suchen. Die 'Kasseler Schule' ist kein "Stichwort". Dafür sind die Texte und die Bibliographie wohl beweiskräftig genug. Die klügerische Rede, die so gewandt über nichts berichtet, versucht über Vorbehalte in Anspruch zu nehmen; nach klassisch grünplanerischer Manier werden die Grenzen und Unterschiede nivelliert und flurbereinigt.

Alte Texte sind wie alte Hüte. Wenn sie heute noch zu lesen oder zu tragen sind -also ihren Zweck erfüllen- und gleichzeitig den "immanenten Zweckzusammenhang, dem sie sich verdanken" sprengen (Adorno, Th.W., 1967:119), also alt werden können, sind sie immer noch gut.

Die Texte oder Hüte, die nicht der jeweiligen 'Mode', einem 'Thema' oder 'Stichwort' verschrieben sind, altern und kriegen den 'Glanz', der die ungeklärten Kenntnisse deutlicher hervortreten läßt. Lernen ist so gesehen die kontinuierliche Vervollständigung des Erkannten mit dem Eingeständnis der Lücken und der genaueren Verständigung. Die modischen Wechsel erheben dagegen zufällig immer irgend etwas zur neuen Frage. Was vorher gesagt und geschrieben wurde wird dabei zur 'Altlast', zum Abfall erklärt.

Wir legen Wert darauf, daß die tragfähigen Verständnisse und die Fehler bzw. Vervollständigungen zur gleichen Tradition zählen, damit auch die neueren Einsichten prüfbar bleiben.

Wir haben die hier zusammengestellten Texte mit fünf Oberbegriffen in Gruppen unterteilt, die neben inhaltlichen Schwerpunkten in etwa auch unsere Arbeitsphasen widerspiegeln:

1. Programmatisches
2. Merkmale und Prinzipien
3. Beispiele und Vorbilder
4. Handwerk und Vegetationskunde
5. Geschichten

1. Programmatisches

Den Auftakt bilden 4 Beiträge, die man auch als programmatische 'Basistexte' unserer Arbeit bezeichnen kann, weil sie einmal wichtige zentrale Aussagen einer 'sozial-ökonomischen' Theorie des Freiraums zu generalisieren und zu pointieren versuchen. Zum anderen kennzeichnen sie eine Phase der literarischen Rezeption von Ergebnissen anderer Disziplinen, die sich mit ähnlichen Fragestellungen beschäftigen, zu unserer Arbeit inhaltliche Analogien herstellen lassen und dabei auch zu ganz ähnlichen und hilfreichen Schlußfolgerungen kommen, die unsere Thesen stützen und präzisieren helfen.

Der Zusammenhang mit unseren Arbeiten liegt dabei nicht von vornherein auf der Hand oder nahe. Die Verbindung ist erst aufgrund der eigenen Thesen- und Theoriebildung herstellbar, weil sie von Fragen geleitet ist, denen wir nachgehen und vor diesem Hintergrund die 'vorgeleistete Arbeit' anderer Disziplinen überhaupt erst ins Blickfeld rückt, und der wir aufgrund eigener Debatten nachgehen können.

Diese Rezeption bewußt in den Rahmen der Freiraum- und Landschaftsplanung zu stellen, wäre für uns Interdisziplinarität im Gegensatz zur Addition von Fachwissen oder zur Segmentierung von 'Einzelaspekten' (archäologische Aspekte der Freiraumplanung o.ä.), die keine professionelle Orientierung und Profilierung abgeben.

2. Merkmale und Prinzipien

Während die Texte der 1. Abteilung eine größeren Bogen der Positionen zur Freiraumplanung vor einem literarisch Hintergrund schlagen, wird im 2. Abschnitt vornehmlicher den baulich-strukturellen Prinzipien und Merkmalen einer tragfähigen Organisation von Freiräumen nachgegangen, die auf der Vergleichsbasis von 'Fällen' gewonnen sind. Die Frage stellt sich hier: wie kann ich etwas über einen konkreten Ort, die Alltagsspielräume der dort lebenden und arbeitenden Leute erfahren, was uns Hinweise auf bewährte Prinzipien und Merkmale gibt, mit denen die unterschiedlichsten Leute selbstverständlich umgehen und 'leben können', also das 'Hausen' ermöglicht oder vereitelt? In dem zentralen Gedanken von J.F. Turner: "Wichtig im Wohnen ist nicht, wie es ist, sondern was es im Leben der Menschen bewirkt." wird der Blick von den Phänomenen der 'Oberfläche' und den durch Zählungen ermittelbaren Daten, auf den Hintergrund der Voraussetzungen und Ausgangsbedingungen gerichtet, die das

Mehr oder Weniger der Abhängigkeiten im "eigenen Wohnen" vor-definieren und die Zugriffsmöglichkeiten 'von außen' implizit enthalten (also sozusagen zur inneren Logik dazugehören). Aber der Satz von Turner verweist nicht nur auf die 'zwingenden' Voraussetzungen, sondern auch auf deren Wirkung, also das realisierte Tun und Lassen, die als Merkmale und Phänomene für das Mögliche und Unmögliches oder das Versuchte im 'Wohnen' stehen und konkret sichtbar und ablesbar werde.

Dieser Zusammenhang ist nicht zu begreifen, wenn nur 'mimetische Phänomene' oder quantifizierbare Merkmale aufgezählt und analysiert werden. Orte lassen sich nicht analysieren, sondern im besten Fall nur verstehen lernen und 'erzählerisch' begreifen und vermitteln.

Damit wäre aber notwendigerweise die Anwendung eines indizien-wissenschaftlichen Vorgehensweise verbunden, die keine Analyse-methode darstellt, sondern das Prinzip einer Arbeitsweise beschreibt, die mit Hilfe von Indizien, Symptomen, Analogien und vergleichenden Betrachtungen von der Wirkung auf die Ursachen schließen läßt, und dabei wichtige Merkmale unterscheiden lernt.

3. Beispiele und Vorbilder

Die Beobachtungen und Erfahrungen aus den unterschiedlichsten Siedlungen und Bauformen ergeben Hinweise auf bestimmte Prinzipien und materielle Merkmale der Organisation und Organisierbarkeit von Freiräumen, hinter denen so etwas wie informelle Regeln des Gebrauchs und der Brauchbarkeit vermutet werden können. Offenbar können ganz unterschiedliche Leute mit Orten, die ganz ähnlich organisiert sind, ganz unterschiedlich aber sicher umgehen; Andererseits aber auch mit unterschiedlich organisierten Orten ganz ähnlich umgehen und mit gleichen Routinen gebrauchen können, weil sie einen selbst- und allgemeinverständlichen Kanon von Gebrauchsmöglichkeiten und -merkmalen enthalten.

Das läßt sich an beliebig vielen Beispielen vom Reihenhauses bis zum Gründerzeitblock und Zeilenbau belegen.

Selbst in den unbrauchbaren Beispielen -z.B. des Geschoßwohnungsbaus der Nachkriegszeit- ist an den Versuchen der Bewohner, sich ein 'Außenhaus' herzustellen, und den dafür bevorzugten Orten und Merkmalen, die dafür als Anknüpfungspunkte genommen werden, nachvollziehbar, welche Voraussetzungen notwendig sind, bzw. an anderer Stelle eben fehlen.

In diesen Ansätzen wird sozusagen etwas herzustellen versucht, was in anderen Beispielen, von vornherein eine tragfähige Basis der 'Alltagsproduktion' und eines sicheren Gebrauchs bildet. Diese stellen für uns die bewährten Vorbilder dar, die sich durch bestimmte Prinzipien und Merkmale der Organisation, von der Zonierung bis zu materiellen Merkmalen der Morphologie und der Dimensionierungen auszeichnen. Diese Merkmale sind in den verschiedenen Beispielen ganz unterschiedlich variiert sein und im Erscheinungsbild und der Quantität völlig differieren, sind aber als Elemente immer vorhanden. Der Bewohner, der mit unbewußter Routinesicherheit und aufgrund tradiertem Gebrauchserfahrung damit selbstverständlich umgehen kann, muß diese Prinzipien und Merkmale nicht bewußt reflektieren. Als Planer müssen wir sie verstehen lernen und kennen, um keine Fehler zu machen, und um diese 'absichtlich' verwenden zu

können -also auch um unsere Arbeit am 'Ergebnis' des Gebrauchs prüfbar zu machen- .

4. Handwerk und Vegetationskunde

Anders gesagt: es müssen auch die Mittel überlegt sein, wenn die Absichten nachhaltig und tragfähig sein sollen, nach dem Motto: Eine gute Theorie ist immer auch praktisch, so wie eine gute Praxis immer auch eine tragfähige theoretische Begründung hat. Was dagegen landläufig in der Grünplanung als Theorie gilt, ist nur eine fiktionale Projektion im Sinne von Verheißungen, deren Einlösung nicht prüfbar werden. Die handwerkliche Herstellung und der Gebrauch von Freiräumen ist Teil der Planung und kann ihr nicht nachträglich -im Zuge der Objektplanung- beigefügt werden. Die besten Absichten einer plausiblen freiraumplanerischen Ausgangsthese verkehren sich leicht in's genaue Gegenteil, wenn die handwerkliche Herstellung und Realisierung nicht mitgedacht wird. Eine plausible Zonierung und Abstufung der Freiräume von der Haustüre bis zur Fahrbahn wird unbedeutend oder unbrauchbar, wenn die entscheidenden morphologischen Merkmale der Grenzen, Schwellen, Stufen, Belagswechsel und deren Dimensionierungen unberücksichtigt oder beliebig bleiben. In diesem Sinne ist z.B. auch die wassergebundene Decke nicht eine Frage der Technik, sondern eine Methapher für 'Platz haben', Betretbarkeit und Alterungsfähigkeit durch Gebrauchspatina, die die Philosophie der Planung trägt, und ausgetauscht gegen irgend etwas anderes auch eine andere Planung meint und zur Folge hat. Zu diesen Fragen der Herstellung gibt es insbesondere zum Vegetationshandwerk viele Erfahrungen und 'Experimente', die z.B. von Bernd Sauerwein, J.Knittel, K.H.Hülbusch, H.Lührs und anderen in den letzten 10 Jahren zusammengetragen wurden. (siehe Literaturhinweise in der Bibliographie).

5. Geschichten

Die Arbeit ist immer auch mit kleinen Geschichten verbunden, Begebenheiten, Auseinandersetzungen und Beobachtungen, die als Anekdoten dazugehören. Und sie ist mit der eigenen Lerngeschichte, der Wahrnehmung und Reflexion des eigenen Lebensortes und Arbeitsplatzes verbunden, dessen Veränderungen und Zerstörungen einen unversehens selber zum Betroffenen werden lassen.

Helmut Böse-Vetter/ Karl-Heinrich Hülbusch.

Literatur:

- Adorno,Th.W. -1967-** Funktionalismus heute. in: ders.:Ohne Leitbild/ Parva aesthetica: 104-127. Frankfurt/M.
Balint,M. -19xx- Regression. dtv. München.
Bourdieu,P. -1974- Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt/M.
Harvey,D. -1987- Flexible Akkumulation durch Urbanisierung: Reflexionen über "Postmodernismus" in amerikanischen Städten. In: Prokla 17 (69): 109-131. Berlin.
Klingberg,T. -1990- Campus - TU München-Weihenstephan. IN: Garten und Landschaft. 100 (2):51. München.
Reuß, J.H. von -1990- Exemplarisches Lernen an der GH Kassel. In: Garten und Landschaft 100 (2): 30-32. München.
Turner, J.F.C. -1978- Verelendung durch Architektur. Reinbek bei Hamburg.

Inge Meta Hülbusch

"Jedermann Selbstversorger" – Das koloniale Grün Leberecht Migges (1978)

Von der Flucht ins harmonische Landleben zur Konzeption einer sozial engagierten Gartenarchitektur

Der Werkbund tritt eher über seine Mitglieder und Mitarbeiter in Erscheinung, welche die bildende Kunst, das Design und vor allem die Architektur und den Städtebau der Epoche vertraten. Die Gartenarchitekten und "Landschaftsplaner" waren weitgehend in der Tradition eines feudalistischen und großbürgerlichen Aufgabenverständnisses oder der völkisch-nationalistischen Heimatschutzbewegung befangen. Stadt und städtisch-industrielle Lebens- und Produktionsweisen waren nicht ihr Problem, weil es von ihrem bildungsbürgerlichen Kunst- und Naturverständnis ablenkte und es bedrohte. Daher stand weit verbreitet die bündische Bewegung im Stammbuch der Landschafts- und Freiraumplaner. Paul Schultze-Naumburg hat sich als Architekt und Mitglied des Werkbundes, aus dem er zeitgemäß 1927 (1) austrat, um die natur- und heimatideologische Grundlegung der Landschaftsplanung verdient gemacht. Zur damaligen Zeit war Landschaft nicht aktuell, zumindest nicht so, wie offensichtlich 1960, als der Werkbund, dieser frühen Fetischisierung folgend, die Stadt verläßt und einen Aufruf formuliert: "Die Landschaft muß das Gesetz werden (2)." Dies geschieht in einer Phase, von der ausgehend städtische Existenz wieder einmal sabotiert wird bis auf den heutigen Tag.

Auf der Suche nach der Gartenarchitektur, die, dem städtischen Interesse an der Arbeit folgend, im Werkbund Gesprächspartner und Auseinandersetzung zum Ziele und Mittel erwartet, ist der Freiraumplaner von heute darauf aus, ein Stück verschütteter Disziplin- und Berufsgeschichte zu entdecken, das im Konzept und Engagement an die Arbeit der Architekten und Stadtplaner in Fragen des sozialen und des Arbeiter-Wohnungsbaues anschließt. Dies ist disziplingeschichtlich besonders interessant, weil mit der Dämmerung der "Landschaft" als berufsspezifischem Gegenstand die engagierte Freiraumplanung wie ehemals den Dämmerenschlaf der Miniaturlandschaft wieder eingegangen ist, und man versucht wieder einmal, die Stadt durch "Landschaft" zu ersetzen.

Der Gartenarchitekt Hermann Mattern ist 1930 in den Werkbund eingetreten und in seiner Arbeit ebenfalls dem "Landschaftlichen" erlegen. Als

weiterer - und damit ist die Reihe der dem Berufsfeld verpflichteten Werkbundmitglieder vor 1933 bereits erschöpft - Gartenarchitekt tritt noch Leberecht Migge auf, Werkbundmitglied seit 1912, der seit 1920 auch von Worpswede aus arbeitete.

Zur Worpsweder Szene der zwanziger Jahre

Die Situation, in der Migge nach Worpswede kam oder die ihn bewogen hatte, nach Worpswede zu gehen, bot ein widerspruchsvolles Bild.

Worpswede hatte immer noch den Ruf einer Künstlerkolonie, obwohl das Dorf nach der Meinung vieler, so auch des Malers Otto Modersohn, zur Villenkolonie herabgesunken war. Der Bremer Kaufmann Ludwig Roselius (er trat später, 1925, dem Werkbund bei), welcher der Meinung war, "daß die Kulturpflege zur hanseatischen Bürgerpflicht gehöre" (3), hatte enge Beziehungen zu Worpswede. Er war der Mäzen des Malers Heinrich Vogeler, der, nachdem er 1909 als Illustrator an der Reise der Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft nach England teilgenommen hatte (4), selbst Arbeitersiedlungen und Häuser mit Gärten entwarf. Bernhard Hoetger, der 1915 dem Deutschen Werkbund beitrug, hatte seit 1914 Kontakt zu Vogeler. Beide standen in Verbindung zu Karl-Ernst Osthaus.

In Worpswede konzentrierten sich - weithin unbemerkt von der Öffentlichkeit - die verschiedenen Auffassungen von "Landschaft", Roselius,

Hoetger, Vogeler, Migge: Was bedeutete das für Worpswede?

Hoetger drückte in den zwanziger Jahren mit seinen Bauten für Roselius und Osthaus Worpswede seinen Stempel auf: die überdimensionalen Plastiken - Niedersachsenstein, "Osthaus-Komplex", Café Worpswede, Kunstschau -, "Lietzenburgen" im Sinne Ernst Blochs (5), welche die klaren, zarten Bauten Vogelers in Worpswede erdrückten, Hoetger plante den Gesamtkomplex Weyerberg.

"Mit 'weiten Wiesen im Dämmergrau' aber auch mit späterem Worpswede, ja, was für den besten Teil der Sezession so bezeichnend ist: die eigentümliche Freiheit im Abendrot, steht seitdem und immer noch im Land. Nietzsches Pan erlangte hier höchst nördliche Züge, die Landschaft Zarathustras konzentrierte sich, was ihre erste Wirkung angeht, auch 'geopolitisch' von Frühling, Vormittag, Italien immer weiter fort und zog ... pervertiert nach Nordwest, ins herbstliche Dreieck Niedersachsen, England, Skandinavien ... (6)"

Worpswede war gestaltetes "Abendrot", von Mäzenen unter Schutz gestellt, eine Art "Naturschutzpark" wie die Lüneburger Heide Alfred Toepfers. Die Vorbereitungen dieses "Abendrots" störte nun die von Heinrich Vogeler entwickelte "sozialistische Siedlungsgemeinschaft", die Arbeitsschule. In diese Vorbereitungen platzte, wohl von dem Versuch Vogelers angezogen, Leberecht Migge, der von Bodenreform, Arbeit und Sonne sprach, der Land auf dem Weyerberg benötigte für Gärtnerei, Baumschulen usw. - der nicht Worpswede als Attraktion für Norddeutschland verschönern, sondern wie Vogeler ein Experiment starten wollte, um zu beweisen, daß die Lebensgrundlagen im Nachkriegsdeutschland verbesserungsfähig waren - der um sein Haus - den Sonnenhof - keinen "Wildgarten" anlegte, sonder Frau und Kinder anleitete, Gemüse und Frühbeeten heranzuziehen. Und daran knüpfte sich gleich auch eine Auseinandersetzung mit Vogeler, der Migge eine allzu voreilige Verharmlosung sozialer Probleme vorwarf: "Er glaubte, eine Revolution sei nicht nötig, wenn man den Menschen die Möglichkeit gäbe, sich selber um ihr Haus eine Ernährungsbasis aufzubauen. So würden alle Menschen glücklich werden (7)".

Migge, der in Hamburg der Organisator der Gartenbaufirma Jacob Ochs gewesen war, gründete 1920 eine Siedlerschule in Worpswede (8).

Wer war Leberecht Migge? Ein Gartenbau-Architekt, wie er sich selbst nannte, der nach Vogelers Erinnerungen in der Tradition der "Reformer" stand? Ein Außenseiter, der "chinesischen" Gartenbau (9) betrieb im Gegensatz zu dem biologisch-dynamischen Lanbau der Anhänger Rudolf Steiners? Ein arrivierter, versnobter Gartenarchitekt, der seiner Familie in Worpswede die Ruhe und den Spaß gönnte, "chinesisch" zu wirtschaften? Ein hervorragender Siedlungsplaner, der "das Leben vom Land" und nicht das "Leben auf dem Land" als notwendige Siedlungsform entwickelte?

Selbst in Worpswede, wo er mit seiner Familie 15 Jahre lebte, weiß man kaum etwas von ihm, sogar Fachkollegen, selber nicht mehr die Jüngsten, können ihn nicht einordnen (10).

Migge wirkte durch seine Auftragsarbeiten sehr stark auf den Berufsstand und verunsicherte die Kollegen, deren Gedankenlosigkeit er direkt und indirekt kritisierte. Seine Absichten standen im Widerspruch zu den Interessen der Berufsverbände, wenn er davon sprach, daß zu dem "bürgerlichen" und "sozialen" Grün das "koloniale Grün" treten müßte: "Gemeinsam ist ihnen, daß sie nicht 'Land' sondern Gärten vertreten,

und daß es kleine und immer kleinere Gärten sind, die sie erzeugen (11)."
 "Im übrigen, ob die Großstadt nützlich oder schädlich ist - sie ist da (12)", also mußte man sie lebensfähig machen: Abbau (von zentralistischer Gängelung), Ausbau (des alten Stadtgebiets), Neubau (der inneren Wirtschaft) (13). Und da "die Großstadt eine Mutter von Gärten" (14), "Gartenkultur = Klassenvorrecht" und "Gartenkunst = Bildungsvorrecht" (15) ist, sollten neben die (oder an die Stelle der) Gärten der Intellektuellen soziale Gärten treten: "Ich bin durchaus Gegner von Monopolen, auch meiner eigenen. Der Gärtnerberuf darf in dieser bedeutsamen Entwicklungsperiode des 'Grünen Europa' nicht abseits stehen. Aber der Weg hierzu geht über Arbeit (16)." Hier kommt seine Diskussion und Arbeit mit sozialpolitisch engagierten Architekten und Stadtplanern zum Ausdruck.

Die Probleme waren ihm durchaus bewußt: Arbeit hieß körperliche, geistige, politische Arbeit. "Überall heißt der letzte Grund unseres kolonisatorischen Mißerfolgs: Womit soll der Boden bezahlt werden (17)?" Auf diese Frage gab es seines Erachtens vorläufig nur eine Antwort: mit höheren Ernten. Das war ganz realistisch gedacht, stieß aber auf den Widerstand der Politiker und Fachkollegen:

"Wenn, wie unsere Politiker fast einstimmig behaupten, wahre staatsbürgerliche Gesinnung nur auf dem Boden wächst, so können Städter zum dauerhaften Staatsbürgertum logisch nur auf ihrem Stadtboden erzogen werden (18)". "Unsere Städte (sind) erst recht die geborenen Träger der wirtschaftlichen Kolonisation (19)".

"Die Sozialisierung des städtischen Grüns ist eine der wichtigsten Aufgaben unserer Zeit, sie ist nicht mehr aufzuhalten", so hoffte Migge 1913 (20). Damit ging er auf die Verfügbarkeit des städtischen Bodens ein und kritisierte in der Verschwendung bzw. dem Vorbehalt der Verfügung den "Extensivsiedler, der konsumieren, aber nicht produzieren will" (21). Ein "Volk ohne Raum" war nach seiner Meinung ein Vorwand in der Diskussion um die Frage des Bodenbesitzes, die er dann auch gleich praktisch am Beispiel der kommunalen Eingemeindungspolitik brandmarkte.

Migge forderte 1925 von den Städten: "Einen ... Grün- oder Kulturgürtel um eine Stadt kann man nicht planen oder sozusagen im Stadtplan als Freifläche aussparen, sondern er wird sachgemäß begründet werden müssen ... (22)." Um extensives Siedeln und damit Bodenverknappung zu ver-

hindern, ging er davon aus, daß "nicht mehr eingemeindet" werde (23). Forderungen an die Arbeitsqualität und Kritik machten ihn dem Berufsstand unbequem. Auch die sogenannten Höhepunkte berufsständischen Wirkens blieben nicht verschont: sein Kommentar zur Gartenbau-Ausstellung in Liegnitz 1927 ("GUGALI"): "Wieder eine Gartenbau-Ausstellung für Reiche - wann kommt die moderne Ausstellung für Arme (24)?" zwang die Kritisierten, ihn als Selbstschutz zum Moralisten abzustempeln.

Seine Auseinandersetzungen mit den Fachkollegen beschloß er 1928 mit dem Austritt aus dem Bund Deutscher Gartenarchitekten (BDGA).

Die Vernachlässigung des Gartens und seiner Funktionen durch die Architekten und die Betonung formal-ästhetischer Aspekte fordern seine Meinung zu werkbundinternen Mängeln der Zusammenarbeit heraus, so seinen Kommentar zur Werkbundaustellung in Stuttgart 1927: "... macht allerrhand von sich reden. Es sollen zeitgemäße Wohnweisen gezeigt werden, fast sämtliche Führer der internationalen modernen Architekten (einige Talente ausgenommen) waren eingeladen. - Neues Bauen und neues Wohnen kann man auf drei Forderungsformeln bringen: Bessere Technik, billigeres Bauen, sinngemäßere Gärten. Die vielgepriesene 'neue Form' halten wir in diesem Zusammenhang für unwesentlich. Gerade diese sieht man in Stuttgart in den Vordergrund getrieben. Der Nachweis für besondere Solidität und Wirtschaftlichkeit wäre in Schwaben noch zu erbringen. Und die neuen Wohngärten zu den neuen Wohnungen wurden offenbar als überflüssig erachtet. Gehörten die nicht zum Werk, ehrenwerte Werkleute (25)?"

Wie war es zu diesen Gegensätzen gekommen?

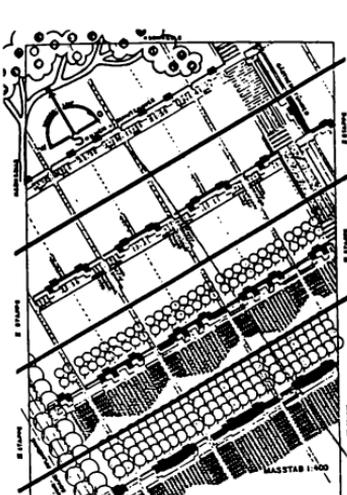
Während Muthesius 1911 auf der Werkbundtagung noch davon sprach, daß "weitere Kreise, wie die Aristokratie und die reichen Leute" sich dem Werkbund gegenüber ablehnend verhielten, "weil ihnen die reinigende Tendenz der Bewegung unsympathisch, das bürgerliche Bekenntnis der neueren Kunstauffassung unheimlich ist "(26), schreibt Migge 1913 in seiner "Gartenkultur des 20. Jahrhunderts": "Ich habe ein gewisses Vorurteil gegen 'künstlerische' Betätigung innerhalb unserer derzeitigen Lebensgemeinschaft, jedenfalls in bezug auf den ausschlagenden Einfluß der Kunst in dieser Gemeinschaft (27)."

Allerdings dürfen wir nicht vergessen: Migge war Gärtner, Gartenbauarchitekt, der sehr deutlich zwischen den Forderungen seiner Zeit nach Natur im Garten und dem Garten als autonomen Kunstwerk zu differenzieren

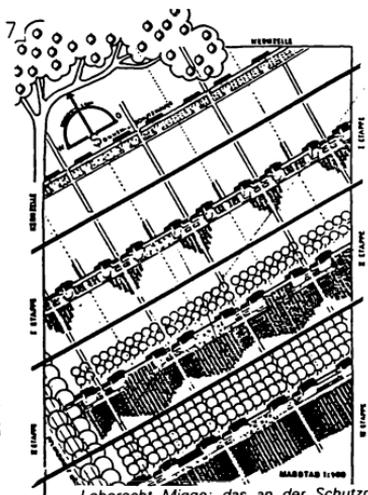
wußte. "Nein, es ist nichts mit dem Gartennaturalismus für uns heutige Menschen. Von welcher Seite wir auch immer diesem Problem beizukommen suchen, es entweicht vor den Realitäten des Weltbetriebes und vor dem neuen Empfindungsleben, in dem wir uns bewegen. Es entsteht - ein charakteristisches Zeichen unserer heutigen Garten-Rhetorik - regelmäßig ein *circulus vitiosus*, der sich von der Natur zum Wissen, vom Verstande zur Kunst und wieder hin zur Natur in nicht endenwollendem Lauf bewegt ... " (28) Migge war der Auffassung, "daß all das gut und brauchbar ist, was sich zum Allgemeingültigen entwickelt", was zur Entwicklung von Gartentypen führte, die er sich vor allem als "Gärten der Hunderttausend, der kleinen und kleinsten Arbeiter- und Gartenstadtgärten" dachte. Dieser Typ sollte der Untergrund sein für den "Arbeits-Rhythmus, der aus einer vielfachen, dauernden Anwendung all der kleinsten geistigen Züge und tatsächlichen Handlungen, die insgesamt ein reges Gartenleben ausmachen, entsteht ... (29)"

Migge forderte zum Kampf auf: "Zum fröhlichen und freudebringenden Kampf um die Vorherrschaft des Gartens! Vorauseilend, dort, wo es sich darum handelt, das eigene Land in ein Land der blühenden Gärten zu verwandeln, an dem jeder, auch der Ärmste, seinen Teil hat (30)."

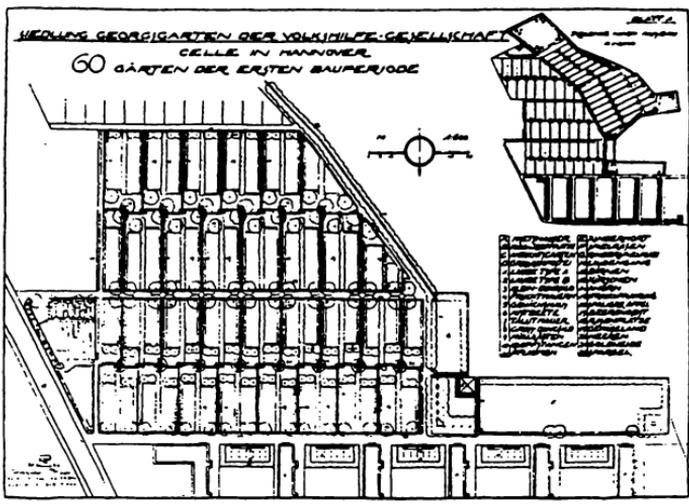
Das Elend des Ersten Weltkriegs, das ja auch Heinrich Vogeler zum Umdenken gezwungen hatte (31), der Hunger der Bevölkerung, ließ Migge den Schrebergartengedanken abwandeln in das "Prinzip der Selbstversorgung" mit seiner Garantie: die Verzinsung von Grund und Boden durch Gartenernte, d. h. der Garten sollte sich selbst ernähren. "Jede Familie soll auf ihrem Grund und Boden ihre gesamte Grünsnahrung und auch Tierprodukte selber erzeugen (32)." Sein Vorbild waren die Gartenlandschaften - Fruchtlandschaften - Ostasiens, die entstanden sind aus intensiver technischer Bodenbestellung mit dem Ergebnis erhöhten Ertrags und nachhaltiger Bodenfruchtbarkeit. "In einer solchen Fruchtlandschaft steht kein Gebäude um seiner selbst willen da, sondern hier ist jedes Bauwerk, einschließlich der menschlichen Wohnung, lediglich Mittel zum Zweck: Mehrwert aus dem Boden zu schöpfen (33)." Der "wachsenden Siedlung nach biologischen Gesetzen" fügte er eine Variante hinzu: "Wohlstand". Diese Siedlungsideen versuchte er mit Otto Haesler in Celle zu verwirklichen. Er plante zusammen mit der Stadt Kiel einen "Kulturgürtel" für Kiel, der die bodenproduktive Abfallwirtschaft zur Grundlage hatte (37).



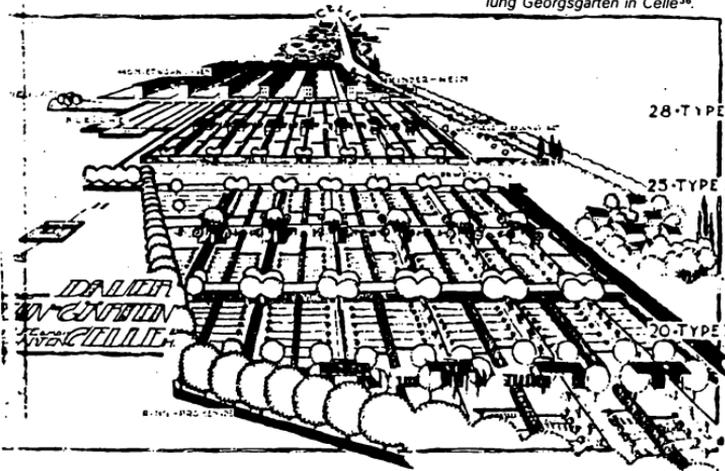
Leberecht Migge: das an der Schutzmauer wachsende Haus in der wachsenden Siedlung³⁴.



Leberecht Migge: das an der Schutzmauer wachsende Haus, Variante »Wohlstand« für die Vorortsiedlung³⁵.



Leberecht Migge und Otto Haesler: Siedlung Georgsgarten in Celle³⁶.



Das "Selbstversorgen" innerhalb der Stadt hat Migge immer beschäftigt: Kleinhausgärten in der Gartenstadt Hellerau bei Dresden, Schrebergärten der Gartenstadt Leipzig-Marienbrunn, Siedlungen Duisburg-Neudorf (1929) und Dessau-Ziebigk (1926), Siedlung Golzheimer Heide (1927). Die Siedlung Frankfurt-Praunheim und die Großsiedlung Heddernheim entstehen 1927/28 in Zusammenarbeit mit Ernst May, wobei auffallend ist, daß die Elemente dem abgebildeten Entwurf aus den Kriegsjahren entsprechen.

In Siedlungen, in denen das "Garten-Erbauen" nicht möglich war, versuchte Migge, Gartenhöfe zu schaffen, die den Bewohnern möglichst viel Eigenständigkeit gewährten: so z. B. Waldsiedlung Duisburg-Neudorf (1929), Waldsiedlung Berlin-Zehlendorf-Schönow (1928/29), Gartenhöfe in Berlin-Neukölln u. a. Für einen Wohnblock der Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft in Berlin-Pankow entwarf Migge einen Wohnhof, in dem zu jeder Wohnung eine Laube gehörte.

Das "Hufeisen" der Großsiedlung Berlin-Britz von Bruno Taut und Martin Wagner (1924-1928) zeigt ebenfalls den Versuch Migges, öffentliches und privates Grün miteinander zu verbinden.

Erst wenn man die in der Nachfolge Oswald Spenglers zu Krankheitssyndromen des Abendlandes zusammengefaßten vermeintlichen Symptome der Großstadt: "Desintegration der Familie, Ehelosigkeit, Sittenverfall, Zukunftspessimismus, gipfelnd und sich manifestierend im Geburtenrückgang" (42) in der Bedeutung als gefährlichstes Argument gegen die "zu hohe städtische Zivilisation" sieht, kann man ermessen, welchen Anfeindungen Migge ausgesetzt war, der, anstatt ein "Zurück aufs Land" zu propagieren, die Großstadt zu einem selbständigen, nicht das Umland ausbeutenden Gemeinwesen machen wollte (43).

Wir müssen hier also sehr genau unterscheiden: Migge war Gärtner, Techniker ("Europa: ein Garten - das ist mein grünes Evangelium" (44)), kein Agrarromantiker, der vom Bauern als dem ewigen Menschen träumte. Auch dürfte ihn das Streben nach Rentabilität ("Mehr Ökonomie", 1910) den Kulturpessimisten suspekt gemacht haben, denn es stand im Widerspruch zu ihrer Vorstellung vom "Leben auf der Scholle", das nach Sombart ein Bereich sein sollte, "in dem die Seele sich entfalten kann" (45). Frecot, Geist und Kerbs (46) schätzen Migge nicht richtig ein, wenn sie meinen, ihn auf eine Stufe mit den Bodenreformern stellen zu können, denen die Großstadt "Zerrbild menschlichen Lebens" war; die Reformen waren für ihn nicht Alternative zum Kommunismus und Kapital-

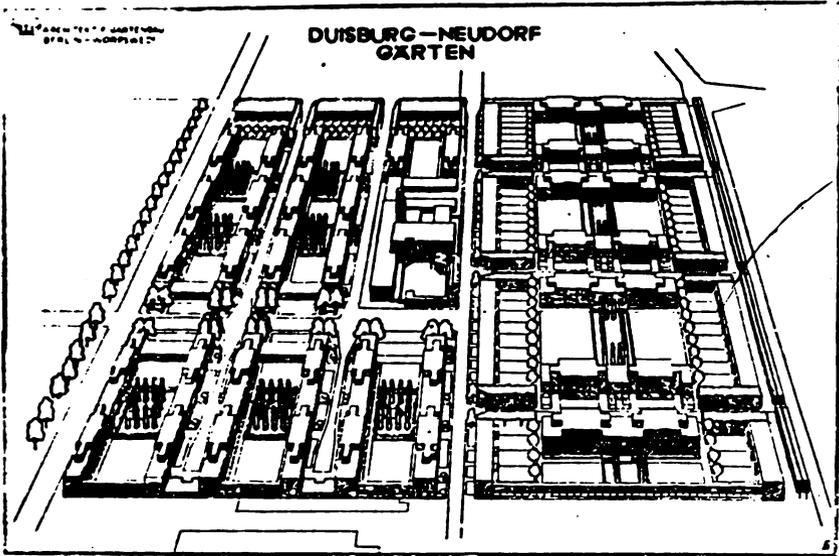
ismus, er diskutierte seine Siedlertätigkeit als "Leben vom Lande", als Ernährungsbasis in Zeiten der Not.

Dabei fiel sein Interesse nicht mit den Folgen einer allgemeinen Not, die ihn auf die Probleme aufmerksam gemacht hat, zusammen. Er richtete seine Arbeit daher auf den Arbeiterwohnungsbau mit dem Ziel, die in permanenter Not und existentieller Bedrohung lebenden Arbeiterfamilien vom unerträglichen Druck zu entlasten. Die familiäre Produktion als Beitrag zur Entlastung des Familieneinkommens wird nach Migges Meinung ergänzt durch die Erweiterung der minimalen Wohnraumverfügbarkeit und Aspekte sozialer Reproduktion.

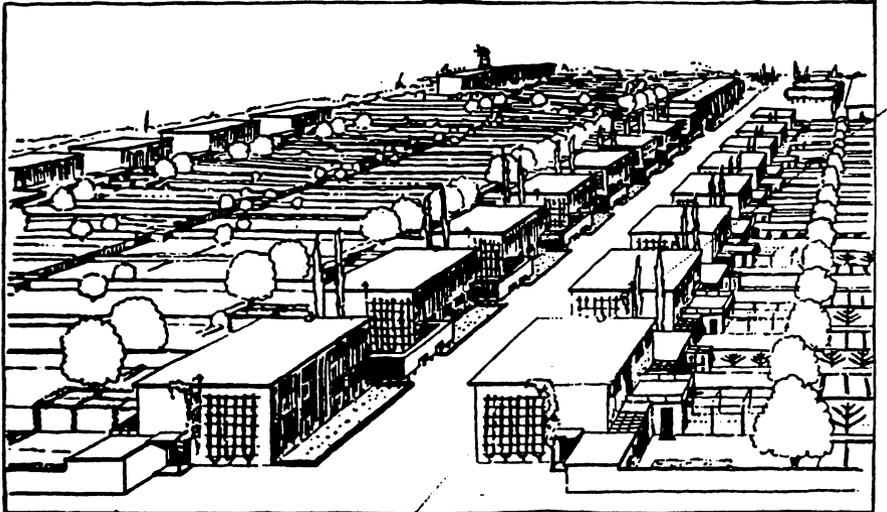
Werner Hegemann führt den Wohnungsnotstand im Berlin der zwanziger Jahre darauf zurück, daß sich schon bei bescheidenen Verbesserungsvorschlägen seitens der Banken und Spekulanten Widerstand entwickelt (47): das "alte Berliner Laster, der 'Kult der Straße', wie Eberstadt es nannte, verteuert die Baustelle durch hohe Anliegerbeiträge, macht das Kleinhaus für die meisten unerschwinglich und beschleunigt die Auftreibung der Bodenwerte" (48).

Die "Flachbaustadt London", damals doppelt so groß wie Berlin, hatte immer erheblich niedrigere Bodenpreise. In Stockholm gab es ebenfalls die Möglichkeit, preisgünstige erweiterungsfähige Typenkleinsthäuser auf Erbpachtgelände zu erwerben.

"Jede Verringerung der Erzeugungskosten der Arbeitskraft, das heißt jede dauernde Preiserniedrigung der Lebensbedürfnisse des Arbeiters kommt aber 'auf Grund der ehernen Gesetze der Volkswirtschaftslehre' einer Herabdrückung des Werts der Arbeitskraft gleich und hat daher schließlich einen entsprechenden Fall im Arbeitslohn zur Folge (49)", so daß die Erwartungen Migges aufgehoben würden, falls sich seine Konzeption generell hätte durchsetzen lassen. Die Umwandlung des "Nutzgartens" in einen "Gesellschaftsgarten", der als "bürgerliches Grün" Ausdruck der gleichmäßigeren Verteilung und Verfügung über gesellschaftlichen Reichtum wäre, stellt einen kaum erreichbaren Nutzungsspielraum dar. Jedenfalls hat sich gezeigt, daß der von Migge entworfene Weg zur Sozialisierung der städtischen Grünflächen politisch nicht durchsetzbar war bzw. die wenigen inzwischen entwickelten Beispiele solcher Wohn-Freiraumverfügbarkeit samt deren Interpretationsspielraum von der Bau- und Bodenspekulation hinweggefegt wurden (Zechensiedlungen im Ruhrgebiet). Dazu zählt auch sein Vorschlag zur nachhaltigen Nutzung



Leberecht Migge: Duisburg-Neudorf, Gärten³⁸.



Leberecht Migge: Dessau-Ziebigk, Gesamtansicht, Ausführungsgrundlage³⁹.

der Bodenfruchtbarkeit und der natürlichen Lebensgrundlagen, die in der Zwischenzeit auch längst vom Großkapital (zum Beispiel chemische Industrie, Bauindustrie, Atomindustrie) angeeignet und ruiniert wurden.

Es bleibt also die Rolle der Frau und der Familie in diesem Konzept zu diskutieren, sicher ein Grund dafür, daß Migges Vorstellungen nicht auf entsprechende Gegenliebe stießen. Sicher ist auch für ein Leben in Migges "wachsender Siedlung" eine andere Art des Familienlebens als die bürgerliche notwendig: Die Familie hätte wieder Produktionsstätte werden müssen, so, wie Migge sich seinen "Sonnenhof" in Worpswede vorgestellt hatte, bei dem Frau und Kinder in die "Selbstversorgung" fest eingeplant waren (wie heute die Frauen und Kinder der Nebenerwerbsbauern), Migge selbst aber mobil bleiben konnte, um Vorträge zu halten und das Büro in Berlin zu führen. Hier liegt der Widerspruch zwischen Migges familiärer Produktionsstätte und seiner Verhaltensweise, die seine Familie produzieren und ihm seine Freiheiten ließ. 1927 sagte er von sich, er sei nur noch ein "Wochenendsiedler", der nur alle vier Wochen auf dem Sonnenhof weilte.

Es tritt auch der Konflikt auf zwischen der Notwendigkeit der mit dem kolonialen Grün verbundenen örtlichen Gebundenheit und lokalen Wirksamkeit und der Notwendigkeit, außerhalb zu lehren und zu planen, ebenso der Gegensatz zur selbstzufriedenen Genügsamkeit der Worpsweder Künstlerszene, die doch eher der Geschichte und der Idylle verbunden war, die historisierend, ästhetisierend an ihren "Lietzenburgen" webte. Was Migge an Experiment und Auseinandersetzung nach Worpswede gezogen hatte, gewann für ihn den Ruch der Stadtflucht. Seine Abwesenheit von Worpswede, das ihn von den Alltagsproblemen städtischer Lebensbedingungen trennte, war die Rückkehr von seinem Experimentierfeld in die Stadt.

Hatte Heinrich Vogeler also doch recht mit seiner Kritik an Migges unpolitischer Position? Woran scheiterte Migge? Am Einfluß der Technokraten? Kaum, sein Konzept war technisch so ausgefeilt, daß es nichts daran auszusetzen gab; es wurde meines Wissens allerdings nie in der Fachwelt öffentlich diskutiert - trotz Migges vieler Veröffentlichungen.

Um einen ökonomischen "chinesischen" Gartenbau in einem Mitteleuropa durchzusetzen, das von "schattigen Dorflinden und Angern, bemoosten Dächern, muffigen Gräben und ähnlichem Altvätertum" als Alternative

zur Großstadt träumte (50), bedurfte es wohl anderer Unterstützung, als Migge sie erhielt. Das Ideal einer klassenlosen Gesellschaft, das auch den Mitgliedern der Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft attraktiv erschien, war unter den Bedingungen der zwanziger Jahre durch Bauen und Siedeln nicht durchzusetzen. Es ist Migges Verdienst, daß der darum kämpfte, die ökonomischen Lebensbedingungen innerhalb der bestehenden Möglichkeiten zu verbessern, während zur gleichen Zeit viele Werkbundmitglieder Beschwichtigungsversuche machten wie Ludwig Roselius zu Heinrich Vogeler: "Bleiben Sie beim Malen, toben Sie Ihre Gefühle in Farben aus. Die Ausführung sozialistischer Ideen aber überlassen Sie den Menschen, die praktische Arbeit im Leben gelernt haben (51)." Während die 1920 die politischen Vorgänge in Worpsswede überwachende Behörde in Bremen Heinrich Vogeler einen gewissen Idealismus zuspricht, gelten Bernhard Hoetger und Leberecht Migge als "reine Geschäftskommunisten (52)".

Dazu möchte ich noch einmal Werner Hegemann zitieren (53): "Aber Berlin ist auch nach der Revolution ebenso fern der vernunftgemäßen Organisation seines wichtigsten Wohnbedürfnisses, wie der Reichstag dem Erlaß des versprochenen und dringend erforderlichen Heimstättengesetzes fern bleibt und wie das preußische Wohlfahrtsministerium, dem über Berlin ... höhere Aufsichtsrechte, d. h. höhere Aufsichtspflichten als über irgendeine andere Stadt zustehen, weit davon entfernt ist, im Sinne der wohnungspolitischen Wohlfahrt Berlins davon Gebrauch zu machen. Es scheint, als ob derartige notwendige soziale Schritte nur während einer Revolution erzwungen werden können. Während und kurz nach der Revolution wurde den kleinen Siedlern auch innerhalb der Grenzen des heutigen Berlin Land angeboten. Heute dagegen müssen die landhungrigen Berliner Kleinsiedler wieder genau wie vor dem Krieg zu Zehntausenden das Stadtgebiet verlassen, um dicht außerhalb seiner Grenzen die ersehnte Heimstätte zu finden, die ihnen der wortbrüchige Reichstag, das faule Wohlfahrtsministerium und das ebenso faule Berlin versagen."

Wer nicht faul ist, ist also "Geschäftskommunist"?

Daß Migge sich sein Selbstbewußtsein erhalten hat, beweist sein Anspruch von 1928 (54):

"Keine feine Bildung ohne Knigge,
keine gute Siedlung ohne Migge."

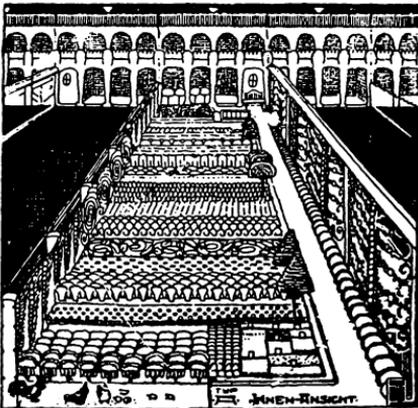
Die von Leberecht Migge skizzierten Probleme und seine Beiträge zur

Entwicklung einer auf die städtischen Lebensbedingungen eingehenden Gartenarchitektur hat die Gilde der Freiraumplaner bisher ignorant übersehen.

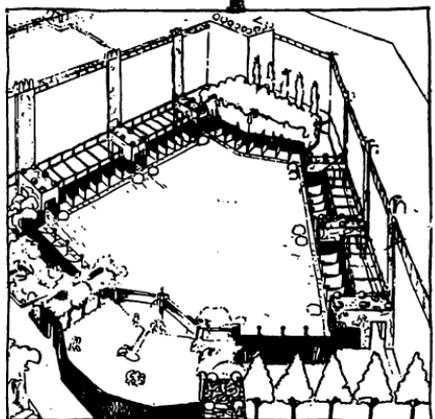
1. Alle Angaben über den Deutschen Werkbund nach: Zwischen Kunst und Industrie - Der Deutsche Werkbund, München 1975.
2. a.a.O., S. 453.
3. So sein Sohn Ludwig Roselius im Vorwort zu einem Führer durch das Roselius-Museum für Frühgeschichte, Worpswede, 1. Aufl., o.J.
4. Heinrich Vogeler illustrierte das Buch über diese Reise: Aus englischen Gartenstädten, Berlin 1910.
5. Ernst Bloch: Herbst, Sumpf, Heide und Sezession, in: Verfremdungen II, Frankfurt 1965, S. 73.
6. a.a.O., S. 70.
7. Heinrich Vogeler in seinen "Erinnerungen" über L. Migge, zitiert nach: Frecot, Geist, Kerbs: Fidus, München 1972, S. 39.
8. Die Siedlerschule Worpswede führte Kurse und Praktika für Siedler in Worpswede durch und organisierte Vorträge. In der "Siedlungs-Wirtschaft" wurden monatlich Fragen der Bodenbearbeitung, der Abfallverwertung, der Wohnungswirtschaft, der Stadtplanung und des Siedlungswesens diskutiert.
9. "Chinesischer Gartenbau": bodenproduktive Abfallwirtschaft unter Ausnutzung intensiver Sonneneinstrahlung in gebauten Gartenräumen (Terrassen, Mauern usw.).
10. Hier möchte ich Herrn Hans Hubert, Herrn Fritz Kühl, den Geschwistern Netzel, Frau Schwarz und Herrn F. Wiggers, Worpswede, und Frau E. Schargorodsky, Gut Postholz, für ihre Hinweise danken, ebenso auch Tilman Störmer, Kassel, einem Enkel Leberecht Migges, für seine Hilfe.
11. L. Migge in: Siedlungs-Wirtschaft, 1 / 1929, S. 2.
12. L. Migge: Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts, Jena 1913, S. 6.
13. L. Migge in: Siedlungs-Wirtschaft, 12 / 1927, S. 90.
14. L. Migge: Die Gartenkultur ..., a.a.O., S. 7.
15. L. Migge: Die Gartenkultur ..., a.a.O., S. 2 u. 3.
16. L. Migge in: Siedlungs-Wirtschaft, 4 / 1928, S. 32.
17. L. Migge in: Siedlungs-Wirtschaft, 6 / 1925, S. 48.

18. L. Migge in: Siedlungs-Wirtschaft, 1 / 1925, S. 3.
19. L. Migge in: Siedlungs-Wirtschaft, 1 / 1925, S. 2.
20. L. Migge: Die Gartenkultur ..., a.a.O., S. 2.
21. L. Migge: Deutsche Binnenkolonisation, Berlin 1926, S. 16.
22. L. Migge in: Siedlungs-Wirtschaft, 3 / 1925, S. 19.
23. L. Migge in: Siedlungs-Wirtschaft, 6 / 1926, S. 61.
24. L. Migge in: Siedlungs-Wirtschaft, 7 / 1927, S. 49.
25. L. Migge in: Siedlungs-Wirtschaft, 10 / 1927, S. 77.
26. Zitiert in: Zwischen Kunst und Industrie, a.a.O., S. 61
27. L. Migge: Die Gartenkultur ..., a.a.O., S. 139.
28. L. Migge: Die Gartenkultur ..., a.a.O., S. 144.
29. L. Migge: Die Gartenkultur ..., a.a.O., S. 150.
30. L. Migge: Die Gartenkultur ..., a.a.O., S. 157.
31. Siehe David Erlay: Worspede - Bremen - Moskau - Der Weg des Heinrich Vogeler, Bremen 1972.
32. L. Migge: Jedermann Selbstversorger, Jena 1919, S. 8.
33. L. Migge: Die wachsende Siedlung nach biologischen Gesetzen, Stuttgart 1932, S. 11.
34. Abb. aus: Die wachsende Siedlung ..., a.a.O., S. 23.
35. Abb. aus: Die wachsende Siedlung ..., a.a.O., S. 40.
36. Abb. aus: Siedlungs-Wirtschaft, 6/1926, S. 35 u. 12/1927, S. 96.
37. Einen Überblick über die Kieler Planungen gibt die Broschüre "Der Ausbau eines Grüngürtels der Stadt Kiel", die L. Migge in Kiel 1922 zusammen mit dem Kieler Stadtrat Dr. Hahn veröffentlichte.
38. Abb. aus: Siedlungs-Wirtschaft, 6 / 1929, S. 42.
39. Abb. aus: Siedlungs-Wirtschaft, 2 / 1927, S. 10.
40. Abb. aus: Jedermann Selbstversorger, a.a.O., S. 36: vgl. Siedlungs-Wirtschaft, 12 / 1927, S. 91: Modell eines Vierer-Gartens in Heddernheim (mit Spalieren und Mauern).
41. Abb. aus: Siedlungs-Wirtschaft, 8 / 1927, S. 59.

42. Nach Klaus Bergmann: Agrarromantik und Großstadtfeindschaft, Meisenheim / Glan 1970, S. 195.
43. Zeitgenössische Kulturpessimisten wie Grimm gingen sogar so weit, Sportplätze als Ausdruck des Untergangs zu deklarieren, vgl. K. Bergmann, a.a.O., S. 196.
44. Schlußsatz in L. Migges "Deutsche Binnenkolonisation", a.a.O.
45. Werner Sombart: Das Wirtschaftsleben im Zeitalter des Nachkapitalismus, München 1928, zitiert nach K. Bergmann, a.a.O., S. 198.
46. Fidus, a.a.O., S. 15 und 39.
47. In W. Hegemann: Das steinerne Berlin, Braunschweig 1976, S. 328, wird R. Eberstadt zitiert: "Die Bauordnung bildet den Hauptbereich jener 'Erträglichmacherei' im Städtebau, die die Grundlagen unangetastet läßt, dabei einen immer steigenden Aufwand an Geldmitteln, obrigkeitlicher Regelung und Beamtenapparat fordert und durch die Erwartungen, die sie stets von neuem erweckt, in Wirklichkeit die bekämpften Mißstände festigt."
48. W. Hegemann, a.a.O., S. 330. In Hellerau/Dresden wurden nach Barbara Hütter-Söhne (Die Rezeption der Gartenstadtidée in Deutschland, Hannover 1976, S. 67) die Wohnstraßen erheblich weniger befestigt und daher für die Anlieger billiger.
49. F. Engels: Über die Umwelt der arbeitenden Klasse, Gütersloh 1970, S. 185.
50. L. Migge nach K. Bergmann, a.a.O., S. 163.
51. D. Erlay, a.a.O., S. 42.
52. D. Erlay, a.a.O., S. 173f.
53. W. Hegemann, a.a.O., S. 338.
54. L. Migge in: Siedlungs-Wirtschaft, 5 / 1928, S. 39.



Leberecht Migge: Entwurf eines Gartens mit Mauern und Spalieren⁴⁰.



Leberecht Migge: Wohnhof in Berlin-Pankow (zu jeder Wohnung eine Laube, Promenaden und Spielplätze⁴¹).

Migge im Nachfüllpack

–Einige Anmerkungen aus aktuellem Anlaß–

Helmut Böse–Vetter

Ich lese und staune. Zur Gartenschau in Dortmund 1991 sollen mehrere Gartenräume reserviert werden, "in denen durch gepflanzte und gebaute Beispiele sowie ergänzende Tafeln Ideen aus dem Schaffen von Leberecht Migge publikumswirksam und instruktiv dargestellt werden sollen." Von einem Ideenwettbewerb erhofft man sich "Vorschläge zum Thema: 'Was sagt uns Leberecht Migge heute?!'" (Ausschreibungstext 'Ulrich-Wolf-Preis' 1989; Preisrichter: Prof. Jürgen von Reuß, Kassel u.a.)

Nun, was er zu sagen hätte, das hat Migge bereits vor mehr als 60 Jahren hingeschrieben. Es ist aber nicht nur nachzulesen, worum es ihm gegangen ist, man kann es auch an seinen Bauten konkret nachvollziehen. Die literarischen Reflexionen lösen sich hier ein: die Organisation des vollständigen Wohnens mit Haus, Hof und Garten, jedem ein Stück Straße mit Vorgarten, Gehweg und Haustüre, Wege und kleine Plätze dazwischen die Spielräume haben und Verbindungen knüpfen, mit denen auch die sozialen Gelegenheiten verbunden sind, mit denen jeder umgehen kann.

Dazu mußte sich Migge in den Hausbau, die Stadtplanung und -nicht zu vergessen- in die Grünplanung seiner Zeit. Nicht zuletzt deshalb war Migge für seine eigene Zunft ein unbequemer Zeitgenosse, seine Position als berufsschädigendes Verhalten verdächtig, wie man das heute gelegentlich nennt. (vergl. Böse-Vetter, H./ Hülbusch, K.H.; 1989:91)

Über 40 Jahre war nun Ruhe, begraben, totgeschwiegen und vergessen. Auf einmal ist seine Meinung wieder gefragt. Wie konnte es dazu kommen?

Anfang der 70er Jahre wurden die Schriften Migges von Inge Meta Hülbusch wieder ausgegraben und für unsere Debatten fruchtbar. Migge war für uns nicht als Figur in der Ahnenreihe wichtig. Wir sind ja weder Chronisten und Archivare noch Wegelagerer. Aber seine Ambitionen und Auseinandersetzungen deckten sich wie selten zuvor mit den unsrigen, nicht zuletzt wegen der Kritik an Gartenschauen und Grünplanung.

Das war kein Zufall, denn seine Fragen fußen auf ganz ähnlichen Überlegungen und haben gleiche Beispiele als Vorbilder, wie die von uns geführten Debatten: Die Organisation von Freiräumen für den alltäglichen Gebrauch, in denen die Zuständigkeiten der Bewohner und die Spielräume gewährleistet sind, um das 'Arbeiten-können' zu ermöglichen. D.h. 'konventionelle' Ausgangsbedingungen zu schaffen, mit denen die verschiedensten Leute etwas 'anfangen können', und von denen ganz unterschiedlich Gebrauch gemacht werden kann.

Diese Qualitäten der Freiräume in den Siedlungen, Gärten und Straßen von Migge sind jedoch nicht zu verstehen, wenn sie von den formalen Bauformen und Stilisierungen her wahrgenommen werden, die auch eine Menge Ungereimtheiten und Widersprüchliches enthalten.

Und nun dies: Migge zum Nachbauen. Als Motto für ein Themengärtchen verhackstückt und kräftig auf die Präsentiertube gedrückt. Ein Gartenschaubegräbnis 1. Klasse?! Was sagte uns Leberecht Migge damals?. "Diese Spezies ist also noch nicht einmal zum ehrlichen-sympathischen Berufsmenschen schlecht und

recht gediehen." (...) "Tut doch nicht so verschämt!" (Migge 1913:80)

Durch die Migge -Ausstellung (und den Katalog: FB 13 der GhK (Hg.); Haas-Kirchner/Hubenthal/von Reuß u.a., 1981) zur Kasseler Gartenschau 1981 ist die Ausgrabung verschüttet worden, die von Inge Meta Hülbusch nicht in einer Sammlung der Werke, Lebensdaten und Zeitgenossen, sondern in einer kritischen Würdigung der 'Botschaft' bestand. Nicht die technischen und architektonischen Versatzstücke waren gefragt, sondern Migges Idee, oder besser 'Philosophie', und die Widersprüche, die sowohl theoretisch hinsichtlich der politischen Stringenz als auch zu seinem eigenen Werk bestehen. Denn der Freiraumplaner Migge und der Gartenarchitekt Migge stehen sich oft - wenn auch nicht immer- im Weg.

Nur wer diese Wege nicht verstehen kann, kommt auf die Idee, Migge zum Steinbruch zu erklären und für ein Themengärtchen auszuschlachten. Migge als 'Ruine im Landschaftsgarten' der Bundegartenschau zu präsentieren, ist die zweite Verweigerung -oder auch Ermoderung- nach dem ersten Versuch, ihn in Kassel buchhalterisch 'abzulegen'.

Die ökonomische Theorie einer gebrauchtorientierten Freiraumplanung, die weitgehend auf der Erfahrungsbasis konkreter Beispiele und Vorbilder zur Präzisierung des Prinzips von 'Haus und Hof', 'Innenhaus und Außenhaus' geführt hat (vergl. Biegler, J., Monard, M., Hülbusch, I.M. Böse, H., Helmrich, B u. Rühling, S. u.a.), ist von Migge inspiriert, durch J.F.C. Turner gestützt und durch feministische Forschung erweitert worden. (Vergl. v. Werlhof, C.; Bennholt-Thomsen, V.M; Mies, M. u.a.). Nicht zu vergessen, das wichtige Essay von Christel Neusüß (1983), in dem die unökonomische Ökonomie der häuslichen Produktion im Widerspruch zur marx'schen Industrieökonomie diskutiert wird, deren Rechnung immer von der "Substitution der Subsistenz" und dem Ersatz des 'notwendigen Gebrauchs' durch den 'Luxus' beherrscht wird.

Migges so banal klingender Satz: "Einen guten Garten zu bauen, ist im Grunde eine höchst einfache und nüchsterne Sache: man muß ihn organsieren." (Migge, L. 1913: 64) gibt die Erfahrung nicht nur alter Gärten als Vorbilder wieder, sondern gilt auch für Dörfer, Siedlungen, Städte, und deren Organisation von Freiräumen. Migges Forderung nach "Brauchbarkeit, Einfachheit und Wirtschaftlichkeit" (Migge 1913:65) besinnt sich auf den reichen Erfahrungsschatz der vielen Jahrhunderte an Gebrauchsgeschichte von Haus, Hof, Garten, Straße, Weg und Platz.

Bezogen auf charakteristische Merkmale der Organisation und ihrer Elemente läßt sich ausgehend von der bäuerlichen Hofstelle bis zu den bürgerlichen Häusern (auch den feudalen 'Sitzen') nachvollziehen, wie sich immer ganz ähnliche Prinzipien der Organisation und Herstellung -mit vielen Variationen- tradiert haben und sich offenbar bei den unterschiedlichsten Gebrauchsanforderungen und Situationen bewähren. Haus und Hof waren nach Reichtum und Stand zwar in Größe und Dekor unterschiedlich, aber für jeden -ob "arm oder reich"- die gleiche Basis häuslicher Produktion und Reproduktion. Kein Element stand grundsätzlich zur Disposition. Erst die Erfindung von Grünfläche und Wohnung zerstört den Hof und damit auch die

ökonomischen wie sozialen Spielräume des 'Hausens', also des Wirtschaftens mit eigenen Kompetenzen.

Nur mal angenommen, man böte auf einmal nur noch Wohnungen ohne Küchen an. Man brauchte nicht mehr kochen, der lästige Abwasch entfiel, weniger Einkaufen, Vorräte, 'versiegelte Flächen' usw. Das wär dann alles nicht mehr nötig und pflegeleichter hätte man es auch noch. Wär doch nicht schlecht, oder? Braucht man ja auch alles eigentlich gar nicht. Gibt ja Essen auf Rädern, Kantinen und Gaststätten. Wozu also noch Küchen für jeden Haushalt?

Man muß natürlich essen, was einem vorgesetzt wird, auch dann wenn man gerade keinen Hunger hat. Und wer den Löffel abgibt, hat keine Chance Kochen zu lernen, hat nicht die Wahl, selber zu kochen, dazu Leute einzuladen oder essen zu gehen.

Zugegeben, ein verrückter Gedanke: eine Wohnung ohne Küche. (Der mit den Einküchenhäusern schon mal versucht wurde) Genauso verrückt, wie die Idee vom Haus ohne Hof...also der Wohnung mit Gemeinschaftsküchen-grün... ?!

Um im Bilde zu bleiben: Zunächst hatte man behauptet, Häuser mit Küchen zu bauen wäre zu teuer gewesen, und wäre nicht so schnell gegangen. Dann hieß es, man müßte Platz sparen, es gebe bessere Luft weil weniger verbranntes Fett und Qualm, und es wäre auch kommunikativer, wenn alle zusammen essen. Gleichzeitig wurden die alten Häuser mit Küchen abgerissen, um die ohne attraktiver zu machen. Empirische Befragungen ergaben, daß die Bewohner im Grunde zufrieden seien, man bemängelte nur die steigenden Essenspreise und die etwas einfaßlose Speisekarte in den langweiligen Kantinen. Auch gab es Beschwerden, weil einige versuchten heimlich im Schlafzimmer zu kochen und anderen der Rauch in die Augen stach. Man beschloß, das Menu vielfältiger zu gestalten und erlaubte das Mitbringen von Zutaten und Gewürzen. Auch wurde versucht, einige beim Kochen zu beteiligen unter Anleitung eines erfahrenen Küchenmeisters, der den Speiseplan und die Zutaten beaufsichtigte. Leider hatten mit der Zeit viele das Kochen verlernt. Was denen nichts ausmachte, die nicht mehr wussten, daß es auch anders schmecken könnte. Die wiederum fanden es ungeheuerlich, daß andere ihnen in die Suppe spuckten und ihnen das Essen vermiesen. Die wußten gar nicht, wie gut sie es hätten und sollten doch froh sein sollen, daß sie überhaupt etwas zu essen bekämen. Die Wohnungsbaugesellschaft beschließt daraufhin ein Sonderprogramm, die Kantinen freundlicher umzugestalten und speziell ausgebildete Kellner einzustellen, die im Zweifels- und Streitfall zur Seite stehen können und auch dafür ausgebildet sind, den in Hungerstreik getretenen die Sache wieder schmackhaft zu machen. Der Vorstand der Wohnungsbaugesellschaft findet die Ergebnisse sehr fruchtbar und folgert aus den Erfahrungen, daß bei neuen Projekten auf die Gestaltung der Kantinen mehr Phantasie verwendet werden müßte und für die verschiedenen Ernährungsansprüche von vornherein auch Diätküche, Vollwertkost, Rohkost usw. Berücksichtigung zu finden hätten. Bei der Vergabe von Wohnungen sollten die Bemühungen darauf ausgerichtet sein, nach den Essensbedürfnissen und -stilen die Hausgruppen gestaffelt zu belegen, um Konflikte zu vermeiden. Gleichzeitig werden die Küchenmeister dazu aufgefordert, sich neue Geschmacksrichtungen und Rezepte zum "Essen in der Gruppe" zu überlegen, um den verschiedenen Ansprüchen gerecht zu werden und an Konzepten für unverwechselbare Kaninräume zu arbeiten, mit denen man sich leichter identifizieren kann. Warum eigentlich nicht mit Stäbchen essen ?.....
Und so weiter, und so weiter Klingt ziemlich absurd das Ganze ? Aber wie gesagt, nur mal angenommen....

Kein 'Argument' von Kosten, Wirtschaftlichkeit, Platzverbrauch, Variabilität, Anpassungsfähigkeit, Spielraum, Gebrauchswert, Klima, Erschließung etc. spricht für Häuser ohne Küchen und für den Geschoßwohnungsbau mit Wiese. Alles spricht für 'Haus und Hof' wie in vielen Einfamilienhausstädten -ja Großstädten- von Bremen bis Dublin- zu besichtigen ist, und an

denen auch deutlich wird, daß, "soziale und institutionelle Prozesse (...) viele mehr oder weniger quantifizierbare Aspekte haben; aber als verständliche Einheit betrachtet, sind sie nur zum Teil quantifizierbar. Sie können nicht mit Geld- oder Marktwerten belegt werden. Und es ist ein bestürzendes Zeichen des Verfalls der Sprache und Werte, daß die offizielle Wohn-, Bau- und Planungsterminologie allgemein die Bedeutung des Wohnens und des Wohnwertes durcheinanderbringt." (Turner J.F.C., 1978:51)

In der Charta von Athen wird die Ignoranz, die den Lebensort nicht als Arbeitsplatz wahrnimmt, mit der postulierten Trennbarkeit von (Freizeit-) Wohnen und Arbeiten manifestiert. Bis heute wird gebaut und begrünt, als würde 'das Wohnen' frei Haus geliefert, wird die Alltagsarbeit und mit ihr verbundene 'soziale Arbeit' übergangen und der Handlungsbasis beraubt. Alle neuen Vokabeln, vom 'ökologischen Bauen' bis zum 'urbanen Stadtraum' können nicht darüber hinwegtäuschen, daß Architekten, Stadt- und Grünplaner nach wie vor damit beschäftigt sind, an einer äußerlichen 'Vielfalt' zu basteln, die wie Marianne Gronemeyer schreibt, nur um den Preis der vorhergehenden Zerstörung und Inbeschlagnahme der Vielfalt an individuellen Entscheidungsmöglichkeiten, der Gebrauchswerte und der Verfügung über Ressourcen im eigenen Wohnen zu haben ist. Der Ruf nach 'Neuen Bau- und Wohnformen', die immer wieder nur im Ausdenken neuer Leitbilder für Lebensstile und Lebensstile für neue Leitbilder verendet, gehört zum Geschäft der Industrialisierung des 'Hausens'. Am Ende ist dann immer sehr bedauerlich, daß wieder einmal die falschen Leute in den richtigen Wohnungen leben müssen. Wie kommt es eigentlich, daß die Gebäude und Siedlungen nach dem neuesten Schrei denen so verteuert ähnlich sind, die aus den 60er Jahren gerade frisch nachdekoriert und 'repariert' wurden? Alles nur eine Frage der Optik: " 'Wohnumfeldverbesserung', mit der jetzt bei Großanlagen Fehler der Vergangenheit repariert werden, wird diesmal gleich inbegriffen sein, ebenso wie die soziale und die Stadtverträglichkeit." (Nagel, W., 1989:1121) Ja wo die Nachrüstungen oder andere 'Notlösungen' gleich mit eingeplant werden (wie z.B. bei Neubausiedlungen heute gleich die Sozialarbeiter eingebaut werden), kann alles beim alten bleiben. Business as usual. Gemessen an diesen sogenannten 'Besserungen', die dem Image und dem Drum-Herum dienen, muß den frühen Siedlungen der 50er Jahre eine geradezu hohe Qualität zugebilligt werden, wenn man einmal die Wohnungsgrundrisse, Erschließung und Verknüpfung von Vorne und hinten vergleicht, und die Abstandsflächen, bei denen zumindest noch die Chance besteht, gegen die ideologische Absicht heranzukommen, Freiräume zu erobern, weil die strukturellen Voraussetzungen noch nicht den (funktionalistischen wie ästhetischen) Perfektionsgrad und die Dimension der Bauten 60er bis 80er Jahre erreichen.

Die grünplanerische Zunft hat sich bei all diesen Debatten wie eh und je in vornehmer Zurückhaltung geübt, ihr ist jede 'Wohnform recht', die ihre Tätigkeitsfelder sichert und vergrößert. Und immer noch soll "die gesunde Mischung aus sechsgeschossigen Gebäuden und Wohnhochhäusern" (FR vom 28.2.1990) für "Urbanität" sorgen, von der keiner weiß für was sie gut sein soll. Heinrich Klotz droht mit der Vision, "ein Wohnhochhaus neben dem anderen könne einmal die notwendige Form des Überlebens sein, wenn in 15 Jahren die Ressourcen des Planeten

zu Ende gingen." (FR vom 3.2.90). Der 'Umweltengel' für Hochhäuser, Kernkraftwerke ? Wen wundern da noch Entwurfsseminare, die auf "ausgesuchten poetischen Texten (basieren), deren Inhalte zu städtebaulichen Entwürfen transformiert werden sollen." (Seminar im WS 89/90 FB 12 GhK; Penkhues: Zur Methodik des städtebaulichen Entwerfens).

Dazu paßt -gerade für unsere Profession- immer noch die Streitschrift von Roland Günther: "Unsere Neue Heimat, ein von oben besetztes Land": "Werde ich, der Experte, auch weiterhin mißbraucht, um Illusionen und Hoffnungen zu verbreiten, die den Zynikern helfen, die Massen von den tatsächlichen Zuständen abzulenken? Ich spiele da nicht mehr mit. (...) Ich lasse mich nicht im Jahrmarkt der Eitelkeiten der Architektur-Schaumschlägerei als Zuhälter und Werbefritzen mißbrauchen." (Günther, R., 1982:6)

Die Einmischung in die Architektur und Stadtplanung hat eine Komponente der Einmischung in die öffentlichen Freiräume, die in der Regel als Grünflächen deklariert werden. Während es bei der Organisation des 'Hausens' um die individuellen und sozial vereinbarter Besetzbarkeiten und Kompetenzen geht, geht es bei den öffentlichen Freiräumen nicht um die Inbesitznahme sondern um den persönlichen Gebrauch.

Auch hier geht es nicht um's Erlebnis, um kalkulierte Vielfalt oder um "Räume". Weder Privatheit noch Öffentlichkeit sind per se das "gegebene Medium des Wohnens, sondern eins, daß jeweils erst hergestellt werden muß." (Habermas, J., 1962:191) Alle Tätigkeiten auf den Straßen, Plätzen, Wegen und vor den Häusern, sind individuelle Besorgungen von Leuten, die ihren eigenen Alltagsgeschäften nachgehen, und diese werden von den notwendigen Routinetätigkeiten bestimmt. Wie die privaten und persönlichen Freiräume sind auch die sozialen und öffentlichen zuerst unter dem Blickwinkel der Gewährleistung der täglichen Besorgungen einschließlich der Annehmlichkeiten zu sehen, also als 'Arbeitsplatz'.

Der Wechsel von privaten zu öffentlichen Freiräumen wird von Schwellen, Übergängen und Grenzen gekennzeichnet, ohne die weder Zuständigkeiten noch Gebrauchs- und Verhaltensspielräume gesichert herstellbar sind. Umgekehrt ist eine Grenzen nur da sinnvoll, wo sie auf beiden Seiten verschiedene Nutzungen oder Kompetenzen unterscheidet, die miteinander in Verbindung treten können. Der Zaungast oder das zwischen Tür und Angel stehen, kennzeichnet den Zusammenhang von Terretorien, materiellen Elementen, sozialer Bedeutung und Handhabbarkeit. Grenzen, bei denen auf beiden Seiten das Gleiche ist, sind sinnlos. Das läßt sich auch historisch an der Geschichte der Hecken (siehe: Zaunkönig) und Zäune nachvollziehen.

Das beliebige 'Gliedern' und 'Auflockern' von Freiflächen oder die sogenannte 'Raumbildung', bei der die materiellen "Proportionen in einen Dialog treten", ignoriert, entwertet und zerstört die Bedeutung von Grenzen, Rändern und Schwellen. Das heißt, damit werden Unterscheidungsmerkmale für Brauchbarkeit, Sicherheit und Verhaltensmöglichkeiten zerstört, die zum Alltagswissen und zur Routineerfahrung gehören.

Mit der Auflösung der Grenzen, die Terretorien und Spielräume markieren und bedeuten, findet gleichzeitig die Einführung von Grenzen im öffentlichen Freiraum und im sogenannten 'Wohnumfeld' statt, die unbedeutend sind und wie eine Drehtüre versichern, mit der kein Wechsel von der einen auf eine andere Seite erfolgt. Die Straße, mit dem Wechsel von Fahrbahn und

Gehweg, von Gehweg und Vorgarten, von Vorgarten und Haus, zwischen Häusern und zwischen Tür und Angel, deren Schwellen und Übergänge mit unterschiedlichen Grenzen markiert werden stellen auch ein organisatorisches Vorbild für andere öffentlichen Freiräume dar, deren Bild durch Dimensionen und Ausstattungen variiert.

Grünflächen ersetzen das Bestimmbare und Bestimmte. Sie sind Kennzeichen der Industrialisierung der Lebensbedingungen vom 'hausens' zum wohnen, von Tätigkeiten zum Erlebnis. Von Grünflächen ist die Rede, seit Freiräume nicht mehr selbstverständlich zur privaten und sozialen Disposition stehen. Mit der Grünfläche ist die Umverteilung der Ressourcen im Wohnen verbunden. Der Wohnungsbau der letzten 150 Jahre kann in Entwicklungsphasen der Reduktion von Kompetenzen und Spielräume im eigenen Wohnen der Bewohner gelesen werden, mit der sich der parallel verlaufende Aufstieg der Grünplanung vollzieht. Die Geschichte der Ausbreitung der Grünplanung ist gleichzeitig die Verlustgeschichte oder die 'Verknappung' (im Sinne von M. Gronemeyer) von Freiräume drinnen wie draußen. Es geht nicht um 'Grün im Städtebau', nicht um 'Natur in der Stadt' oder 'öffentlichen Stadtraum'. Es geht um die Organisation von "Raumöffentlichkeiten" (vergl. Zimmermann, J. 1978) für unterschiedliche Zuständigkeiten und lokale Gebrauchswerte. Ein Quartier, eine Stadt, ein Dorf, das über Freiräume verfügt, braucht keine Grünflächen.

Ob man's glaubt oder nicht, es kommt gar nicht auf's Wohnen an, sondern auf die Möglichkeit zu 'arbeiten', auf den Freiraum etwas tun oder lassen zu können. Wie, das ist überhaupt nicht von Interesse, weil es uns nicht auf die Kontrolle des Wohnverhaltens anzukommen hat. Die Frage ist doch: wie können die verschiedensten Leute in vergleichbaren Situationen so mit gleichen Vorbedingungen umgehen, daß Verschiedenes (und deshalb Vielfalt) dabei herauskommt?

Die Beispiele dazu liegen an der Straße, hier muß überhaupt nichts Neues ausgedacht werden, nur -und das ist keinesfalls einfach- die Prinzipien nachvollzogen und verstanden werden. Wenn die Beispiele von Haus und Hof aber -wie z.B. mit dem sogenannten Stadthaus- nur ästhetisch nachgeahmt werden, gehen die Prinzipien und Elemente, die Gebrauchsökonomie und die damit verknüpften sozialen Dispositionen tendentiell verloren.

Sagt uns das Leberecht Migge heute? Ich weiß es nicht. Die Frage für unsere Arbeit lautet anders: 'Was läßt sich von Leberecht Migge lernen'!

Nachzutragen wäre noch, daß wir von der AG Freiraum und Vegetation im November 89 die Ausschreibungsunterlagen mit Einzahlungsquittung bestellt haben und bis heute (Anfang März 90) nicht erhielten (auch nicht die Gebührenrückzahlung). Auf schriftliche Rückfrage erhielten wir die telefonische Antwort (im Januar 90), die Anschrift sei unleserlich gewesen und im übrigen dürften Arbeitsgemeinschaften nicht mitmachen. Unsere Antwort, daß wir die Unterlagen bestellt und bezahlt hätten, um sie zu kennen, blieb folgenlos. Wie hätten wir auch ohne die Ausschreibungstexte wissen sollen, wer mitmachen darf. Und woher weiß der Auslober, daß nicht eine natürliche Person von uns teilnehmen möchte? Es ist nicht Aufgabe des Ausschreibenden-

den, hier vorzusortieren. Das geht ihn doch überhaupt nichts an.

Wer weiß, was uns der Auslober damit wohl sagen will ?

Literatur:

- Bennholt-Thomsen, V.M. – 1983–** Die Zukunft der Frauenarbeit und die Gewalt gegen Frauen. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. Heft 9/10: 207–222. Köln
- Biegler, H.J. – 1979–** Alltagsgerechter Mietwohnungsbau. Schriftenreihe zur Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung. Gesamthochschule Kassel, Studienbereich 01. NF 03, Kassel.
- Böse, H. – 1981–** Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Arbeitsberichte des FB Stadtplanung und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel, Heft 22. Kassel.
- Böse-Vetter, H./ Hülbusch, K.H. – 1989–** Revision der Visionen – Von silbernen Äxten und groben Klötzen. IN: Damian, M./Ormond, T. (HG) Natur im Griff. Bundesgartenschauen am Beispiel Frankfurt : 85–110. Frankfurt/M.
- Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftspflege e.V. und Bundesgartenschau Dortmund 1991 (Auslober) – 1989–** Ulrich Wolf Preis 1989. "Was sagt uns Leberecht Migge heute?" (Auslobungsunterlagen). Dortmund.
- Göpfert, J. – 1990–** Architektur war nicht das Problem. "Wohnen im Hochhaus". in: Frankfurter Rundschau vom 03.02.1990: 16. Frankfurt/M.
- Gronemeyer, M. – 1989–** Die Macht der Bedürfnisse. Frankfurt/M.
- Günther, R. – 1982–** Unsere Neue Heimat – ein von oben besetztes Land. In: Arch +, Nr.62:6, Aachen.
- Habermas, J. – 1962–** Strukturwandel der Öffentlichkeit. Neuwied/Berlin.
- Helmrich, B./ Rühling, S. – 1988–** Freiräume im sozialen Wohnungsbau ? oder die feministische Lust patriarchalisches Übel aufzuspüren. Arbeitsbericht des FB Stadtplanung und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel, Heft 84. Kassel.
- Hülbusch, I.M. – 1978–** Innenhaus und Außenhaus – Umbauter und sozialer Raum, Schriftenreihe der OE ASL, Gesamthochschule Kassel, 01 Heft 033, Kassel.
- Mies, M. – 1983–** Subsistenzproduktion, Hausfrauisierung, Kolonisierung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis Heft 9/10: 115–124. Köln.
- Migge, L. – 1913–** Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena.
- Monard, M. – 1978–** Gebrauchswerte der Wohnung. Schriftenreihe zur Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung. Gesamthochschule Kassel, Studienbereich 01. NF 01, Kassel.
- Nagel, W. – 1989–** Weder verordnen noch zerreiden. In: Stadtbauwelt 102: 80. Gütersloh/Berlin.
- Neusüß, Ch. – 1983–** Und die Frauen? Tun die denn nichts ? Oder: Was meine Mutter zu Karl Marx sagt. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis : 181–206, Köln.
- Paprotta, A. – 1990–** Bleibt die Ästhetik auf der Strecke? Architekten und Stadtplaner diskutieren über Bauen, Wohnen und "Urbaniät" in Frankfurt. In: Frankfurter Rundschau vom 28.2.1990. Frankfurt/M.
- Haas-Kirchner, U., Hubenthal, H., Reuß, J.von – 1981–** Leberecht Migge 1881–1935. Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. (HG: FB 13 der Gesamthochschule Kassel). Worpswede.
- Schneider, G. – 1989–** Die Liebe zur Macht. Die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. Notizbuch 16 der Kasseler Schule. Kassel.
- Turner, J.F.C. – 1978–** Verelendung durch Architektur. Housing by people. Reinbek bei Hamburg
- Veranstaltungsverzeichnis** (kommentiertes) des Studienbereichs 1: Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel WS 89/90. Kassel.
- Werlhoff, C. – 1983–** Auf dem Wege zu einer neuen Zwangsarbeit. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis : 135–156. Köln.
- Zimmermann, J. – 1978–** Wohnverhalten und Wohnumwelt. Schriftenreihe "Bau- und Wohnungsforschung" des Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, 04.044, Bonn– Bad Godesberg.

Cotoneaster und Pflaster (1980)

Pflanzen und Vegetation als Gestaltungsmittel

Helmut Böse und Karl Heinrich Hülbusch

Obwohl sich in siebzig Jahren viel geändert hat – sollte man meinen – findet sich in Leberecht Migges 1913 erschienener Schrift "Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts" bereits vieles nachgedacht, was an Aktualität eher zugenommen denn nachgelassen hat. Vor zwei Jahren entdeckten wir diese Schrift für uns und waren sehr erstaunt, daß die Profession seither wenig oder nichts dazu gelernt hat; ja, stattdessen der Begriff von der Arbeitsaufgabe vernebelter denn je ist. So erlauben wir uns, gelegentlich auf das Jahr 1913 zurückzugreifen und L. Migge in den Zeugenstand zu rufen.

In unserem Verständnis, unseren Wahrnehmungen und Urteilen hat man uns beigebracht, daß Pflanzen und Vegetation in der Stadt identisch sind mit den Produkten der Stadtgärtner. Dieser "grünen Propaganda" ist es sogar gelungen, uns glauben zu machen, daß Straßenbäume, deren Wuchsorte ins Ressort der Tiefbauverwaltung gehören, nicht zum Vegetationsbestand zu zählen sind; wenigstens so lange nicht, wie sie noch keine Opfer der Baumpflege und Baumchirurgie geworden sind, sondern einfach so wachsen und grünen.

"Und da denke man sich gar den Beherrscher der Gärten einer großen Stadt. Er ist ein kleiner Potentate. Man verehrt ihn förmlich – angesichts der herrlich grünen Promenaden, und manch einer glaubt ihn mit den Naturkräften in einem übermenschlichen Bündnis. Nun es ist nicht so schlimm. Wer da weiß, wie solche Dinge entstehen und daß der liebe Gott sie so wie so macht, der denkt wesentlich skeptischer über die Schöpferkraft der gärtnerischen Bürokratie bis heute." (Migge, S. 77)

Ideologie der Disziplingeschichte

Die Vegetation als Gestaltungsmittel führt uns immer wieder auf die Fährte der Grünplanung, Gartenarchitektur und feudalen Gärten, bei denen die Funktion, der Bauherr und der Gartenkünstler erkennbar eingeordnet ihre Position einnahmen. Über die Wallanlagen, Stadtgärten und Villengärten als Nachkömmlinge, ist die Gartengestaltung zu einer Stadtplage geworden. Der klar eingegrenzte barocke Schloßpark ist der Ausgangspunkt der Stadtgärtnerei. Ausgegrenzt davon hatte alles andere Land in der Stadt und auf dem Land eine Nutzung, die von der Produktion bestimmt wurde und von den notwendigen Ergänzungen der Produktion und Alltagsstätigkeiten. Mit

dem romantischen Garten bricht die "Schloßgärtnerei" auf zur "Landschaftsgärtnerei" und verwechselt die Nutzung mit Versatzstücken. Arbeit und Leben auf dem Lande werden zu Objekten der Landschaftsgärtnerei stilisiert. Der Hofstaat okkupiert damit das bisher ausgegrenzte Land auch sozial; es wird zur Sensation für Konsumenten. Dazu übernehmen die Städte die demonstrative Gestik der Feudalherren. Die bürgerliche Stadt renomiert mit Stadtparks und Stadtwäldchen, denen die moderneren Formen der Volks- und Freizeitparks folgen. Neben den repräsentativen und/oder philanthropischen Absichten der Park- und Promenadengärtnerei sind in ihnen die Grundlagen eines bürokratischen Stadtverständnisses enthalten, das die Lebensbedingungen der Stadtbewohner zunehmend der Administration und ihren Interessen unterstellt.

Mit der "Charta von Athen" ist der ideologische Gipfelpunkt erreicht, mit dem eine den Stadtgärtnern übereignete pseudoromantische Landschaft mit "eingebundenen" Gebäuden als Staffage entworfen wird.

Grüngestaltung ist keine Freiraumplanung

Erhebt Grünplanung, Gartenarchitektur und Grüngestaltung die Mittel zum Zweck, so ist es folgerichtig, daß unser städtischer Lebensraum unabhängig von Verfügung über die notwendigen alltäglichen Bedingungen abqualifiziert wird. Mit ihrer normativen Ästhetik die uns verspricht, daß nachher alles schöner sein wird, werden immer kurzlebige Gartenmoden über die Stadt verteilt. Über diese Gartenbeamten sagt Leberecht Migge:

"Heute ist er 'architektonisch' inspiriert, morgen von 'landschaftlicher Tradition' belastet und, wenn möglich, will er sich 'künstlerisch' ausleben. So verschandelt er das äußere Bild unserer Städte. Da hilft nur intensive Verbreitung einer anspruchslosen, auf sachlichen Elementen fußenden Gartenidee, die durch den Gebrauch von selbst handwerkliche Vereinfachungen mit sich bringen wird." (Migge, S. 81)

Die grünplanerische Idee geht von einer großzügigen Gestaltung aus. Diese sucht neben modisch wechselnder Einheitlichkeit gleichzeitig nach einer flächendeckenden Administration. Auf diese Weise sind die privaten, sozialen und kollektiven, aber auch die historischen und soziokulturellen Spuren und Zeichen in der Ausstattung der Stadt gefährdet.

Der mit technizistischer und kapitalistischer Stadtplanung einhergehende

Verlust an städtischem Bewegungsraum, hat die Gründekoration als Hilfe an die Oberfläche geschwenkt. Statt Freiraum im Sinne von Bewegungs- und Nutzraum zu sichern, hat sie durch Weggrünung verbliebener Freiräume und aller Restflächen, das Gegenteil bewirkt. Zunehmend okkupiert sie die privaten und sozialen Freiräume auf der Suche nach neuen Tätigkeits-"Feldern".

Gegenüber den Eroberungsstrategien der Grünplanung steht die Freiraumplanung geschichtlich begründet vor der Aufgabe, die soziale und informelle Verfügung und Besetzung der Freiräume durch die Bewohner und Nutzer zu ermöglichen und zu sichern, d. h. eine Verteilung der Verfügung über die Freiräume zu gewährleisten. Dies bedeutet, daß die Entscheidungen über die Ressourcen auch der Findigkeit der Nutzer überlassen werden.

Der Blindfleck der Geschichte der Gartenkunst

Bedeutung erlangen immer die Gärten, die sich Regenten, Bürgermeistern, Stiftern und ihren Gartenkünstlern verdanken. Sie lassen sich nach Ägiden der Herrschaft sortieren. Es fehlen alle die Gärten, die einen Blick über den Gartenzaun geben. Dieses sind Gärten, für die nicht nur jemand zuständig war, sondern dieser jemand stellte den Garten auch selber her. Diese Gärten passen sich dem Gebrauch kontinuierlich an, wandeln sich mit den veränderten Lebenszusammenhängen. Dies sind die bunten, vielfach wechselnden, stetig sich ändernden Gärten, die "Spuren des Wohnverhaltens" zeigen.

Jeder von uns hat gelernt, diese Spuren und ihre Geschichten zu lesen, und darauf mit seinem Verhalten einzugehen; nur nicht die Schreiber von Bau- und Gartengeschichten und die Gartenarchitekten, Planer und Behörden. Dieses Stück sozialer Erfahrung in Verbindung mit materieller Aneignungsgeschichte wird ausgeblendet, weil es sich der administrativen Aufsicht entzieht. Es hat die Tendenz, im fachmännischen Blick unordentlich, unfertig und alt zu sein. Dies kommt in der professionellen Bedeutung des Wortes "Wohnen" zum Ausdruck. "Wohnen" wird auf die Tätigkeit, die in dem Stück eines Gebäudes abgewickelt wird - Wohnung genannt - reduziert. Aber zum Haus gehört mehr als die Wohnung. "Haus und Hof" ist eine begriffliche Einheit, die auch den sozialhistorischen Erfahrungszusammenhang wiedergibt. In den Begriffen "Innenhaus und Außenhaus - umbauter und sozialer Raum" spiegelt sich die städtische Entsprechung dieser territorialen Einheit wieder, die in der neuzeitlichen Sprachregelung aufgehoben wurde.

Das genutzte Grün hat Geschichte

Denken wir einmal an eine der vielen Begegnungen mit Dörfern und Kleinstädten, denen die kommunale Gebietsreform noch keine Planungs- und Gartenämter beschert hat, und deren administrative "bürgernahe" Schlagkraft noch klein ist; Neben vielen Häusern gibt es hier unglaublich viele Pflanzen und Vegetation. Obwohl wir gelernt haben dieses fein säuberlich vom "Grün" zu unterscheiden, für das ja die Gärtner zuständig sind, waren wir damit sehr zufrieden. Wir fanden das schön, obwohl ganz offensichtlich die konsequent ordnende gestaltende Hand und Idee hier nie eingegriffen hatte oder zumindest nicht mehr erkennbar war. Die Abgrenzungen durch Zäune, Hecken und Mauern ließen erkennen, daß hier ein heilloses Durcheinander von privaten Entscheidungen über das Wachstum auf den verschiedenen Grundstücken herrschte. Und unabhängig von Begründungen, Zielen und Interessen, oder auch Vorstellungen und Urteilen, grünte und blühte es überall übig: Nutz-, Blumen-, Bastel-, Obst-, Baum-, Brach-, Wiesengärten, selbst Gartenschaukärgärten und Zwergengärten von professionellem Anspruch.

Neben den privaten Freiräumen enthalten unsere Beispiele kollektiv genutzte Bereiche. Und wenn sie schon Grün sind, dann ist ein deutlicher Unterschied erkennbar. Die Demonstration der gemeinsamen Nutzbarkeit hat eine Zurücknahme feinerer Differenzierungen, sowohl der räumlichen wie der materiellen Ausstattung zur Folge. Das ist nicht schwer zu begreifen. Wenn über den Zugang und die Zuständigkeit, die Teilhabe an den nutzungsbestimmenden Konventionen mehr Leute und Vereinbarungen umfaßt, kann die Strukturierung diesem Anspruch nur folgen, wenn auf der Basis einer einfacheren, d. h. mit geringeren Nutzungseinschränkungen verbundenen Ausstattung sehr verschiedene Interpretationen erfüllt werden können. Diese Ausstattung muß nicht grün sein, obwohl sie Grün enthalten kann. Benutzbarkeit und Vertrautheit setzen voraus, daß der sozial vermittelte Umgang und die aus Erfahrung gelernte Konvention, die mit materialen Elementen verbunden wird, erkannt werden kann, daß sie den Erwartungen ein Handlungsfeld und einen Ort geben. Ein warmer-trockener Sommertag ohne Baum wird da gleich wichtig wie der schattige Aufenthaltsort an der Nordwand eines Hauses oder in einer baumüberstandenen Straße. Aber wer hat es schon geschafft, an einem solchen Tag eine Verabredung im Schatten eines Cotoneasterbeetes zu arrangieren und dieses zur Erfahrung zu machen.

Der Erfahrungsinhalt dieser Flächen ist die Distanzierung und Trennung; dort wo Cotoneaster steht, muß man auf dem Weg bleiben und darf Flächen

nicht betreten. Jeder weiß, daß gerade die Ränder und Übergänge zwischen und neben privaten und halböffentlichen Flächen, zwischen den Gärten, zwischen Bebauung und Landwirtschaft, zwischen Straße und Platz die vielfältigsten Bereiche sind, in denen sich die Vegetation durch den geringen Nutzungsdruck entwickeln kann. Ränder und Säume sind bevorzugte Aufenthaltsorte und Wege, sie sind sowohl Rückzugsorte als auch Nahtstellen.

Die Vielfalt der Erscheinung von Freiräumen durch die Vielfalt an zuständigen Nutzern; die Differenzierung entsteht durch die Kompetenz der Leute, Ideen im eigenen Garten zu verwirklichen, und sich auf dieser Basis auch die Zugänglichkeit und Vertrautheit zu Wegen, Plätzen, Resten aufzubauen und mit einem Sinn zu besetzen. Erst die Verfügung über privaten Freiraum macht die spezifischen Formen öffentlicher Freiräume sinnvoll und sozial besetzbar.

Diese Elemente der Raumöffentlichkeit haben einenutzungsgeschichtlichen Wert und eine materielle Sprache, die man in Bildbänden über Gartenkunst vergeblich sucht.

Wird hier eine Originalität sichtbar, die über die Lebenstätigkeit der Leute produziert ist, so versucht der professionelle Gartenkünstler all diese Vielfältigkeit durch eine - seine - Entscheidung herzustellen. Da er den sozialen Anteil ausblendet, bleibt ihm nur die materielle Vortäuschung von Vielfalt, die durch ornamentale "Belebung" und ständigen Materialwechsel erzeugt werden soll. Waren es vorher vielleicht Personen oder Familien, die sich einen Garten machen durften, über den sie einen Zugang zu einem Weg und Platz hatten, so gestaltet jetzt ein Landschaftsplaner oder Gartenarchitekt die gesamte Fläche als einen großen Garten nach seinem Geschmack, in dem er nicht selber lebt.

"Unsere Massen wollen kein Strauch- und Baummuseum in dem Park, der ihnen gehört; sie verlangen mit Recht, seine Einrichtungen aktiv ausnutzen zu dürfen und nicht nur zu besehen. Der gemeinschaftliche Garten unserer Tage wird also künftig wieder ein Zweckgebilde sein, berufen, den ganz spezifischen Gebräuchen einer Mehrheit von Menschen genüge zu tun. Das Volk soll sich in ihm betätigen, am Alltag und am Ruhetag - wir brauchen keine Sonntagsgärten!" (Migge, S. 25)

Das soziale Grün und die Gartenkunst

Die gemeinschaftlich und somit unter sozial vereinbarten Konventionen genutzten Freiräume weisen nie gärtnerisches Grün auf. Und von Gestaltung

im Sinne des Erfinders, sprich Gestalters kann erst recht keine Rede sein. Aber gestaltet wurde hier, indem Merkzeichen geschaffen wurden. Diesen Merkzeichen entspricht hinsichtlich der Dauerhaftigkeit und Nachhaltigkeit ein Prinzip geringen Pflegeaufwandes: man macht entweder nichts oder wartet was von alleine wachsen kann; oder man pflanzt Pflanzen, die erst im Alter ihre Wirksamkeit entfalten, die also nicht wie Cotoneaster rückwärts wachsen, sondern wie Bäume ins Holz wachsen und groß werden, also altern können.

Geduld muß man dabei haben: nicht nur mit den Bäumen sondern auch mit den Menschen. Weder soziale Verhältnisse noch Bäume lassen sich schlüsselfertig liefern. Doch eine Profession, die sich mit Eifer zur Dekoration jeder Übeltat bereiterklärt, kommt hier in Not. Der Versuch, jeden Rest und Abfall per "Grün" auch noch als Erfolg zu verbuchen, macht die Techniken kurzfristig. Die angeblich pflegeleichte Cotoneaster-Kultur beginnt mit dem Tage ihrer Fertigstellung ihren unaufhörlichen Niedergang, der von Füßen und "Unkraut" eifrig unterstützt wird. Das Problem besteht darin, daß nicht die Aufgabenstellung befragt, sondern nur die möglichst geschickte Durchführung des Putzes geleistet wird. Bei kaum veränderten Inhalten werden zudem immer neue Formen entworfen, was zur Folge hat, daß mit dem ständigen Abkauf von Geschichte die Inhalte verlorengehen. Für den, der sich sowohl auf Formen als auch auf Sachen beruft, werden die Mittel wichtiger als die Ziele, wird der Gebrauch von Mitteln zum Ziel. Die Bemühungen gelten nach wie vor das Bild zu verschönern und an den Zuständen nichts zu ändern. "Blumen können ja nicht schaden". Aber sie schaden schließlich dennoch, wenn die Stadt unter den bunten Tupfern verschwindet und durch sie ersetzt wird. Oder um mit Horkheimer/Adorno zu sprechen: "Das Maß der Anpreisung nimmt zu mit der Abnahme der Qualität." (Horkheimer/Adorno, S. 228)

Die "Gartenkunst" der letzten dreißig Jahre hat durch alle Moden hindurch keine nachhaltige Leistung erbracht. Dabei wurden weder materiell noch konzeptionell die Struktur und Organisation der Freiräume so angelegt, daß sie auch bei Verlust der kurzfristigen Elemente altern konnten.

Am deutlichsten kommt dies in der geringen oder fehlenden Verwendung von Bäumen und Hecken zum Ausdruck, die durch entsprechende Pflege stabilisiert Handlungsräume festhalten können.

Die Großbaumpflanzung, die seit einigen Jahren um sich greift, macht die Gartenarchitektur noch deutlicher zum Handlanger "fortschrittlicher" Stadt-

planung. Sie berufen sich dabei auf die Machbarkeit und damit auf die Unverfänglichkeit, das historisch angewachsene Kapital zu zerstören oder zu verpflanzen.

So werden aus Bäumen Monumente bürokratischer Leistungen. Pflege hingegen ist eine unscheinbare, alltäglich wiederkehrende Arbeit, mit der keine Werbung zu machen ist. Doch nur diese erhält die Stadt.

Vegetationsanwendung

In der grünplanerischen und gartenkünstlerischen Auffassung wird die Vegetation zum Ausdruck der Entwurfsidee. Dabei mischen sich ästhetische und naturromantische Vorstellungen zum jeweils originellen Stil, zur Handschrift des Entwerfers. Die Vorbilder der Vegetationsanwendung sind den Beispielen extensiver Landnutzungsformen entlehnt, die vor allem unter klimatisch extremen Verhältnissen vorzufinden sind. Standort – Boden und Klima – und Nutzung sind gemeinsam Voraussetzung für die Stabilität dieser Dauergesellschaften. Als Beispiel seien unsere atlantischen Zwergstrauchheiden und Zistrosengebüsche, die Rosmarinheiden genannt. Die natürlichen Cotoneaster-Gebüche der Extremstandorte von Felshängen und -köpfen gehören ebenfalls zu dem Repertoire vorbildhafter Dauergesellschaften.

Nicht nur die inzwischen zur Stadtplage gewordenen Zwergstrauchheiden sind Vorbild für den Transport agrarisch-ländlicher Vegetation in die Stadt. Die Weide, auf der einst friedlich Kühe durch das Abfressen diese Pflanzengesellschaften verursachten, wird heute von Geschoßwohnungsbauten bevölkert und von Rasenmähern abgenagt. Die Hecken, die sich linear an den Grenzsäumen und Böschungen entwickelten, werden flächenhaft übertragen als Bordüre ums Gebäude, um Spiel- und Sportplätze, Friedhöfe, Straßen und Industrie gelegt. Neben diesen agrarischen Vegetationserscheinungen gibt es noch viele Beispiele von natürlichen und nutzungsangepaßten Vegetationszusammensetzungen, die als Bild oder Material übernommen werden. An all den Standorten, wo diese Vegetation sich nicht in Übereinstimmung zwischen Substrat, Wasserhaushalt, Klima und Nutzungseinfluß von selbst und spontan einstellt, ist sie eine gärtnerische Vegetation, die nur gegen die spontan auftretenden Pflanzen – Unkraut genannt – aufrecht erhalten werden kann. Alle Reden von der Pflegeleichtigkeit sind deshalb falsch. Zusätzlich, daß heißt planerisch falsch werden sie, weil sie auch noch gegen die Nutzung, die Bewohner der Stadt mit unsäglichem Aufwand und Nutzungsdisziplinierung geschützt werden muß. Daraus folgt, daß unter

der Berücksichtigung von Pflege und Nutzung/Nutzbarkeit nur die Vegetation mit nachhaltigem Erfolg in der Stadt eingesetzt werden kann, die nicht zur Voraussetzung hat, daß die öffentlichen Freiräume in eine Großgärtner-ei umgemünzt werden müssen.

Die Vorbilder dieser Vegetation sind jedoch in der Stadt und nicht auf dem Land zu suchen. Das Prinzip dieses Vegetationseinsatzes geht davon aus, daß der öffentliche Freiraum auch begehbar sein muß und nicht zugepflanz, mit dem Hinweis auf Empfindlichkeit und Kosten der exotischen Gebilde dem "Schutze des Publikums" empfohlen werden.

So bleibt denn an überall einsetzbarer Vegetation in der Stadt nicht sonderlich viel Auswahl übrig, was der Forderung, die Freiräume auch freizuhalten, sehr entgegenkommt. Dazu gehören alle die als Unkraut deklarierten Pflanzen und Pflanzengesellschaften, die nach Lebensform und Standortansprüchen in sehr unterschiedlicher Ausprägung und Zusammensetzung an die Nutzer und die Nutzung angepaßt sind. Sie bestimmen gegen die Stadtgärtner-mühe immer noch in einer erstaunlichen Vielfalt und Buntheit die Vegetationsausstattung unserer Städte. Was bleibt schon von den anspruchsvollen Zuchtgräsermischungen bei Neuansaat von Wiesen übrig? Nichts.

Das ganze komplizierte Arsenal der Vegetationstechniker erübrigt sich, wenn man sie wieder, statt auf die komplizierten und erfolglosen Wissenschaften, auf Beobachtungen, Erfahrungen und Kenntnisse einläßt. Das setzt voraus, daß man auch weiß, was da sinnlos, nur weil es grün und nicht gärtnerisch angelegt ist, totgespritzt wird.

Wenn wir nun überlegen, daß in unserem Klima bis auf wenige Wuchsorte überall Wald wachsen würde, dann dürfen die Bäume - die Holzpflanzen - auch nicht fehlen. Nicht weil sie bei uns im Wald wachsen, sondern weil sie auch außerhalb des Waldes unabhängig von der Vollständigkeit der in ihnen gedeihenden Sträucher und Kräuter wachsen. Jeder wird sich an Gründerzeitstädte und 20er Jahre Siedlungen erinnern können, in denen wir erst heute voll die damaligen Investitionen genießen können. Und jeder kennt die Straßen und Quartiere, in denen leichtfertig geholt oder vergessen wurde, die nächste Baumgeneration rechtzeitig zu pflanzen. Der Bestand an Stadtbäumen ist und wird weiter bedenkenlos reduziert. Die Tief- und Straßenbauer unterstützt von den Parlamenten sind die größten Übeltäter. Gegliederte und flächig bepflanzte Freiräume, die die Bemühungen um "Gestaltung" nachweisen sollen, lassen uns spüren, daß auch das Klima eine Erfahrung darstellt. Das "Baum"-Dach über dem Kopf und der Schatten stimulieren unser Wohlbefinden und unseren aktiven Umgang mit den physischen und

und ästhetischen Informationsangeboten gleichartig. Bäume in gärtnerischer Manier mit Blumen zu unterpflanzen ist dagegen der Gipfel professioneller Borniertheit.

Angesichts der angeordneten Zerstörung und ihrer physischen und psychischen Gewalt wird es schwer, über Gestaltung zu reden. Die Vorbilder sind denkbar einfach. Doch wichtiger ist es, davon zu lernen und ihren Bestand gegen den Vandalismus öffentlich bestellter Macher zu retten und zu erhalten.

Pflanzen und Vegetation als Gestaltungsmittel

Unsere Städte empfangen uns wie Schlachtfelder. Mit den Häusern wird sehr viel umfangreicher noch der städtische Freiraum, der Bewegungsraum der Stadtbewohner und dessen materielle Ausstattung mit Vegetation zerstört. Doch, so wird mit viel Pomp versichert, hinterher werde alles nur viel schöner und großzügiger. Um diesen administrativen Vandalismus unters Volk zu bringen, sucht z. B. die Stadt Kassel "Für die Öffentlichkeitsarbeit, insbesondere des Dezernats für städtebauliche Entwicklung einen qualifizierten Graphiker Er soll in der Lage sein, das Erscheinungsbild der Stadtverwaltung Kassel weiter zu verbessern und die Veröffentlichungen aus dem Dezernat in ein einheitliches Stadtlayout zu integrieren".

Alles was da abgebrochen, abgeschnitten, abgesägt, zugeteert und zugebaut unters "Stadtlayout" gekehrt wird, ist Teil unserer materiellen, sozialen und kulturellen Geschichte und Erfahrung. Davon ist angesichts des versprochenen Fortschritts keine Rede. Verwaltungen, Parlamente und Medien argumentieren sich den Mund fädig, wenn es darum geht, einen abgerissenen Zweig, eine umgekippte Bank, eine bebolzte Wiese Kindern und Jugendlichen als skandalösen Vandalismus aufzuschwätzen. Jeder, der über eine große Maschine verfügen läßt, ist da wirkungsvoller und legitimiert. Die Maschine selbst ist bereits Ausweis für die Richtigkeit und Notwendigkeit der "Maßnahme".

Literatur:

- Adorno, T. W., 1967, "Funktionalismus heute", in: Ohne Leitbild - Parva Aesthetica. S. 104 - 127. Frankfurt/Main
- Bahr, H.-E., 1977, "Industrielle Gewalt und Heimat in den reichen Gesellschaften", in: Gronemeyer, R. u. Bahr, H.-E. (Hrsg.): Nachbarschaft im Neubaublock. S. 17 - 42. Weinheim u. Basel
- Burckhardt, L., 1970, "Politische Entscheidungen der Bauplanung", in: Helms, H. G. u. Janssen, J. (Hrsg.): Kapitalistischer Städtebau. S. 37 - 47. Neuwied u. Berlin
- Fromm, E., 1979, "Haben oder Sein", München
- Habermas, J., 1962, "Strukturwandel der Öffentlichkeit", (u.a. § 17: S. 184 - 193) Neuwied u. Berlin
- Hoffmann-Axthelm, D. u. Lessing, H., 1978 "Thesen zur SPD-Kultur", in: Ästhetik u. Kommunikation 9 (33), S. 66 - 70. Berlin
- Horkheimer, M. u. Adorno, Th. W., (1944) 1969, "Dialektik der Aufklärung", Frankfurt/Main
- Hülbusch, I. M., 1978, "Innenhaus und Außenhaus - Umbauter und sozialer Raum"., Schriftenreihe der OE ASL/Gesamthochschule Kassel 01 (033), Kassel
- Hülbusch, K. H.; Bäuerle, H. u.a., 1979 "Freiraum- und landschaftsplanerische Analyse des Stadtgebietes von Schleswieg", Kassel, Schr. z. Geogr. u. Planung "Urbs et Regio" 11/1979. Kassel
- Migge, L., 1913, "Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts", Jena
- Turner, J. F. C., 1978, "verelendung durch Architektur", Reinbek/Hamburg
- Zimmermann, J., 1978, "Wohnverhalten und Wohnumwelt", Schriftenreihe Bau- u. Wohnforschung, BM-Bau 04 (044). Bonn

Stadtgrün ohne Stadtgärtner (1981)

Oder: Ordnung muß sein !

Karl Heinrich Hülbusch

"Ich weiß von einem, der in einen Vorort zog, um dem Pflaster der Stadt zu entfliehen und in einer natürlichen Umgebung zu leben. Im ersten Sommer war der Rasen vor seinem Haus voller Löwenzahn und ihm gefiel die Farbenpracht. Seine Nachbarn hatten jedoch viel Geld und Mühe darauf verwandt, ihren Rasen in einen wunderbar gepflegten Zustand zu bringen. Sie beschwerten sich daher, ... Nach mehreren Erlebnissen dieser Art zog der Mann reumütig in die Stadt zurück."

B. Bettelheim (1960 / 80 : 101 - 102)

Vor zwei Jahren schrieb die Stadt Kassel gemeinsam mit der Landesbausparkasse Hessen einen Hinterhof-Gestaltungswettbewerb aus. In der Nachfolge der literarisch breit ausgetretenen Müncher Hinterhof-Entkernung, Sanierung und Gestaltung, (Erneuerung) die bei der Sanierung vieler Kleinstädte (Detmold, Wolfburg, Hameln, Hannoversch-Münden u.v.a. - siehe auch Bauwelt (1969 / 69 - 1975 / 76) fortschrittlich für die Zerstörung und Vertreibung zugunsten der Geschäftsinteressen verwertet wurden, versucht die administrative Instanz im Verein mit den professionellen Standesinteressen einen ökonomisch billigen Zugriff auf die privaten und hausöffentlichen Freiräume zu gewinnen. Die Wettbewerbsbroschüre weist aus, was als unschön und unordentlich und was als schön und ordentlich zu gelten habe. Für den, der sich auf die Kontrolle seines Hofes und Garten durch die Jury einläßt, schleicht sich mit der Übernahme von sauber-ordentlicher Herrichtung nach dem Vorbild des "städtischen Grünplatzes", der "gartenschau-erlichen Sonntagsdekoration" auch die Akzeptanz des administrativen Zugriffs in den alltäglichen Lebensraum ein. Auch wenn dieser Versuch nicht sonderlich erfolgreich war, so weist er unübersehbar auf eine Strategie der Enteignung hin, die den offenen widerspruchsvollen Eingriff der Administration nicht einmal mehr durch Versprechungen garniert sublimiert. "Durch die Verlagerung der Kontrolle von außen nach innen wird der subjektiv empfundene Zwangscharakter geringer, und eine Willensübertragung kann durch entsprechende Vorbereitung der sozialen Situation und durch Einübung

von bestimmten Verhaltensprogrammen, durch (...) Sozialisation, auch als Informationsübertragung getarnt werden." (O. Ulrich 1979, 159).

Nicht nur an diesem Beispiel wird die Veröffentlichung der privaten und sozialen Verhältnisse manifest und ihre Übertragung auf "ungleichzeitige" Lebensgewohnheiten in funktionsentfremdeten Stadtquartieren verdeutlicht. "Diese heimliche Aushöhlung der familialen Intimsphäre findet im Haus- und Städtebau ihren architektonischen Ausdruck. Die Abgeschlossenheit des Privathauses, nach außen durch Vorgarten und Zaun deutlich betont, nach innen durch Vereinzelung und vielfältige Gliederung der Räume ermöglicht, ist heute (ebenso) durchbrochen, ... Verlust der Privatsphäre und eines gesicherten Zugangs zur Öffentlichkeit ist für die städtische Wohn- und Lebensweise heute charakteristisch, gleichviel, ob die alten großstädtischen Wohnformen durch die technisch-ökonomische Entwicklung stillschweigend umfunktioniert worden sind, oder ob man auf Grund dieser Erfahrungen neue vorstädtische Siedlungsformen entwickelt hat. ... Unter dem Konformitätszwang eines Nachbarschaftsverkehrs, der architektonisch bereits durch die Anlage von gemeinsamen Höfen für eine Reihe von Häusern vorgeformt ist, entwickelt sich im sozial homogenen Milieu der prototypischen suburb "eine zivile Version des Garnisonslebens" (Habermas, J. 1976: 190).

Habermas kommt zum Schluß, daß "der Refeudalisierung (...) auch das Raisonement des Publikums zum Opfer (fällt). Die Diskussionsform der Geselligkeit weicht dem Fetisch einer Gemeinschaftlichkeit an sich ..." (S. 191). Wie und vor welcher Entwicklung wird diese Refeudalisierung der Verhältnisse im Haus- und Städtebau vorbildlich und damit zur abstrakten Norm ideologisch tragfähig?

Der feudale Schloßgarten ist formal überhöht und in der Nutzung (Funktion) reduziert aus dem Vorbild von "Haus und Hof und Garten" herausgebildet worden. Er akzeptierte damit auch die alltäglichen, profanen Verhältnisse des Hausens und die darin etablierten Notwendigkeiten der "Produktion der Reproduktion". Mit dem Ende des Feudalismus und der Herkunft der bürgerlich-kapitalistischen Verhältnisse beginnt die (Re-)Feudalisierung. Der Villengarten ist ein Abklatsch des Schloßgartens, dessen historische Bezugsbasis als Produktions-, Reproduktions- und Freiraum ausgeblendet wird. Aus dem besonderen Garten unter vielen Gärten wird unversehens ein Vorrecht, ein Luxusartikel. Diesem Gesin-

nungswandel folgt die Sachlichkeit der Sprache: aus dem "Haus" wird die "Wohnung". "So wie die Türen innerhalb der Häuser (es müßte wohl "Gebäude" heißen / Anm. d. Verf.)... verschwinden, so verschwinden auch die Zäune zwischen den Nachbarn" (White, H. 1958 in J. Habermas 1976 : 190). Und wie aus dem Haus die in Gebäude untergebrachte Wohnung wird, degeneriert Hof und Garten zur Grünfläche. Wir überschlagen hier zunächst die Blockbauweisen der Gründerzeit und kommen zum idealtypischen Produkt dieses Prozesses: der seit gut 60 Jahren gebauten und durch den CIAM-Kongress mit seiner Charta von Athen professionell abgesehenen Grün-Wiesen-Siedlung des Geschoßwohnungsbaues (vgl. Hülbusch, K. H. 1981). Dieser Typus der landschaftsarchitektonisch verbrämten "vertikalen Gartenstadt" ist die gelungene Verbindung von Barockpark und Landschaftsgarten auf einer nutzlosen - für Licht, Luft und Sonne zuständigen - Grünfläche. Es ist also gelungen das Herrschaftsinteresse, das in der Industriegesellschaft an der Abhängigkeit der Vielen besteht, vollständig durchzusetzen und gleichzeitig noch mit fortschrittlichen Verheißungen zu garnieren. Architektur und Stadtplanung haben ihr Teil dazu beigetragen. Sie haben sich dabei, wenn auch nicht überzeugend, auf wirtschaftliche Zwänge berufen (Wustlich, R. 1978). Sie haben mit dem Blick auf Erstellungskosten dabei die "Betriebskosten" vergessen und sie haben übersehen, daß das billigste beim Bauen von "Wohnungen" immer noch der Boden ist: d.h., daß ihre Begründungen für den Geschoßwohnungsbau der Grünen-Wiesen-Siedlung Rationalisierungen darstellen, die sie ihren Auftraggebern entlehnt haben. Entscheidend für das "Wohnen" ist nicht nur, daß es dadurch teurer wird, sondern daß es dadurch auch abhängig wird (vgl. J. F. C. Turner 1978): und, daß die Wohnung nun mehr als Ort der Konsumtion, der Freizeit gegen die realen Verhältnisse und sozialen Bedingungen der Existenzsicherung verwertet wird.

"Die Reproduktion der unmittelbaren Lebensbasis ist für Menschen 'naturbedingt' von zentraler Bedeutung, und somit auch die Abhängigkeit in diesem Bereich. Es ist von fundamentalem Unterschied für die Betroffenen, ob diese Lebensbasis nur in Ungewißheit, Mühe, Furcht und im Kampf gegen andere gesichert werden kann oder in der befriedeten Sicherheit und Solidarität mit anderen Menschen" (O. Ullrich, 1979 : 157). Der wohnungsbaubesellschaftsorientierte und durch staatliche Förderprogramme

hofierte Wohnungsbau verstärkt die Abhängigkeit. "Undurchsichtige Konstellationen", wie sie als Stellvertreter der Herrschaft mediatisiert durch Hausordnungen, Hausmeister und Hausverwaltungen in Erscheinung treten, verschärfen die Unsicherheit. Die mit der Wohnung erfundene Funktionstrennung des "vollständigen" Hausens von "Haus und Hof", von "Innenhaus und Außenhaus" (I. M. Hülbusch 1978/81) in Wohnung und Grünfläche wird dem Kontrollinteresse der Verfügungsgewalt gerecht.

Die Grünplanung ist diesem Anspruch mit landschaftsgärtnerischen Mitteln nachgekommen: sie lieferte bedenkenlos die Dekoration, die Verpackung für die Ware "Wohnung" (vgl. Wawzyn, L. u. Kramers, D. 1974) und trug damit einen weiteren Baustein zur Entwertung des alltäglichen Lebensraums bei. "Trotz aller ideologischen Neuorientierungen und Verklärungen wird hier Ästhetik praktisch betrieben immer noch im Verständnis einer bloß auf passive Rezeption reduzierten Sinnlichkeit, die in der informationsästhetischen Bemessung von Reizmengen ihre wissenschaftliche Entsprechung findet, ..." (Durth, W. 1977 : 197).

Vor der historischen Kenntnis, daß der "umbaute Raum" relativ knapp und unzureichend ist und das "Außenhaus" eine bedeutende Leistung bei der Entlastung und Kompensation dieses Mangels bedeutet, der zudem in der sozialen Vermittlung zwischen "privat" und "öffentlich" sich als "sozialer Raum" unentbehrlich erweist, ist der professionelle Beitrag der Grünplanung besonders schockierend. Die Profession verdankt ihre Existenz dieser problematischen Mangelsituation, zu der sie nicht mehr beiträgt, als sie auszudehnen.

Dieses Phänomen ist schon älter begriffen und in der Zehensiedlung politisch verwertet worden (vgl. F. Engels 1970).

Trotz der zynischen Begründungen spricht der Angriff auf diese Siedlungen und deren vorgesehener oder realistischer Ersatz durch Geschößwohnungsbau für deren Leistungsfähigkeit im Reproduktionszusammenhang (vgl. Boström und Günther, R. 1976). Die Trennung von "Innenhaus und Außenhaus" als Grundlage und Ort der "häuslichen Produktion" bedeutet die Abschaffung auch eines Arbeitsplatzes oder von Arbeitsplätzen. "Das Kapital versucht die für die Konsumtion nötige Familienarbeit zu seiner Selbstverwertung zu usurpieren" (I. M. Hülbusch 1978 : 104). Drastischer und auf die "theoretisch desolate Situation" für Planung verweisend liest sich das so: "Richtig einsichtig wird die Logik der Funktionstrennung erst auf dem Hintergrund der Tatsache, daß an der

Arbeit, die jemand für die eigene Bedürfnisbefriedigung für sich selbst leistet, kein zweiter etwas verdienen kann ...

An Kleingartenquartieren und Hausgärten ist für den Freiraumplaner ebenso wenig zu verdienen, wie für alle anderen Freizeitunternehmer" (Hülbusch, K. H., J. Koch und H. Kreikenbaum 1972 / 73 : 92).

In den 20er Jahren wurde diese Erfahrung auch professionell aufgearbeitet, theoretisch entwickelt und praktisch gemacht. Neben den Architekten (Taut, May, Fischer u.a.) war einer der wenigen Gartenarchitekten, der die Autonomie im Wohnen (vgl. J. F. C. Turner 1978 / 75ff) samt der "Produktion der Reproduktion" in den Vordergrund seiner planerischen Überlegungen stellte, Leberecht Migge (1913, 1919, 1932 u.a. /vgl. I. M. Hülbusch 1977 / 78). Doch diese "Konzeption einer sozial engagierten Gartenarchitektur", die das begründet hat, was wir heute gegenüber der Grünplanung als Freiraumplanung bezeichnen, ist im gemeinsamen Spiel von Kapital-, Politik- und Standesinteressen ausgeschaltet worden.

Wir hörten von der erfolglosen "Flucht ins harmonische Landleben" bereits im Bericht von B. Bettelheim. Nach der Rückkehr jedoch findet dieser Mensch das Pflaster, dem er entfliehen wollte, nicht mehr vor. Die "Stadterneuerung" war mit den Denkkzetteln aus ihren mißlungenen Trabantenstädten - der Nordweststadt, der Neuen-Vahr, dem Märkischen-Viertel, dem Mümmelmannsberg, dem Hasenbergel, Kranichstein bereits vor ihm zurückgekehrt, um die Landschaft auch in der Stadt auszubreiten, die Gebäude und Blöcke in ein Arrangement von Versatzstücken einzubetten. Unser Heimkehrer hat jede Orientierung verloren. Die Straße ist keine Straße mehr, Hof und Garten sind "Grünflächen", und der Stadtrand mit Kleingärten, Restflächen und dysfunktionalen Freiräumen hat einem Park mit Sport, Schulen, Verkehr und Parkplätzen, gar einer Gartenschau weichen müssen. Der "Landschaft der Gärtner" (Böse, H. und Knittel, J. - 1978) ist er wehrlos ausgeliefert.

Stadterneuerung hat recht rigoros den Versuch unternommen, ihre einmal erlernten Planungsklischees auf alle möglichen Bau- und Stadtstrukturen zu übertragen, um den Nachweis zu führen, daß ein bißchen Wohntrabant überall zu inszenieren ist und die alten Fortschritte immer noch richtig sind.

In den Gründerzeitquartieren des Block-Wohnungsbaus haben sich durch

die Funktionsentfremdung Möglichkeiten von Neuinterpretation der Entwicklungsbereitschaft (Neef, E. 1949) ergeben und ohne Planerhilfe durchgesetzt: durchgesetzt auch gegen die planerischen Zwangsmaßnahmen der autogerechten Stadt. Diese entzogen und entwerteten den Straßenfreiraum. Die evtl. mögliche Einsicht, daß dies falsch gewesen sei, hätte in einer Revision auf die vorherigen Zustände und Bewohner-/Nutzrechte realisiert werden können. Doch wie sollen die gleichen Instanzen und Figuren dieses Zugeständnis, einem vordergründigen Sachzwang aufgesessen zu sein, machen können. Also starten sie propagandistisch aufgezupft aufs Neue den Versuch, mit der Planerlatte im Nebel nach den Lösungen zu suchen, die buchstäblich auf der Straße liegen. "Wohnumfeld" und "Verkehrsberuhigung" sind die Zauberworte mit denen diese neuerliche Enteignung des sozialen Raums verbreitet wird. Die Zuständigkeit für die Freiräume wird in die Hand der Administrationen und der Körperschaften genommen. "Der Anteil an der Verwaltung der Straße" (Jane Jacobs 1963 / 69), der den Bewohnern zusteht, wird durch die verkehrsberuhigte "Straßen-Landschaft" hinweggestaltet (vgl. H. Böse 1981). Aufwendige, komplizierte und pflegeanfällige Möblierungen schließen den Alltagsgebrauch, der keiner besonderen Pflege bedarf aus. Das gleiche gilt für die kollektiv veröffentlichten Blockinnenhöfe, die mit viel Dekoration und Gärtnergrün - planerischen Erfindungsreichtum - in Vertretung der Bewohner besetzt werden.

Nun, das wird auch einmal wieder alt, und dann brauchbar. Doch die Menschen leben jetzt hier und brauchen statt vorgespieltem Luxus ein reproduktiv produktives Außenhaus. Im Geschoßwohnungsbau der Grünen-Wiesen-Siedlung wie des Gründerzeitblockbaus ist nicht der verschönernde Eingriff erforderlich, sondern eine Stärkung der Bewohnerrechte gegen die Eigentümerinteressen. Daß der sanierte Blockinnenhof dem Interesse der Eigentümer mehr entspricht als den Anforderungen der Bewohner nach privater und sozialer (vereinbarungsgemäßer) Besetzung und Nutzung des Freiraums, erleichtert den Planerzugriff. Die "Entrümpelung" ist ein Zeichen für die Enteignung, erleichtert den Planerzugriff indem damit die "Spuren des Wohnverhaltens" (J. Zimmermann 1978) und der Geschichte ausgeräumt werden. Die Vertreibung aus dem Alltag und der Geschichte.

(H. E. Bahr 1977), den Erfahrungen und Kenntnissen, den Besetzungen und Zuständigkeiten schafft auch ohne Umzug die Entwertung der materiellen Umwelt als Hilfe und Raum für die alltägliche Bewältigung der notwendigen Tätigkeiten. Aber es entwertet durch die okkupierende Gestaltung auch die sozialen Konzeptionen, Absprachen, Vereinbarungen, Übereinkünfte und Akzeptanzen:

die "Verlagerung der Kontrolle von außen nach innen" sorgt dafür, daß der gestalterischen Norm unangepaßte Verhaltensweisen von Kindern, Jugendlichen, Müttern u.a. diszipliniert und unangemessen unter Kontrolle gebracht werden kann. Aus der Gestaltung wird neben der Legitimation administrativer Vorsorge für die Zerstörung der Alltage, der Autonomie, des (Selbst-) Bewußtseins (vgl. Gensch, R., Händle, Christa u. a. 1978) ein totalitärer Zugriff in die individuellen und sozialen Alltage. Unordnung versus Cotoneaster-Kultur.

Die Grünplanung und Gartenarchitektur ist ein Stück des ideologischen Mummenschanzes für die Enteignung der Reproduktion, die mit jeder neuerlichen staatlichen Investitions- und Arbeitsplatzmaßnahme weiter getrieben wird. Bei der Verfügung übers Außenhaus bedürfen wir der Stadtgärtner nicht. Erst der Entzug der Freiräume, sehr wohl sachlich begründet, macht den Stadtgärtner erforderlich. Vorgärten, Höfe, Gärten grünen auch ohne Stadtgärtner. Dabei entfällt die Imitation des Gebrauchswertes durch eifrige Pflege ebenso wie der Ersatz der Bodenrente durch teure aber nutzlose Investition. (vgl. Hülbusch, K. H. 1981). Die privaten und sozialen Freiräume haben im "Strickmuster" der Stadt viele Distanzräume, dysfunktionale Freiräume (Leerräume: B. Bettelheim 1977 / vgl. Heinemann, G. und Pommerening, Carla 1979), die mit typischer Stadtvegetation bewachsen sind: einer Vegetation, die für jeden lesbar die Offenheit des Zugangs und der Nutzung erkennen ließ, bis die Stadtgärtner und Un-Krautvertilger kamen, um diese Flächen mit Cotoneaster in "Ordnung" zu bringen und durch "Unkrautlasse" zu bereinigen. (vgl. Hülbusch, K. H. 1978, 1980). Die "Natur in die Stadt" - Modewelle, wird nicht genutzt um diese Kenntnisse zu akzeptieren, sondern um mit einem neuerlichen Trick das bereits hergestellte und vorhandene zu entwerten (Böse, H. u.a. 1981: 96 - 110). So wird das Stadtgärtner-Grün zum Indikator der Enteignung: die Dekoration ersetzt den Gebrauchswert. Nicht, daß die Grüne Zunft dies angezettelt habe. Sie hats zu eigenem Nutz und Frommen akzeptiert und mit neuen Erfindungen

auch vorangetrieben, verkaufbar gemacht. Die Grün-Planer haben, statt über Freiräume, Zuständigkeiten, Verfügbarkeiten nachzudenken, ausschließlich über die landschaftsgärtnerische Okkupation sinniert, die jetzt auch ihren Vorstoß in die "unordentlichen" Stadtquartiere erneuert. Wie dürfte es sein, daß Lebensorte alt werden, Patina erhalten, Spuren des Gebrauchs aufzeigen, wenn es darum geht, eine Ware zu verpacken: der Stadtgärtner als Werbefachmann.

Nun, noch sind nicht alle "Experimente", an denen der historische Lernprozeß und die darin akkumulierte Erfahrung zu lernen wäre, durch marktfähige Neuheiten zerstört. Vielleicht gelingt es uns Planern auch einmal als Mensch wahrzunehmen, zu urteilen und auch für uns selbst zu lernen (O. Ullrich 1979: 223 - 247 und 272 - 310).

Literatur

Statt nur eines oder weniger Literaturauszüge soll hier auf Texte und Materialien hingewiesen werden, die kritische und offensive Beiträge zum "Freiraum" darstellen. Dabei sind nicht die klassisch-disziplinspezifischen Literaturen der Grünplanung und Gartenarchitektur, die ohnehin wenig zum Alltag der Menschen beizutragen wissen, gefragt. Dies mag darin begründet sein, daß die professionell für den Freiraum zuständige Disziplin historisch vom feudalen Gartenkünstler her- und nicht loskommt. Daher stellt sich ihre Angebote und Lösungen immer als "ansprechend" verpackte Luxusbedürfnisse dar, die bar jeder schlichten Notwendigkeit philanthropisch überher sind. Bis auf wenige Ausnahmen wird daher das Phänomen und das Problem "Freiraum" auskunftsreicher in professionell unbeteiligten Texten, in soziologisch und sozialpsychologischen Arbeiten und in literarischen Werken beschrieben. Hier wird die Lebensumwelt nach Bedeutungen, Wahrnehmung, Handlung, Verhalten ohne a-sozial separierende Ausblendung im Alltagszusammenhang wahrgenommen. Die materielle Struktur und Organisation der Umwelt wird dabei nach ihrer stimulierenden, unterstützenden, erschwerenden und verhin-dernden Leistung für die notwendigen und sozialen Lebenstätigkeiten der Alltagsbewältigung dargestellt. Alle diese "Analysen" und Beschreibungen machen deutlich, daß die Qualität von Freiräumen nicht in ihrer Spezialisierung sondern in ihrer offensichtlich breiten und wechselnden Interpretation durch verschiedene Nutzer und in verschiedenen sozialen Situationen besteht. Qualifizierte Freiräume sind Bühnen für viele

"Rollen". Die Rollen, die darin unterzubringen sind, werden nicht nur aus dem sozialen Konsens (Konvention) heraus akzeptabel. Es ist so, daß der Freiraum und seine (soziale) Organisation ebenso über die akzeptierten Rollen, d.h. was die Bühne incl. der Akteure hergibt und aufnehmen kann, mit entscheidet. Formale und quantifizierte Definitionen von Freiraum, die nicht von den Notwendigkeiten der Alltagsorganisation, die durch die soziale Geschichte auch "institutionalisiert" ist, ausgeht, gehen an den Erfahrungen und Informationen der Alltagsroutine und damit an den sozial und psychisch akzeptierten Handlungs- und Verhaltensspielräumen achtlos und zerstörend vorbei. Sie gehen aber auch blind für die soziale Geschichte der materiellen Ausstattung und Organisation vorbei, an der in jahrhunderte-langer Sammlung akkumulierten sozialpsychologischen Erfahrung, die in "bewährten" Lösungen nieder- und fortgeschrieben wird. Und diese Lösungen hat nicht wer erfunden. An den Erfahrungen sind sie korrigiert, herausgebildet und entwickelt worden (Adorno, Th. W. 1967, Bloch, E. 1977). Aus der "allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden" (H. v. Kleist) wird so die "Verfertigung des Hauses, des Quartiers, der Stadt beim Hausen, Hausieren etc.". Die organozistische Bau- und Stadtidee hat das Phänomen so falsch gedeutet, daß die "Haus- und Stadtklempner" (Klempnerarchitektur) mit ihrem mechanistischen Rationalismus aus der alltäglichen Normalität die verordnete "Normativität" - in jeder neuen Spielart mit dem Attribut "modern" belegt - inszenieren konnten.

In der Literatur:

Sicher, bei Walter Benjamin (Städtebilder), Th. W. Adorno (Stichworte, Ohne Leitbild), E. Bloch (Verfremdungen I u. II) findet sich genaue Beobachtung. Aber lebendiger, leichter die eigene Erfahrung und Erinnerung weckend ist mir die Darstellung des Freiraumes im Roman:

Theodor Fontane: Jenny Treibel - als Kommentar dazu: "Das Decameron". Das freistehende Einfamilienhaus als heruntergekommene Villa, der Südwesthang träumt, mit "Schlössern" vollgebaut, schnell zu Ende.

Und im Kinderbuch:

"Wir Kinder von Bullerbü" von Astrid Lindgren ist ein empfehlenswertes Lehrbuch zum Freiraum, das man/frau auch seinen Kindern vorlesen kann. Der "romantische" Vorwurf mit der Begründung, daß es dies nicht mehr

geben könne - so schön es auch sei - zieht da nicht. Über Freiraum ist nicht zu reden, wenn er vorweg schon rationalistisch verwehrt wird. Jedenfalls wird bei Astrid Lindgren der soziale Zusammenhang der Wahrnehmung und Nutzung des Freiraums nachvollziehbar. Und es wird auch deutlich wie das "Innenhaus" über das "Außenhaus" den Zugang zum Freiraum materiell und sozial erschließt, zugänglich, physisch und psychisch möglich macht.

Neben anderen Kinderbüchern ist auch

"Vorstadtkrokodile" von Max von der Grün so ein spannendes Freiraumbuch.

Als Kommentar dazu:

Mead, Margaret - 1974 - Der Konflikt der Generationen - Jugend ohne Vorbild. München.

Muchow, Martha und Muchow, H. - 1935 (1978) - Der Lebensraum des Großstadtkindes. Hamburg (Repr. Päd-Extra-Verlag).

Jacobs, Jane - 1969 - Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Gütersloh und Berlin.

Bettelheim, B. - 1970 - Liebe allein genügt nicht. Die Erziehung emotional gestörter Kinder. Sozialpädagogik Bd. 5 Stuttgart.

Kreibich, Barbara - o.J. (ca. 1976) - Problemnennungen zur Umweltqualität bei Kindern. Diss. TU München. Mskr.-Druck.

Schweisen

Wenn man die professionelle Literatur liest, um daraus zu lernen, dann werden uns da Endgültigkeiten, immer wieder Neues oder nur neu verpackt, aufgetischt. Darin wird verkauft, was die Profis für praktisch halten. Die Praxis der Bewohner, der Nutzer kommt darin nicht vor. Dazu kann uns ein Text von Margaret Mead (1958) hilfreich sein. Sie beschreibt im Einführungsteil (S. 7 - 43) zu "Mann und Weib" ihre Ansicht von der Arbeit des Anthropologen. Vielleicht ließe sich danach die meist leichtfertige planerische Denunziation der Verhältnisse - als Vorwand für die Herstellung von "Ordnung", "Neuordnung" u.a., hinter dem sich administratives und wirtschaftliches Machtinteresse verschanzen, nicht mehr vorbehaltlos weiterführen, etwas davon lernen.

Rainer Wustlich (1978 / Die geistige Unwirtlichkeit der Architekturdisziplin und ihre ökonomischen Folgen. Bauwelt 69 (1): 42 - 45. Berlin) machte dazu eine bitterböse Kolportage, die für die Grünplanung und Gartenarchitektur doppelt gilt, weil sie ihre Existenz immer erst nachweisen und durch Untertänigkeit erdienen muß.

Werner Durth (1977) wendet sich im Schlußkapitel seines Buches über "Die Inszenierung der Alltagswelt - Zur Kritik der Stadtgestaltung" im Kapitel der "Fluchttendenzen und Orientierungsversuche" (S. 218 - 255) den Folgen eines an der alltäglichen Realerfahrung umgekrempelten (Planungs-) Verständnisses zu und stellt den Widerspruch zum Standesinteresse dar, der sich aus der "Betroffenheit" einstellt. Für die Grünplanung ist der Auftrag, "die Stadtbewohner bei Laune zu halten", konstituierend und akzeptiert; deshalb trifft die Analyse und Kritik besonders hart.

Soziologisches und Sozialpsychologisches, auch Pädagogisches

Neben der Erlebnis- und Freizeit-Soziologie, die den Planern ihre "wissenschaftlichen" Alibis liefert, gibt es auch eine theoretische und praktische Soziologie, die sich auf die Konflikte einläßt und die Denunziation der Lebensverhältnisse durch "Wissenschaft" nicht (opportunistisch) mitmacht. Diese Arbeiten, die sich den Realverhältnissen ohne akademische Überheblichkeit, die Menschen und ihre Verhaltensweisen ernst nehmend, nähern, sind Kronzeugen gegen die Luxus-Ideologie offizieller Grünplanung und Grundlage einer Theorie der Freiraumplanung, die nicht den herrschenden Verwertungsinteressen untersteht und deshalb statt material sozial, sozialpsychologisch und sozialhistorisch (geschichtlich) begründet ist.

Die aufgeführte Literatur ist noch unvollständig. Sie soll eine Einführung zu Arbeiten geben, die geeignet sind, gegen die enteignend-okkupierende Grünplanung und Gartenarchitektur ein sozial begründetes Konzept zum Freiraum und zu einer sozialen Theorie der Freiraumplanung zu stellen:

Adorno, Th. W. - 1967 - Ohne Leitbild-Parva aesthetica, darin: Thesen über Tradition: 29 - 41; Funktionalismus heute: 104 - 127. Frankfurt a.M.

Bahr, H. E. - 1977 - Industrielle Gewalt und Heimat in den reichen Gesellschaften. in: Gronemeyer, R. u. Bahr, H. E. (Hrsg.): 17 - 42.

Benjamin, W., Städtebilder, Frankfurt a.M.

Berger, Ph. u. Luckmann, Th. - 1969 - Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a.M.

Bettelheim, B. - 1973 - Die Kinder der Zukunft. München.

Bettelheim, B. - 1975 - Der Weg aus dem Labyrinth. Leben lernen als Therapie. Stuttgart.

Bettelheim, B. - 19(60)80 - Aufstand gegen die Masse. München.

Bloch, E. - 1977 - Erbschaft dieser Zeit. Frankfurt a.M.

Engels, F. - 1970 - Über die Umwelt der arbeitenden Klasse. Bauwelt - Fundamente 27. Gütersloh.

Gensch, R.; Händle, Chr. u.a. - 1978 - SPD-Kultur. Ästhetik u. Kommunikation 33: 63 - 102. Berlin.

Gronemeyer, R. u. Bahr, H. E. (Hrsg.) - 1977 - Nachbarschaft im Neublock. Weinheim u. Basel.

Goetz, A. - 1977 - Ökologie und Politik. Reinbek b. Hamburg.

Habermas, J. - 1976 - Strukturwandel der Öffentlichkeit. 8. Aufl. Neuwied und Berlin.

Heller, A. - 1978 - Das Alltagsleben - Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion. Frankfurt a.M.

Luckmann, Th. u. Schütz, A. - 1979 - Strukturen der Lebenswelt. Frankfurt a.M.

Richter, H. E. - 1976 - Flüchten oder Standhalten. Reinbek b. Hamburg.

Ullrich, O. - 1979 - Technik und Herrschaft. Frankfurt a.M.

Ward, C. - 1978 - Das Kind in der Stadt. Frankfurt a.M.

Wawrzyn, L. u. Kramer, D. (Hrsg.) - 1974 - Wohnen darf nicht länger Ware sein. Darmstadt und Neuwied.

Wylie, L. - 1978 - Dorf in der Vaucluse. Frankfurt a.M.

Professionelles

Wenn auch in relativ wenigen Arbeiten, so werden Fragen des Freiraums auch in der professionellen Literatur abgehandelt. Diese Literatur jedoch ist weniger in der Freiraumplanung als in der Architektur- und Planungskritik angesiedelt. Ergänzt wird dieses Material durch die Beiträge der Siedlungsreformer; z. B.:

- Boström u. Günther, R. - 1976 - Arbeiterinitiativen im Ruhrgebiet. Berlin.
- Deutscher Werkbund (Hrsg.) - 1981 - Neue Ansätze im Wohnungsbau und Konzepte zur Wohnraumerhaltung. Darmstadt.
- Günther, J. u. Günther, R. - 1976 - Soziale Architektur und ihre Elemente. Hess. Blätter f. Volks- und Kulturforschung 2/3. Marburg.
- Howard, E. - 19(07)68 - Gartenstädte von Morgen. Bauwelt-Fundamente 21. Berlin, Frankfurt a.M.
- Migge, L. - 1913 - Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena.
- Migge, L. - 1919 - Jedermann Selbstversorger. Eine Lösung der Siedlungsfrage durch neuen Gartenbau. Jena.
- Migge, L. - 1932 - Die wachsende Siedlung nach biologischen Gesetzen. Stuttgart.
- zu L. Migge
Hülbusch, J. M. - 1977/78 - Jedermann Selbstversorger, - Das koloniale Grün Leberecht Migge's. Stuttgart.
- zu L. Migge
siehe in dem etwas langatmigen aber reich dokumentierten Buch zur Ausstellung: "L. Migge 1881 - 1935 / Gartenkultur des 20. Jahrhunderts". Hrsg.: Fachbereich Stadtplanung u. Landschaftsplanung d. GhK, Worsweder Verlag (ausführliche Literatur- u. Werkverzeichnis).
- Neef, E. - 1950 - Landesplanung und geographische Forschung. Ber. z. dt. Landeskunde. 7(2): 310 - 332. Stuttgart.
- Turner, J. F. C. - 1978 - Verelendung durch Architektur. Reinbek b. Hamburg.
- Zimmermann, J. - 1978 - Wohnverhalten und Wohnumwelt. Schriftenreihe Bau- u. Wohnforschung d. BM-Bau 04 (044). Bonn.

Aus Kassel

In Zusammenarbeit verschiedener Büros wurde ab 1968/70 an der Konkretisierung eines freiraumplanerischen Konzepts gearbeitet, das autonome Entscheidungen der Bewohner über die Nutzung des Freiraums ermöglicht. Seit 1074 wurde die Arbeit daran in Kassel sehr intensiv fortgeführt. E. Schmidt (München) hat auf dem "Tag der Landschaft" (1981 in Kassel) dem sozialen Ansatz, der die "Aneignungsvorgänge durch die Bevölkerung in den Vordergrund der Überlegungen stellt" (Ref.-Mskr.) mit dem Begriff "Kasseler Schule" einen Namen gegeben. Aus dieser "Kasseler Schule", die notwendig Freiraum, Architektur und Städtebau umfaßt - sich also nicht auf das einlassen kann, was Bau- und Stadt-

planung an Resten übrig läßt - wären eine Fülle von Arbeiten anzumerken. Der Verfasser vermittelt auf Anfrage eine ausführliche Arbeitsübersicht.

Autorenkollektiv - 1976 - Gutachten zur Bundesgartenschau Kassel 1981. Schriftr. d. OE-Arch. Stadt- u. Landschaftsplanung d. GhK 01 (00701/007) 2. Aufl. 1977. Kassel.

Bartholmai, G. u. Neuhoff, B. - 1980 - Die Addition von bebautem Raum. Arbeitsleer. d. Fachber. Stadt- u. Landsch.pl. d. GhK 04. Kassel.

Biegler, H. - 1980 - Alltagsgerechter Mietwohnungsbau. Kriterien und Regeln bei der Addition von Mietwohnungen. Schriftenr. d. Studienber. Arch. Stadt- u. Landsch.pl. d. GhK NF 03. Kassel

Böse, H. - 1981 - Hausen in oder Hausieren mit! Vom häuslichen Zugangs-Distanz- und Gebrauchsraum vor der Tür. Mskr. (Zur Veröffentl. in "Das Gartenamt").

Böse, H. - 1981 - Die Aneignung von städtischen Freiräumen. - Beiträge zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraums. Arbeitsleer. d. Fachber. Stadtpl. u. Landsch.pl. d. GhK. Kassel.

Böse, H.; Haas-Kirchner, U.; Hülbusch, J. M. u. Hülbusch, K. H. - 1981 - Untersuchung zur Bundesgartenschau Frankfurt 1989. Kassel.

Böse, H.; Heinemann, G. u. Knittel, J. - 1977 - Eine neue Gartenschau. Bauwelt (16): 536-540. Gütersloh / Berlin.

Böse, H. u. Knittel, J. - 1978 - Die Landschaft der Gärtner. Werk u. Zeit 2: 21-24. Darmstadt.

Burckhard, L. - 1977 - Imaginäre Besichtigung. Bauwelt (1): 14-15. Berlin

Burckhard, L. - 1978 - Von kleinen Schritten und großen Wirkungen. Bauwelt (46/47/48): 1710-1711. Berlin / Gütersloh.

Hülbusch, K. H. - 1980 - Pflanzengesellschaften in Osnabrück. Mitt. d. flor.-sozl. Arbeitsgem. NF 22: 51-75. Göttingen.

Wilkens, M. u. Dischkoff, N. - 1979 - Stadtplanung einfach - Konzepte gewöhnlich. Baumeister (8/78), (9/78) u. (3/79). München.

Ratlos

Macht, det ihr vonne Mülleimer wechkommt!

Wat wolln Se n, Frau; wir spieln doch bloß.

Det is n Hof. Der is für Leute.

Un wat is für Kinder?

Wo keene Leute nich sind.

Und wo sind keene nich?

Wie soll ick n det wissen?

Det wissen wa ooch nich.

Wolfdietrich Schnurre

Das Aussenhaus (1979)

Inge Meta Hülbusch

Das Außenhaus - für die Ausschreibung zu diesem Wettbewerb hier definiert als: "Der Raum zwischen Wohnung und Öffentlichkeit" - was ist es nun wirklich, was umfaßt es?

Das "Außenhaus" hat - wie das "Innenhaus" - etwas mit Wohnen zu tun, es umfaßt - wie das "Innenhaus" - den Bereich der "Reproduktionssphäre", das, was man landläufig mit dem Begriff "Erholen von der täglichen Arbeit" bezeichnet. Noch enger gefaßt, bezeichnet man mit Wohnung / Haus den Bereich, in dem man hofft, seinen täglichen Arbeitsballast loszuwerden, um neue Kräfte für den Arbeitsalltag aufzubauen, physische wie psychische.

Es ist also notwendig, daß die Möglichkeiten zur "Erholung" - wir wollen es mal so billig definieren - bereitgestellt werden, da normalerweise der Arbeitsalltag der Mehrwertschaffenden wie der lernenden Bevölkerung, die sich auf die Produktion vorbereitet - Schüler und Studenten inbegriffen - so lang ist, daß kaum noch Kräfte vorhanden sind, selbst die Voraussetzungen dafür zu schaffen.

Hier wird die Unentbehrlichkeit der aus dem Produktionsprozeß Ausgeschiedenen - der Rentner, oder anders: der Omas und Opas - sowie der Zuhausegebliebenen - der Nurhaus- und Familienfrauen - sichtbar, das heißt, verallgemeinert, die Arbeit der Omas und Opas und der Mütter ist notwendig für die Bereitstellung von Erholungs- / (Über-) lebensmöglichkeiten für die sogenannte arbeitende und lernende Bevölkerung. Diese Arbeit der Zuhausegebliebenen wird nicht bezahlt, ist umsonst wie die sogenannten natürlichen Hilfsquellen Wasser, Luft, Erde, die zur Zeit bekanntlich besonders stark belastet bzw. ausgebeutet werden, zu gunsten einiger weniger.

Familienpolitik reduziert sich auf diese Arbeitsleistung der Zuhausegebliebenen und ihre Leistungsfähigkeit als Bioproduzenten.

Wie hieß es doch im alten Pompeji?

"Die Arbeit der Sklaven gehört den Herrschaften."

Da dieser Arbeitgeber unterschiedliche Qualitäten hat, konnten natürlich auch - im Interesse des Arbeitgebers - Werksiedlungen mit Garten wie z. B. im Ruhrgebiet entstehen, die durchaus zum Wohlbefinden des Arbeitnehmers und seiner Familie beitragen und noch beitragen, besonders, da sie immer noch eine "notwendige Ergänzung der knappen Lebensausstattung unterer Schichten" sind, wenn auch das Bundesverfassungsgericht Karlsruhe vor kurzem anderer Meinung war.

Es entstanden aber parallel - und das noch in jüngster Zeit mit Gewerkschaftshilfe - und Gewerkschaftsprofitem - Hochhaussiedlungen wie das Märkische Viertel, Gropiusstadt hier in Berlin, Osterholz-Tenever und Grohner Düne in Bremen und unzählige mehr.

Dabei hat es den Anschein, als ob - sicher im Werksinteresse (man mag es auch Profitinteresse nennen) - die Initiatoren des niedriggeschosigen Wohnungsbaus die glücklicher Hand gehabt hätten. Der Stapel Effekt entfällt, man fühlt sich in diesen Wohnungen - als bekanntestes Beispiel soll mal wieder die Zehensiedlungen des Ruhrgebietes genannt werden - nicht so enteignet, da zumindest die Möglichkeit besteht, Dinge zu tun, die das Gefühl, nur Sklave zu sein, aufheben: basteln, Gartenarbeit verrichten oder einfach nur an der eigenen Haustür zu stehen oder zu sitzen und mit Nachbarn und Vorbeigehenden zu erzählen.

Man muß es nicht, hat aber die Gelegenheit dazu.

Ich glaube so etwas kennen wir alle.

Uns ist also klar, daß eine Siedlung wie diese nicht nur aus aneinander gereihten Kisten besteht, die man mit entsprechender administrativer Gewalt auch stapeln könnte, sondern mehr ist: Eingang, Ausgang, Türen, Treppen, Wege, Höfe, Schuppen, Gärtchen, Fenster zum Rein- und Rausgucken, Rein- und Rausreden, Keller ... Topoi, die, wenn wir genau hinsehen, in vielen alten - und, wenn wir Glück haben, auch in neuen Siedlungen auftauchen. Alles sind Elemente, mit denen man etwas machen kann, über die man verfügen kann, ohne dem anderen, dem Nachbar, etwas zu nehmen oder wehzutun.

Wir sind also jetzt bei der Frage der Aneignung der Umwelt, die sicher

mit den eingangs erwähnten ökonomischen Bedingungen zu tun hat. D. h., wenn ich weiß, daß das, was ich zum Leben brauche, gesichert ist, und sei es nur das Existenzminimum, habe ich auch meist die Kraft, die Nah-Umwelt nach meinen Bedürfnissen herzurichten, vorausgesetzt natürlich, dieses Herrichten ist mir erlaubt.

Ich schaffe mir also Dinge, die nur ich mir bereitstellen kann.

Ich brauche also nicht zu demonstrieren - auf die Straße zu gehen - um meinen Nahbereich für mich passend herrichten zu können, Absprache mit dem Nachbarn vorausgesetzt.

Fassen wir einmal zusammen:

das "Außenhaus" ist hiermit der Bereich außerhalb des umbauten Raumes, den wir uns aneignen können, dessen Aneignung für uns eine soziale und ökonomische Notwendigkeit ist.

Ich hoffe, daß wir uns richtig verstehen: ich singe hier kein Loblied des Eigenheims im Garten, sondern verlange, daß man "zuhause" miteinander oder allein etwas zu tun haben darf, d.h. auch etwas zu sagen haben darf.

Das "Zuhause" ist damit nicht auf das "Innenhaus", d.h. die Wohnung als solche, den umbauten Raum, beschränkt, sondern umfaßt auch das "Außenhaus".

Das "Außenhaus" ist also nicht identisch mit dem "Wohnumfeld" oder dem "Freiraum", die - weniger oder mehr - von der öffentlichen Hand - den Planungsämtern / Siedlungsgesellschaften - bestimmt werden. Maßnahmen im "Wohnumfeld" oder im "Freiraum" tragen dirigistische Züge; sie sind Maßnahmen für Leute, die kein "Außenhaus" haben, die also nach draußen nichts sagen dürfen.

Sie dürfen zwar verlangen: "Wir brauchen einen Kinderspielplatz", aber nicht: "Ich brauche einen Platz zum Basteln".

Wohnen hat etwas mit Wohlbefinden zu tun, mit der seelischen und körperlichen Stabilität des Einzelnen in der Gruppe, in der Gesellschaft.

Das Motto "Patienten haben eine Familie" trifft ebenso wie: "Mit der Wohnung kann man einen Menschen erschlagen". Es zählt also nicht die durchschnittliche Lebenserwartung, sondern die individuelle bzw. die Erwartung der Kleingruppe, des Haushalts, der Familie, es zählt nicht das Durchschnittsglück, sondern das Glück für mich, das Glück an sich. Untersuchungen in Mannheim ergaben jetzt, daß Selbstmord "ansteckend" ist, d.h. in bestimmten Vierteln - ich behaupte jetzt einmal, dort wo man nichts zu sagen hat, d.h. nichts sagen darf - sind viele Einzelne aufgrund ähnlicher Situation dazu bereit, eine "vorgeleisteten" Selbstmord nachzuahmen. Das hört sich brutal an, ist aber seit den ersten Untersuchungen der Sozialökologen der Chicagoer Schule der 20er Jahre bekannt.

Aber nocheinmal zurück zu den Angeboten der öffentlichen Hand:

Die öffentlichen Anlagen - der Bürgersteig, die Straße, der Platz, der Park, der Stadtwald - sind die Faktoren, die viele "Zuhause" zu einer Gemeinde machen, d.h. ihre Qualität und Zuordnung entscheidet mit über die Qualität des Gemeinwesens, über die Qualität dessen, was öffentlich ist, was allen gehört bzw. gehören sollte.

Wenn wir hier das Schlagwort der "Darstellung" aus der alten Urbanitätsdiskussion aufgreifen wollen: hier stellt man sich so dar, wie man sein möchte, in seinem Außenhaus so, wie man ist. Das kann dann durchaus so aussehen, daß die Topoi einer Villa identisch sind mit denen einer Mietskaserne: die Bewohner dürfen aus Prestige Gründen nichts tun, es gibt kein Außenhaus, alles ist "öffentlich", es darf sich nichts bewegen, außer, es trägt zum Ansehen bei. Mit dem Unterschied natürlich, daß die Villenbewohner über dieses "Ansehen" selbst entscheiden und die Mietskasernenbewohner nicht. Für die Arbeit sind Angestellte notwendig, die Bewohner dürfen nicht Hand anlegen.

Es sind also Wohnformen, für die man Lakaien braucht - Lakaienarchitektur, Architektur für Leute, deren Arbeit - wie in Pompeji - den Herrschaften gehört.

D.h., die Bewohner von Mietskasernen und Villen "lassen aneignen", was sich natürlich nur in Zahlen / Bruttosozialprodukt ausdrücken läßt.

Hat dieses Außenhaus denn etwas mit Architektur, mit Entwurf zu tun oder entsteht es beim Arbeiten, beim Leben nebenbei?

Das Außenhaus setzt voraus, daß die Bewohner die sozialen und ökonomischen Notwendigkeiten draußen und drinnen verbinden können, daß sie über den Einsatz ihrer Ressourcen selbst verfügen können, also nicht wieder über sie verfügt wird. Alle Behauptungen, die sagen, daß nicht jedes Haus vollständig sein könne, weil wir diesen Platz nicht hätten, sind falsch. Es liegt der Verdacht nahe, daß diese Behauptungen Methoden haben, mit Absicht, wenn auch zum Teil unbewußt darauf aus sind, Sozial- und Autonomie-Defizite herzustellen. Der Platz, der den Leuten so vorenthalten wird, weil er angeblich fehlt, wird mit ignoranter Leichtfertigkeit als Dekoration im Geschoßwohnungsbau und bei Bundesgartenschauen und ähnlich demonstrativen Bauvorhaben der sozialen Verfügung entzogen und gleicherzeit als soziale Großtat propagiert.

Deshalb sind bei der Jurierung zum Thema "Das Außenhaus" keine Arbeiten prämiert worden, die sich ausschließlich als Architektur = Vorfertigung für die Leute = Erfahrung aus zweiter Hand verstanden. Prämiert wurden Arbeiten, in denen der Widerstand gegen die Enteignung der Lebensverhältnisse oder die Herstellung der Lebensverhältnisse erfahren, beobachtet und dargestellt wurden, die also die Herstellung des Außenhauses im historischen und sozialen Prozeß beschrieben.

Das Außenhaus kann nicht als Markt oder Marktwert, sonder nur gebrauchswertorientiert verstanden werden, in Abwandlung eines Wortes von Heinrich von Kleist:

kurzgefaßt geht es um

"die allmähliche Verfertigung des Außenhauses beim Nutzen".

Im Kindergarten

Gib den Klotz her!

Das is meiner.

Ich brauch n für mein Haus.

Ich brauch n, weil er so blau is.

Blau is kein Grund.

'n Haus auch nich.

Klar; kannst drin wohnen.

Von Blau kannst träumen.

Von nem Haus auch.

Was baust n dir dann extra noch eins?

Na, hast ja auch extra den Klotz!

Den hab ich geträumt.

Das 'Aussenhaus' verfügbar machen ! (1981)

Helmut Böse

"Dem Teppich fällt es leichter bunt zu sein als dem Bild, dem Bild leichter als dem Haus, dem Haus leichter, als dem Leben darin."

(Ernst Bloch, Spuren, 1910 - 29)

Kein Mensch kann von Attraktionen leben. Im täglichen Leben geht es vor allem um die Bewältigung wiederkehrender typischer Situationen. Jeder stützt die Notwendigkeiten und Gelegenheiten seines Alltags auf Erfahrungen, die auf Routinen aufbauen.

Innerhalb des Wohnens sind die Zeiten und Orte zunächst einmal über die Alltagstätigkeiten bestimmt, die jeder von uns notwendig zu organisieren hat. So wie das Haus, die Wohnung zu allererst die notwendige Grundlage und den Spielraum für die Bewältigung des Alltags bildet, werden auch die Freiräume nicht aus Übermut, Langeweile oder für 'höhere Zwecke' gebraucht.

Sie haben bar Notwendiges zu gewährleisten: die Basis für die häusliche Produktion des Alltäglichen zu ergänzen und zu erleichtern sowie die Spielräume zu erweitern.

Was war mit 'Aussenhaus' gemeint ?

In der begrifflichen Einheit 'Innenhaus und Außenhaus', die Inge Meta Hülbusch prägte, kommt dieser produktive Zusammenhang zum Ausdruck. Er nimmt die kulturhistorisch herausgebildeten und vermittelten Inhalte und Formen von 'Haus und Hof' zur Grundlage der Forderung nach dem vollständigen Wohn- und Arbeitsraum.

So bezeichnet 'Hof' hochdeutsch einen Wirtschaftsplatz am Haus; und im niederdeutschen ist ein Hof oder Hoff jeder befriedete Platz am Haus und bezeichnet auch den umzäunten Garten.

Höfe, Gärten, Plätze, Wege, Vorgärten und Straßen sind ja auch Arbeitsplätze und -wege. Sie sind die Orte und Gelegenheiten zur Herstellung und Sicherung von Alltagshandlungen und -erfahrungen: der Produktion von Haushalt, von Kinderspiel, von sozialen Kontakten und auch der Produktion von Reproduktion.

Ob diese 'Produktion' der Leute über das Innenhaus nach draußen gelingen kann, hängt davon ab, wieweit hier Raum für persönliche Entscheidungen

und Handlungen verfügbar ist und darüber hinaus einen Rahmen bildet, der gemeinschaftliche Handlungen und Nutzbarkeiten aufnehmen kann.

Wenn es darum geht, über die "Vier Wände" hinaus die Basis einer häuslichen Autonomie zu vergrößern, das heißt die Leute in die Lage zu versetzen, selber Verantwortung in und für Freiräume zu übernehmen, dann muß ihnen ein privates Außenhaus verfügbar sein. Der private Hof und Garten sind Anlaß und Gelegenheit, Zuständigkeiten auch für die benachbarten gemeinsam benutzten Freiräume erprobend und vereinbarend entwickeln zu können.

Inge Meta Hülbusch ist wie Leberecht Migge, den sie für uns vor sechs Jahren entdeckte, eine Verfechterin des privaten Außenhauses, der Verfügbarmachung des Bodens für viele. Sie schreibt: "Die Entlastungs- und Entwicklungsfunktion des Außenhauses läßt sich nicht nur auf utilitaristische ergänzungen beschränken. Diese sind jedoch die Anlässe und Gelegenheiten zur Öffnung und Weiterung des Innenhauses, das so für alle Beteiligten um sich greifen kann, den Bewegungsspielraum nicht nur quantitativ, sondern auch sozial erweitern kann." (I. M. Hülbusch, 1978)

Produktion und Verwaltbarkeit der lokalen Verhältnisse

Schließt man von den heute gängigen Freiraumplanungen, den Verkehrsberuhigungen, Wohnumfeldgestaltungen und Blockhofsanierungen auf das Verständnis, das die Grünplaner von den Wohnalltagen der Bewohner haben, so könnte man den Eindruck bekommen, die Leute hätten oder wüßten nichts zu tun und warteten nur auf originelle Animation, Belebung und Unterhaltung durch die Grünplaner und ihre Anlagen. Mit der 'Neuen Deutschen Sanierungswelle' schwappen zur Zeit immer die gleichen Miniaturscenarios in die alten Höfe, Straßen und Plätze, mit denen versucht wird sie zu 'natürlichen Landschaften' zu erklären.

Wir wissen, daß zum Beispiel die Mietwohnungsbauten aus der Gründerzeit und der Jahrhundertwende praktisch keine privat verfügbaren Freiräume enthielten. Die Blockinnenflächen sind in zum Teil verwinkelte Parzellen aufgeteilt: eine von Mauern umschlossene und mit alten Werkstätten, Ställen und Lagerräumen durchsetzte Ansammlung kleiner Höfe, die nur über die Hausdurchgänge mit Treppenhäusern erreichbar sind. Die Zuständigkeit, in der sich diese Höfe befinden, kann man als 'hausöffentlich' bezeichnen. Jeder Hof ist zwar mehreren aber tendenziell gekannten Leuten zugänglich. Mit den Blockhofsanierungen ist in der Regel zuerst die Aufhebung der

Grenzen dieser vielen Höfe verbunden. Die 'Neuordnung' versucht mit einer Art 'städtischer Flurbereinigung' die vielen hausöffentlich definierten Höfe in eine blocköffentliche Hofanlage zu verwandeln, um die für jeden betretbare Fläche zu vergrößern.

Aber was ist in bezug auf die Zuständigkeit für die Flächen passiert?

Für die vielen kleinen Höfe waren jeweils die Bewohner eines Hauses zuständig. Die individuelle Nutzbarkeit war zwar eingeschränkt, mit notwendigen Absprachen, Erprobungen, Auslotungen der Toleranzgrenzen verbunden; aber das ließ sich noch je nach 'Hausgemeinschaft' mit mehr oder weniger Mühe und Erfolg erreichen, weil die Zahl der Leute, die einen Zugang zum Hof hatten, noch überschaubar blieb, die Gesichter bekannt waren.

Diese vielen Hausöffentlichkeiten sind jetzt mit der 'Neuordnung' der Grenzen in eine einzige Blocköffentlichkeit aufgelöst: das heißt jeder, der den Hof betritt, hat es jetzt mit allen Bewohnern des Blocks zu tun. Die strukturelle und materielle Bedingung ist nicht mehr geeignet, abgesprochene, vereinbarte Verfügungen zuzulassen. Die vielen kleinen Höfe boten zumindest noch die Chance für eine Besetzung und Verwaltung 'von innen', von den Häusern und Wohnungen aus. Der Blockhof insgesamt wurde über die vielen hausöffentlichen Einheiten verwaltet.

Der planerische Eingriff, die 'Veröffentlichung des Wohnens', spezialisiert mit viel finanziellem und dekorativen Aufwand nicht nur die Nutzbarkeit, sondern macht auch das Wohnen im Außenhaus abhängiger von 'äußerer Verwaltung'.

Die Möglichkeit eines persönlichen und sozial vereinbarten Anteils an der Verwaltung des 'Außenhauses', die Grundlage für das Zusammenwachsen von individuellen Tätigkeiten, den Spuren und Zutaten mit den Kontakten, Hilfen, auch Konflikten, den Gesichtern, wird enteignet.

"Im Geschoßwohnungsbau der Grüne-Wiesen-Siedlung wie des Gründerzeitblockhauses ist nicht der verschönernde Eingriff erforderlich, sondern eine Stärkung der Bewohnerrechte gegen Eigentümerinteressen. ... Die 'Entrümpelung' ist ein Zeichen für die Enteignung, erleichtert den Planerzugriff indem damit die 'Spuren des Wohnverhaltens' (J. Zimmermann, 1978) und der Alltagsgeschichte ausgeräumt werden." (Hülbusch, K. H., 1981)

Die Bewohner von drei benachbarten Gründerzeitgebäuden in Darmstadt zeigten, daß es auch anders geht: Sie einigten sich, von den Begrenzungsmauern stellenweise einige Schichten abzutragen, damit man mal rüberschauen kann,

und zwei Öffnungen zum Durchgehen in die Mauer zu brechen. Ohne die Grenzen aufzuheben – und damit die Rückzugsmöglichkeiten – ergibt die Möglichkeit der Grenzübertretung die Gelegenheit zu Kontakten.

Die Hierarchie von abgestuften Raumöffentlichkeiten

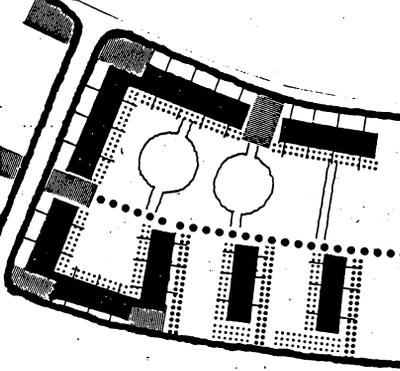
'Sozial' versteht sich Freiraumplanung im Gegensatz zur Grünplanung, weil sie die Freiräume in persönliche Zuständigkeiten gibt und die gemeinsam nutzbaren Flächen so zuordnet, daß die Bewohner selbst in der Lage sind, sie über Konventionen des Gebrauchs zu verwalten. Dies schließt heteronom kontrollierte Konzepte von Grüngestaltung aus, deren 'individuelle Gestaltung' die Gestaltungen durch die Individuen ersetzt.

Das Beispiel des Gründerzeitblockhofes enthält bei aller Eingeschränktheit individueller Nutzung wenigstens noch durch die vielen Höfe eine räumliche Option, die besetzbar ist. Der Zugang zum gemeinsamen Freiraum wird leichter, wenn er privat nutzbare Fläche enthält. Gärten, Mietergärten, Türplätze, Haushöfe, blocköffentliche Wege, Vorgärten, straßenöffentliche Verbindungen und quartiersöffentliche Parks und Plätze sind Orte, die über ihren Grad an Öffentlichkeit unterscheidbar sind, die sie ermöglichen.

Auf dem privaten 'Außenhaus' als gesicherte Basis im gemeinsamen Außenraum, baut sich eine abgestufte Verfügung und Zugänglichkeit der gemeinsam nutzbaren Freiräume auf: eine Hierarchie von Raumöffentlichkeiten. Das heißt, daß die Kontrolle, beschrieben durch die Zugänglichkeit eines Raumes, von jeweils unterschiedlichen Gruppenzusammensetzungen ausgeübt wird. Die Beanachbarung und Verknüpfung nach Zuständigkeit und Zugänglichkeit unterscheidbarer Freiräume ermöglicht ein und derselben Person, ihr Verhalten auf bestimmte Gruppen zu beziehen, die sich von familiär/vertraut, benachbart/vertraut oder bekannt/vertraut bis zu fremd/anonym abstufen. Freiraumplanung hat mit der Organisation eines Systems von Freiräumen unterschiedlicher räumlicher Verfügbarkeiten – von privaten, häuslich-gemeinsamen, blockbezogenen-gemeinsamen, straßenöffentlichen und quartiersöffentlichen – die Stufen der möglichen sozialen Gruppenzusammenhänge von privat bis öffentlich nachzuvollziehen, beziehungsweise einen Rahmen oder Spielraum für das Spektrum zwischen privaten und öffentlichen Aneignungsformen und Verhaltensdispositionen zu schaffen.

Dieses Prinzip einer hierarchisch gestaffelten Organisation von Raumverfügbarkeiten ist zum Beispiel in den Konzepten der 'horizontalen Gartenstädten' fast idealtypisch realisiert worden. An ihnen und anderen altge-

Beispiel für eine hierarchische Abstufung von Raumöffentlichkeiten über die Verfügbarkeit und Zuordnung zu Straßenöffentlichkeit, Blocköffentlichkeit, Hausöffentlichkeit, Haustürplätze, Schwellenbereiche, privat nutzbare Flächen. Berlin - Steglitz, Preysingstrasse. 2-geschossig mit Dachausbau.



Öffentlicher Gehweg mit Vorderseite des Hauses verknüpft und Eckplätze mit Hausdurchgängen zur Rückseite der Häuser.

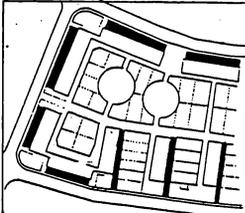
Blocköffentl. Rückzugsbereiche den Gärten zugeordnet, verknüpft mit Wegen an der Rückseite der Häuser und blocköffentliche Durchquerung.

Gebäude mit Ein- und Ausgängen-hinten und vorne

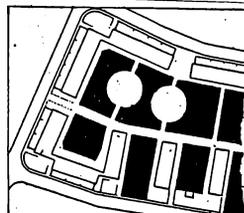
Erschließung an der Rückseite des Hauses mit blocköffentlicher Durchquerung und Gartenplätzen verknüpft.

"privater" Gehweg mit Vorderseite des Hauses und blocköffentlicher Durchquerung verbunden.

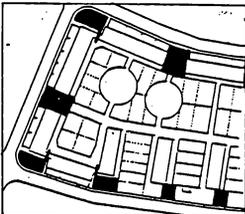
Blocköffentliche Durchquerung und Rückzugsbereich.



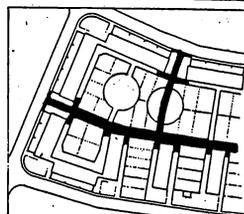
Schwellenbereich -Vorderseite mit der Straße zugewandten Vorgärten; oder als Stichwegerschließung



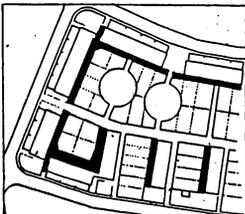
Private Mietergärten, den Aus/Eingängen der Gebäuderückseiten zugewandt.



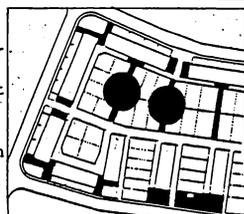
Eckplätze, der Straßenöffentlichkeit zugewandt und mit den Erschließungen der Blockinnenseite verbunden.



Blocköffentliche Durchquerung; als Mittelspanne (Gartenweg) innerer Rückzugs- und Zugangsbereich zu den Gärten und Plätzen.



Erschließungsweg an den Gebäuderückseiten, den Gärten zugeordnet und mit den Eckplätzen und der blocköffentlichen Durchquerung zugeordnet.



Hausbezogene und blocköffentliche Plätze, die von den inneren Erschließungsflächen erreichbar sind d. h. den Gärten und Hausrückseiten zugeordnet sind.

wordenen Siedlungen, Quartieren und Freiräumen kann man nachvollziehen, was an Freiraum- und Hausplanungen sich bewährt hat; wie in und mit Freiräumen gelebt werden kann, wie Verhaltensspielräume und Wahlmöglichkeiten durch Ausstattung und Struktur beeinflußt und stimuliert werden und wie durch Aneignungen lesbare Spuren, Veränderungen und Weiterentwicklungen produziert werden.

Freiraumplanung muß von dieser Praxis lernen. Praxis bedeutet hier für den Planer nicht nur die Handlungsformen des Berufsstandes. Praxis meint auch die Bewährung der Planungen im Alltag der Bewohner.

Das kann andererseits nicht heißen, daß mit der Aufnahme bewährter Prinzipien und Elemente automatisch eine Sozialisierung der Öffentlichkeit verbunden wäre. Soziale Verhältnisse sind nicht mit den Bauten lieferbar. Anders ausgedrückt heißt das, daß kein "direktes Verhältnis zwischen gutem Wohnen und gutem Benehmen existiert", wie es Jane Jacobs ausdrückte. Bestimmte räumlich-materielle Organisationsformen (wie die hierarchische Abstufung von Raumverfügbarkeiten) machen es den Menschen aber offensichtlich einfacher, sich 'menschlich zu benehmen', aber diese erzeugen nicht automatisch 'Menschlichkeit'.

"Wenn wir aber zur eigenen Rechtfertigung an gutes Wohnen die anspruchsvolle Erwartung knüpfen, es solle Wunder auf sozialem Gebiet vollbringen, so betrügen wir uns selbst. Reinhold Niebuhr nannte dieses Selbstbetrug 'Die Doktrin vom Heil durch Ziegelsteine'." (Jacobs, J., 1976, S. 79)

Bedingungen und Kriterien

Generalisiert lassen sich einige strukturelle und materielle Merkmale einer durch Bewohner besetzbaren und brauchbaren Freiraumhierarchie so zusammenfassen:

- Eine Siedlungsorganisation, die von der Analyse her ein Flächenmuster darstellt, das von privaten bis öffentlichen Räumen differenzierte Verfügbarkeiten abstuft, gekoppelt mit einer hohen Erschließungsdichte,
- Brauchbar im Sinne von nachvollziehbar, sozial akzeptabel wird die hierarchische Organisation von Freiraum nur, wenn die verschiedenen Freiräume (Gärten, Garenplätze, Wege, Höfe, Vorgärten ...) häufig aneinandergrenzen - also keine großflächigen Monokulturen entstehen.
- Eine Zuordnung von Wohnungen und Freiräumen, die die Gelegenheiten der Erweiterung und Ergänzung vergrößert; das heißt eine geringe Geschoszahl mit direkten Verknüpfungen von Innenhaus und Außenhaus. (1944 forderte

Roland Rainer, das Reihenhhaus nach englischen und norddeutschen Vorbildern gegen das hohe Mietshaus zur Grundlage der Erweiterung, Neugründung und des Wiederaufbaues von Städten zu machen.) Mit zunehmender Geschößzahl ab 3. Obergeschoß noch von 'Außenhaus' sprechen zu wollen, wird zur Farce.

- Definierte Nutzungskompetenzen und Zuständigkeiten für das private und häusliche 'Außenhaus'. Der Aneignungsspielraum in einem privaten 'Stück Land' ist am größten; entsprechend ist die allgemeine Verhaltenserwartung beziehungsweise soziale Kontrolle in bezug auf den 'eigenen Garten' gering.

- Die Herstellung und Sicherung einer mit dem Gebrauch sich etablierenden Nutzbarkeit und Vertrautheit öffentlicher Freiräume, bedarf eines 'anspruchlosen' materiellen Rahmens, der von der Alterungsfähigkeit und Beständigkeit seiner architektonischen Elemente gekennzeichnet ist. Wenn es in erster Linie um den nachhaltigen Rahmen für unterschiedlich besetzbare Freiräume geht, so ist die erfolgreich alterungsfähige Vegetation in der Stadt auf wenige Formen reduziert: Bäume und Hecken mit unterschiedlichem Habitus, Ranker und Kletterpflanzen, trittfeste Rasen und die verschiedenen Ausprägungen städtischer Ruderalvegetation.

In den abgebildeten Planungsbeispielen aus der "Praxis" wird der Versuch unternommen auf der Grundlage dieser Ansprüche und Kriterien Freiraumplanung / Siedlungsplanung zu betreiben.

Organisieren statt originalisieren

Der Gartenkunst des 18. und 19. Jahrhunderts sowie der nachfolgenden Grünplanung - der 'sanitären Gartenkunst' - ist gemeinsam, daß sie ihre Lösungen nicht am Alltag der Bewohner entwickelt haben. Ihre 'Probleme' waren und sind noch wesentlich 'künstlerischer Natur'. So fand auch nach dem Zweiten Weltkrieg die Auseinandersetzung mit Haus- und Siedlungsbauwesen und der individuellen und sozialen Bedeutung der Verfügbarmachung des Bodens, wie nach Howard in den 20er und 30er Jahren auch von Gartenarchitekten (Koch, Maasz, Migge, Lichtwark ...) geführt wurde, keine Fortsetzung. Die letzten 30 Jahre sind eher von den wechselnden Moden der Gartenarchitektur geprägt. Sie versprachen zwar jeweils, den Bedürfnissen der Bewohner gerechter zu werden und aus den Mißerfolgen zu lernen; eine Überprüfung der gebauten Resultate auf ihre tatsächlichen Wirkungen im Alltag der Bewohner, im Hinblick auf die Frage, wieweit sie die Produktionsgrundlage und Spielräume häuslicher Autonomie stützten und erweiterten,

fand nicht statt. So kam auch die Grünplanung kaum über ein Beklagen der heute noch gängigen Bau- und Siedlungsformen hinaus; zu einer Offensive nicht gerüstet, betrieb sie eine so gut wie unwidersprochene Anpassung an wechselnde architektonische und städtebauliche Konzepte.

Man wird nun einwenden, Wohnumfeldgestaltung und Verkehrsberuhigung seien doch Zeichen für einen Wandel im Berufsverständnis. Aber dieser scheinbare Fortschritt macht sich durch seinen Eifer verdächtig, mit dem nach neuen Formen, Mitteln und Instrumenten der Durchsetzung gefahndet wird, noch ehe man sich über die Ziele und Fragen der Lebensbedingungen für die Leute konkret verständigt hat. So bleiben als schnelle Antworten auf ungestellte Fragen eben nur wieder die philanthropischen Gemeinschaftsgrünanlagen übrig. Ich vermute, daß sich auch hier nur die Planungsorte geändert und erweitert haben, und nicht wirklich die Konzeptionen. Es handelt sich wohl eher um Entdeckungen, um eine Erweiterung der Anwendungsgebiete für 'landschaftliche Spekulationen' im bisher der Grünplanung nicht verfügbaren Terrain: den individuell und sozial definierten Freiräumen. Das über kleine Einheiten bestimmte Netz von Verfügungen und Zuständigkeiten über Höfe, Gärten, Plätze, Vorgärten und Straßen bildet erfahrungsgemäß Orte unterschiedlicher Verhaltens- und Erfahrungsmöglichkeiten auf engem Raum. Sie sind Orte mit Geschichte - mit Geschichten, die auch von den Leuten selber erzeugt wurden und von diesen zeugen. Diese Orte sind 'lernfähige Rahmen', die an der Aufnahmefähigkeit von alltäglichen Notwendigkeiten, Gelegenheiten und Kenntnissen der Bewohner orientiert sind und sich als tragfähig erwiesen haben.

Hier brauchen wir als Planer auch keine Gestaltungskompetenzen abzutreten, weil wir sie historisch einmal gar nicht haben und sie andererseits auch nicht nötig sind. Leberecht Migge antwortete den gartenkünstlerischen Kritikern 1913: "Ist das Phantasielosigkeit? Nein, es ist nur Zügelung, ein Sichbesinnen und Beschränken auf das Wesentliche. Es heißt organisieren." (Migge, L., 1913, S. 149)

Und da wo neu gebaut werden soll, geht es Freiraumplanung eben in erster Linie um die Organisation von Zuständigkeiten und materieller Bedingungen, die das Tätigwerden und die Originalität vieler ermöglichen; um nicht mehr aber auch nicht weniger.

Geben wir jedem seinen Garten zwischen den Gärten und Häusern; geben wir ihm einen Platz am Wegen, Ecken, Straßen mit Vorgärten und Plätzen. Räumen wir den Leuten Nutzungsrechte gegen Bauträger und -gesellschaften ein.

Erliegen wir nicht mehr einer kollektiven Landschaftlichkeit, die wir uns und den Leuten gegenüber als Natur tarnen und verkaufen. Dann könnte es gelingen zu verhindern, den Begriff 'Außenhaus' mit Hüpfmatten, Schaukelelementen, kriechenden Mispeln, Maulwurfshügeln und Brettspielen zu ver-schachern.

Literaturnachweis:

- Biegler, H.J. - 1978 - Alltagsgerechter Mietwohnungsbau. Schriftenreihe ASL, GhK NF 03, Kassel
- Böse, H. - 1982 - Hausen in oder hausieren mit? In: DAS GARTENAMT, Heft 3, Hannover/Berlin
- Böse, H., Knittel, J. - 1979 - Die Landschaft der Gärtner. In: WERK UND ZEIT, Heft 2, Darmstadt
- Böse, H., Hülbusch, K. H. - 1980 - Cotoneaster und Pflaster. In: DEUTSCHE BAUZEITUNG, Heft 7, Stuttgart
- Burckhardt, L. - 1978 - Von kleinen Schritten und großen Wirkungen. In: BAUWELT, Heft 46, Berlin. Gütersloh
- Gronemeyer, R. - 1972 - Organisierter Alltag. In: Bahr, H.E. (Hrsg.), Politisierung des Alltags. Darmstadt und Neuwied
- Hülbusch, I. M. - 1978 - "Jedermann Selbstversorger" - das koloniale Grün Leberecht Migges. In: Burckhardt, L. (Hrsg.), Der Werkbund in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Stuttgart
- Hülbusch, I. M. - 1978 - Innenhaus und Außenhaus - Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe OE/ASL GhK 01(033) Kassel
- Hülbusch, I. M. - 1981 - Lakaienarchitektur. In: DEUTSCHE BAUZEITUNG, Heft 6, Stuttgart
- Hülbusch, K. H. - 1978 - Die Stadt als Landschaft oder: was wächst denn so von selbst? In: WERK UND ZEIT, Heft 2, Darmstadt
- Hülbusch, K. H. - 1980 - Stadtgrün ohne Stadtgärtner. In: BASELER MAGAZIN, Beilage der BASELER ZEITUNG vom 12.04.80, Basel
- Hülbusch, K. H. - 1981 - Zur Ideologie der öffentlichen Grünplanung, In: Andritzky/Spitzer (Hrsg.), Grün in der Stadt. Reinbek bei Hamburg
- Jacobs, J. - 1976 - Tod und Elend großer amerikanischer Städte, Braunschweig
- Migge, L. - 1913 - Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena
- Monard, M. - 1978 - Gebrauchswerte der Wohnung. Schriftenreihe zur Arch. Stadtpl. und Landschaftspl. NF 01., Kassel
- Muchow, M., Muchow, H. - 1935 - Der Lebensraum des Großstadtkindes. (Reprint 1978), Hamburg
- Pommerening, K., Heinemann, G. - 1981 - Freiraumanalyse innerstädtischer Gebiete. In: GARTEN UND LANDSCHAFT, Heft 8, München
- Rainer, R. - 1977 - Denkschrift zur Wohnfrage der großen Städte (1944). In: Schumacher, F. (Hrsg.), Lesebuch der Baumeister, Braunschweig
- Turner, J. F. C. - 1978 - Verelendung durch Architektur. Reinbek bei Hamburg
- Zimmermann, J. - 1978 - Wohnverhalten und Wohnumwelt. Schriftenreihe BMBau 04(044), Bonn

Karl Heinrich Hülbusch

Spuren sichern – Anmerkungen zu den "Spurensicherungen" (1982)

Spurensicherung als Möglichkeit für Bewohner ländlicher Ortschaften, sich mit ihrem Ort, seinen Menschen, seiner Geschichte und seinen tatsächlichen und scheinbaren Fortschrittlichkeiten – mit ihrer Heimat also – auseinanderzusetzen, ist bereits vielerorts vollzogen worden. Sie zählt auch weiterhin zu den Aktivitäten, die helfen, Kompetenzen für das Leben im eigenen Dorf zu erwerben. Jugendliche und/oder Studierende, die sich für den ländlichen Raum engagiert haben, waren und sind Initiatoren, Träger und Durchführende. Wie diese Form des Heimerwerbes, des ortsbezogenen Lernens und der örtlichen Identitätsfindung durchgeführt werden kann, wurde 1980 beschrieben.¹⁾

In der Vor- und Frühgeschichte finden sich viele Zeugnisse für die Vermittlung von Kenntnissen und Erfahrungen als Voraussetzung von Menschwerdung und Kultur. In unserer Sprache, in Verhaltensweisen und räumlichen Organisationsformen leben diese kulturellen Erfahrungen mehr unerkant als bewußt fort. Die Archäologie ist eine Spurensicherung über die Grundlagen unserer sozialen Kultur.

Die Erzählungen der Eltern und Großeltern zeichnen uns ein buntes Bild mit vielen Menschen, mit deren alltäglicher Originalität, den sonderbaren und normalen Begebenheiten ihres Lebens und ihren schwierigen und mühseligen Alltagen. Ohne Beschönigung gesehen waren die Zeiten nicht leicht. Aber – so ist unser Eindruck – sie wurden gemeinsam und sozial bewältigt. Die wichtigsten Entscheidungen und Ressourcen waren lokal verfügbar und konnten entweder allein oder gemeinsam nach Vereinbarung und Abmachung eingesetzt werden. Und auch die dazu erforderlichen Erfahrungen, Kenntnisse und handwerklichen Fertigkeiten samt den darin enthaltenen Überlieferungen waren in lebendigen Menschen gegenwärtig. Das soziale Netz bestand vor Ort und mußte nicht aus einer Behörde "eingeflogen" werden.

Hier hat sich vieles verändert. Nicht nur die deutschen Wunderkinder der euphorischen Nachkriegszeit waren stolz darauf, das Alte und die Alten mit dem Fortschritt abschieben zu können. Der Faschismus, dem beispielsweise in der gerade herausgekommenen Spurensicherung über die Stadt Grebenstein umfangreich nachgeforscht wird, erweist sich nachträglich als wichtige Epoche für eine forcierte Vergeßlichkeit. Denn mit "Tausend Jahren" gab es viel zu vergessen, was dem Markt und der Industrialisierung der sozialen Lebensverhältnisse hinderlich war. Der solchermaßen gespielte Reichtum

hat nicht erst seit der Rezession Unbehagen und Kritik an der Zerstörung der Alltagskenntnisse hervorgebracht. Die Studentenbewegung der späten sechziger Jahre und die Bürgerinitiativen haben diese Kritik entwickelt und übers Land ausgebreitet. Diesen Prozeß haben die Planer und Bürokratien mit bedenkenlosen Zugriffen eifrig "unterstützt". Auch reformerische Fortschritte - Schulreform, Kommunalreform, Funktionalreform usw. usw. - haben eifrig dazu beigetragen und tun es weiterhin.

Spurensicherung - ist das angesichts dieser Situation und der inzwischen eingetretenen Bedingungen nicht der Versuch, in einer Aktion das ehemals selbstverständliche Mitteilen und Vermitteln zu inszenieren, kurzfristig nachzuspielen: Geschichte aus der Hand in den Mund - oder besser noch auf's Papier? Was es doch alles gab!

Neue Manier ist, nach der Relevanz zu fragen, indem die schmalspurigen Begründungen für Bildung, Arbeitskraft, Verwaltung und Infrastruktur auf ihre kurzfristige Verwertung hin betrachtet werden. Doch die Relevanz, die nicht in kurzfristigem Verbrauch aufgehen soll, muß erst entdeckt und gefunden werden. Und ihre Einführung setzt einen Diskurs voraus, der den auch selbst verschuldeten Mangel an Kenntnis aufhebt. Die Spurensicherungen sind ein Beitrag und auch ein Anlaß dazu, die verordnete Sprachlosigkeit aufzuheben. Dies wird neben politisch vergessener Geschichte auch in den Darstellungen der häuslichen Produktion erkennbar, die alle offiziellen Materialien ja unterschlagen. Hier, in der notwendigen Arbeit für die Alltagsorganisation, wird direkt Aktualität gewonnen, die bewußt macht und Verhalten und Entscheidungen verändern kann, zumindest aber die Fraglosigkeit der Funktions- und Rollenzuweisungen ankratzt.

Ausgrenzungen und Bedeutungszuweisungen, die der Propaganda folgen, werden in den Spurensicherungen absichtlich übergangen. Wie sonst sollten die etablierten Mächte befragt, die politische Ungleichheit angegangen werden können? Wenn die Alten berichten, die Jungen Erfahrungen sammeln, müssen sich die Eltern und Älteren abfragen lassen: Was macht Ihr damit? Beharrt Ihr auf den Verhältnissen?

Diesen Diskurs regen die Spurensicherungen an und fordern ihn heraus. Sie wollen und sollen ihn nicht führen.

Anmerkungen

1) D. Lecke, W. Chr. Jung u. U. Pobel, Landjugendliche betreiben Spurensicherung, in : evangelischer Informationsdienst für jugend- und erwachsenenbildung auf dem lande", Nr. 66 - 69, Altenkirchen 1980.

Entwicklung von Methoden der Freiraumanalyse, bezogen auf innerstädtische Gebiete (1979)

Georg Heinemann, Karla Pommerening

- "Das Unmessbare zu messen, ist absurd und stellt nur eine komplizierte Methode dar, von vorgefassten Meinungen zu feststehenden Schlußfolgerungen überzugehen."

(E.F. Schuhmacher 1977)

Vorbemerkung – oder warum der Begriff 'Methode' bei uns so selten auftaucht !

Dieser Beitrag entstand im Rahmen einer Untersuchung über die dysfunktionalen Freiräume einer Stadt – wobei 'Dysfunktionalität' nicht nur auf die offensichtlichen dysfunktionalen Freiräume – wie innerstädtischer Brachen, Bahndämme etc. – beschränkt ist sondern – in jeweils unterschiedlichem Ausmaße – ein wichtiges Prinzip sämtlicher städtischer Strukturen darstellt.

Das Schwergewicht von Beobachtungen sozialer Prozesse in der Stadt muß – unabhängig von der Methode – immer darin liegen, eben diese sozialen Prozesse und ihre baulichen Bedingtheiten – die qualitative Ausbildung der Freiräume und ihre Zuordnung – zu erfassen. Da soziale Prozesse aber ein äußerst komplexes und vielschichtiges Phänomen sind, ist es für einen außenstehenden Beobachter – was Planer ja in der Regel sind – äußerst schwierig, einen Zugang zu ihnen zu finden.

In einem Block, einem Quartier, gibt es kein idealtypisches Verhalten – wie vielleicht in den Labors von Verhaltenspsychologen – sondern das Leben stellt sich in seiner ganzen Vielschichtigkeit und Unvorhersehbarkeit dar. Es soll deshalb keine 'Objektivität' vorgetäuscht werden, unter deren Deckmantel nur allzu oft ideologisch gefärbte Anschauungen als wissenschaftliche Erkenntnisse verkauft werden. Und es soll auch keine 'Methode' beschrieben werden, die als 'Rezept' für alle möglichen ähnlichen Planungsfälle angewendet werden kann – sondern wir beschreiben die Art und Weise wie wir die Stadt sehen, unter dem speziellen Blickwinkel unserer Aufgabe und uns durchaus der Tatsache bewußt, daß jede Planungsaussage eine **neue** Methode erfordert – angepaßt an die speziellen lokalen Besonderheiten des jeweiligen Ortes.

1. Funktionalität und Dysfunktionalität

Der Begriff 'dysfunktional' soll hier in dem Sinne verwendet werden, daß etwas nicht so 'funktional' ist, wie es eigentlich gemeint ist - also nicht so wie es im Fremdwörterduden heißt, "Dysfunktion" als "gestörte Funktion", sondern eher als ein Offensein für verschiedene andere Möglichkeiten des Funktionierens.

Der Grad der Funktionalität bzw. Dysfunktionalität hängt dabei von der Stärke und vom Ausmaß ordnender Kräfte ab. Dinge, die nur wenig geordnet oder gar ungeordnet sind, bieten **Spielräume** und **Möglichkeiten** für neue, unerwartete und ganz andere Formen von Ordnung. Je stärker diese Spielräume eingeschränkt sind, umso mehr wird das etablierte System verfestigt, das sich so nur selbst reproduzieren kann.

Alle Dinge haben eine Dualität von Funktionalität und Dysfunktionalität, mit unterschiedlichem Gewicht zur einen oder zur anderen Seite. Selbst so scheinbar rein funktionale Gegenstände wie z.B. ein Fernsehgerät kann zusätzlich zu seinem 'Hauptzweck', bewegte Bilder ins Wohnzimmer zu übermitteln, etwa noch als Ablage für verschiedene Sachen verwendet werden.

Etwas ganz und gar nutzungsöffenes ist z.B. ein Gegenstand wie ein Brett; man kann es verwenden u. a. als Sitzbank, Regal, Behelfsbrücke, zusammen mit anderen Bauelementen als Schrank - oder auch schlicht als Brennholz.

Die meisten Dinge unseres Alltags liegen im Grad ihres Festgelegtseins irgendwo zwischen diesen Extremen. Es dominiert zwar ein 'Hauptzweck', oft sind aber 'Nebenzwecke' regelrecht eingespielt - z.B. der Schwatz auf dem Treppenaufgang, Herumturnen von Kindern an Geländern. Für den Alltag sind diese **Nebenbeinutzungen** sicherlich genauso wichtig wie die festgelegten Funktionen, sowohl ein Zuviel an Ordnung wie auch ein Übermaß an Nicht-Formuliertem wirken hemmend. Z. B. ist ein Kinderzimmer, das von den Eltern immerzu in einem Zustand tadelloser Ordnung gehalten wird, auf die Dauer für das Kind langweilig und es wird sich wohl auch mit der Zeit dagegen auflehnen. Andererseits ist es für ein kleines Kind sicherlich hilfreich, wenn von Zeit zu Zeit 'System' in die 'auseinandergespielten' Sachen gebracht wird. Die Ordnung vermittelt ein gewisses Sicherheitsgefühl - z.B. ist es für das Bedürfnis, einen Schwatz mit Nachbarn zu führen,

sicherlich hilfreich, wenn es einen Ort gibt, der einen unverbindlichen Vorwand dafür bietet, z.B. ein Treppenhaus.

Wird jedoch diese 'Ordnung' auf die Spitze getrieben, indem z.B. 'gutwillige' Planer anstelle eines vernünftigen Treppenhauses einen 'Kommunikationsraum für Hausfrauen' einrichten, 'funktioniert' wahrscheinlich überhaupt keine Kommunikation mehr (oder sie sucht sich neue Vorwände), da 'Nebenbeinutzungen' meistens solche sind, die nicht so recht eingestanden werden - und 'eigentlich' auch nicht legitim sind. So hat eine 'anständige' Hausfrau keine Zeit für einen Schwatz zu haben - und wird sie sich selber wahrscheinlich auch nicht zugestehen; das Aufsuchen eines 'Kommunikationsraumes' käme einem Zugeständnis gleich, nicht ausgelastet zu sein.

1.1 Alterung und Aneignung

Von 'außen' eingreifende Ordnungskräfte haben immer die Tendenz, den Anteil der Spielräume oder den Grad der Dysfunktionalität zu vermindern. Gewissermaßen eine Gegenkraft dazu, die Dysfunktionalität wachsen läßt, ist der Alterungsprozeß.

Am wenigsten dysfunktional sind immer neue Sachen - denn sie sind gleichsam "erstarre und in eine feste Form gebundene" (Neef, 1950, S. 326) Antworten auf die "Notwendigkeiten und Bedürfnisse der Gegenwart" (ebenda). Diese "Funktionstreue" (vgl. Neef) - also Übereinstimmung zwischen Anforderung und Bedeutung - kommt aber ins Schwanken, wenn die Bedürfnisse und Notwendigkeiten sich verändern, und das tun sie fortwährend.

Es gibt nun zum einen Dinge, die so erstarrt und fest sind, daß sie hinter diesen Wandlungen zurückbleiben und gewissermaßen einen historischen Bedürfnis- und Notwendigkeitsspiegel konservieren - und es gibt solche, die so flexibel sind, daß sie fortwährend den veränderten Bedingungen angepaßt werden können. Ein anschauliches Beispiel dafür bietet der Vergleich zwischen einer Mietwohnung und einem Eigenheim. Erstere kann in der Regel nur in stark eingeschränktem Maße verändert werden und die Bewohner müssen sich immer den Vorstellungen anpassen, die ein Architekt sich einmal - vielleicht vor langer Zeit - über die potentiellen Bedürfnisse 'seiner' Mieter gemacht hat. Das Eigenheim hingegen kann aufgrund

der stärkeren Verfügungsgewalt der Bewohner jeweils den sich wandelnden Bedürfnissen und Notwendigkeiten entsprechend verändert werden (vgl. auch L. Burckhardt u. W. Förderer, 1968, S. 20 ff).

Diese aktive fortwährende Anpassung ist eigentlich das, was man **Gebrauch** nennt. Dinge, die sich nicht an die jeweiligen Bedürfnisse anpassen lassen, werden nicht in diesem Sinne 'gebraucht', da sie beziehungslos werden. Der fortwährende Gebrauch produziert immer neue sichtbare Veränderungen oder **Spuren**, die wiederum Signal dafür sind, daß der jeweilige Gegenstand 'benutzt' werden darf, bzw. den 'Gebrauchs'-Wert anzeigt - oder anders ausgedrückt: Nutzungsspuren bilden den Aufforderungscharakter für die Aneignung einer Sache.

2. Methode zur Wahrnehmung sozialer Prozesse

2.1 Lokale Gegebenheiten als Planungsgrundlage

Das Selbstverständnis eines Planers sollte darin liegen, Spielräume, 'Frei'-Räume offenzuhalten und nur dort planerisch einzugreifen, wo sie bedroht sind - "also Häuser Häuser sein zu lassen und Straßen Straßen und nicht immerfort das Alte durch das Neue als überholt zu diffamieren".(N.Dischkoff M. Wilkens, 1978) Das führt dann selten zu 'großen' und nie zu 'sauberen' Lösungen und setzt eine genaue Kenntnis der jeweiligen lokalen Situation voraus.

Dabei muß sich der Planer bewußt bleiben, daß sein Einblick in die sozialen Strukturen der örtlichen Gegebenheiten immer bruchstückhaft bleibt, da er nicht von ihnen abhängig und ihnen damit auch nicht ausgeliefert ist. Er kann sich noch so bemühen, an die Kenntnisse, den die Bewohner von ihrer Umgebung haben, heranzureichen, gelingen wird ihm das nicht.

Der traditionelle Informationszugang ist in der Regel die '**vorgeleistete**' **Beobachtung** - Bevölkerungszählungen, Sozialdaten, Einkommensdurchschnitt, durchschnittliche Kinderzahl usw. Das kann zwar hilfreich sein, führt aber ausschließlich für sich genommen zu schablonenhaften Planungen, die zudem einen Istzustand auf Dauer festschreiben.

Aber auch **Befragungen von Betroffenen** können immer nur einen Teil der Wirklichkeit zu Tage bringen. Zum einen können nie alle Personen befragt

werden - je mehr befragt werden desto aufwendiger und unübersichtlicher und auch notwendigerweise schablonenhafter wird es. Zum anderen werden die Befragten ihre Bedürfnisse nie detailliert äußern, sei es, weil sie sie selbst nicht so genau kennen oder wahrhaben wollen, sei es, weil sie nicht bereit sind, sie einem Außenstehenden mitzuteilen. Zimmermann spricht von der "Wunschlosigkeit der Betroffenen".

Auch Methoden, die aus der experimentellen Psychologie abgeleitet sind - "systematische Untersuchungsmethoden" von "Verhaltensvorgängen" (Zimmermann 1977), zeigen nicht alle sozialen Prozesse einer Wohnumgebung, und sei es nur, weil die Anwesenheit eines Beobachters Verhaltensäußerungen unterdrückt. Auf die Spitze getrieben bedeutet diese Methode, sich den Planer als 'Voyeur' vorzustellen, der - selbst möglichst unerkannt - bei möglichst allem dabei ist. Das Wahrnehmen der sozialen Prozesse ist zwar wichtig - dann aber nicht als 'Voyeur' sondern teilnehmend am sozialen Prozess; etwa so wie es L. Wyle (1978) machte, der ein Jahr lang in einem südfranzösischen Dorf lebte, und am Alltag der Bewohner teilnahm.

Da die Position des Planers in der Regel die eines Außenstehenden ist, sollte er erkennen, daß er nicht alles kennen kann, da ja die Lebensäußerungen gerade nicht immer vorhersagbar und gesetzmäßig ablaufen sondern oft genug sprunghaft und spontan sind. Oft finden sie auf Orten statt, deren Bedeutung Außenstehende gar nicht wahrnehmen können. Ein Ort ist nicht in erster Linie definiert durch seine formale Gestaltung - sondern durch Nutzungsansprüche, die auch ganz anders sein können als die formale Gestaltung vorgibt. Z. B. sind viele Kinderspielplätze an Quartiersrändern gegen Abend bevorzugte Treffpunkte von Jugendlichen - es sind dann keine Kinder mehr da, der Platz ist ein 'Frei'-Raum, er stellt einfach eine Gelegenheit dar. Und ein 'gutwilliger' Planer, der das Quartier auf Angebote an Jugendliche untersuchte, käme sicherlich gar nicht auf den Gedanken, daß ausgerechnet der Kinderspielplatz ein solches 'Angebot' darstellt.

Als außenstehender Beobachter, der etwas über einen Ort erfahren will, ist man darauf angewiesen, Spuren von Nutzungen zu finden und interpretieren. Jede Nutzung, die durch ein gewisses Maß an Aneignung konsolidiert ist, hinterläßt Spuren - z. B. Jugendliche auf dem Spielplatz Zigarettenkippen, Reifenabdrücke von Fahrrädern und Mopeds, typische Ausprägungen der Vegetation, u. a.

Spuren werden überhaupt nur als solche erkannt, wenn man ihren Zusammenhang mit den auslösenden sozialen Prozessen kennt. Ein wichtiger Zugang dazu ist die **eigene Erfahrung**, z.B. indem man sich an seine eigenen Verhaltensweisen als Kind oder als Jugendlicher erinnert, an Kontakte oder Konflikte mit irgendwelchen Gruppen. Was die eigene Erfahrung nicht vermitteln kann, ist das gerade aktuelle 'Gesicht' eines Ortes (vgl. Heinemann, Pommerening, 1978, S. 36). Dieses ist über die konkreten sozialen Bezüge definiert und wird geprägt von den verschiedenen Nutzungsansprüchen, die an einen Ort gestellt werden – und ist kein statischer Zustand und ändert sich ständig. Was die Erfahrung aber vermitteln kann, ist ein Blick für die verschiedenen **Möglichkeiten**, die ein Ort haben kann.

2.2 Strukturen zur Sicherung von Spielräumen

Die Aufgabe des Planers ist dann nicht, genau analysierte Bedürfnisse zu organisieren – sondern, nur in Umrissen bekannten Bedürfnissen (oder auch unbekannte) **Gelegenheiten** zu bieten. In welcher Weise Gelegenheiten ausgenutzt werden, ist nicht Sache des Planers sondern die der Betroffenen. Das Wahrnehmen von Gelegenheiten ist die Aneignung oder die **Interpretation** eines Freiraums.

Aneignungsprozesse entziehen sich oft jeder planerischen Logik und sind demzufolge unvorhersehbar.

"Echtes Spielen ist ein spontanes Geschehen ohne fest programmierten Ablauf, mal hier, mal dort, mal allein, mal in der Gruppe. Deshalb spielen Kinder so gern direkt im Hausbereich, vor der Tür, weil man hier jemand Gleichgesinnten trifft. Sie spielen auf Gehwegen und Plätzen, in Parks, auf Spielplätzen und auch auf Schulhöfen. Es kann durchaus vorkommen, daß der Schulhof tagelang nicht angenommen, dann wieder von vielen Kindern benutzt wird. Das entspricht der spontanen Spielgestaltung. Wenn jedoch Fußball, Skateboard, Fahrrad, Dreirad, Kreisel usw. 'dran' sind, dann erfüllt gerade der Schulhof mit seinen im Vergleich zu den eng dimensionierten Kinderspielplatzflächen, ein geradezu verschwenderisches Freiflächenangebot."

(H. De la Chevalerie, 1978)

Hier wird die Grenze von Nutzungsbeobachtungen durch Außenstehende deutlich, wenn man gerade zum 'falschen' Zeitpunkt kommt, sieht man nämlich nichts.

Zum anderen wird deutlich, daß die Nutzung von Freiräumen keine großartigen baulichen Lösungen erfordert. (vgl. auch "Ein Issue wird ein Bau" L. Burckhardt, 1970) Die Aufgabe von Planung ist vielmehr, **Gelegenheiten offen zu halten**, was oft einfach durch eine Rücknahme von äußerer Kontrolle und Disziplinierung erreicht werden kann - auf dem Schulhof z.B. durch aufhebung des Verbots, ihn nachmittags zu bespielen.

Planung sollte nicht aus großartigen, endgültigen Lösungsvorschlägen bestehen sondern nur Strukturen anlegen, die den Nutzern Sicherheit für die Aneignung der Flächen geben. Strukturen bieten Gelegenheiten, in deren Rahmen sich Nutzungen organisieren können. Dazu gehört, daß diese Nutzungen durch bestimmte Merkzeichen - Spuren - kenntlich gemacht werden können (vgl. P.I.I.).

"Aber selbst in einer gut funktionierenden Gruppe braucht jeder ein eigenes Territorium, einen klar abgegrenzten privaten Raum, ebenso wie jedes Gruppenleben einen Bereich voraussetzt, der allen Mitgliedern gehört."

(B. Bettelheim, 1975 - zit. n. I.M. Hülbusch, 1978)

"Bettelheim hat beobachtet, daß jedes Kind auf seine eigene Weise seinen Bereich abgrenzt: durch das was ihm lieb ist: Schuhe, Stofftiere; daß kein Kind sich 'zu hause' und sicher fühlt (das gilt auch für Familien, man denke an die vielen Umzüge), bevor es das nicht getan hat."

(I.M. Hülbusch, 1978, S. 62)

Durch dieses 'Markieren' seines Bereiches entsteht ganz von alleine das notwendige Maß an Ordnung und Kontrolle, deren eigentliche Aufgabe ja ist, Nutzungsansprüche zu dokumentieren und nach außen abzusichern. (So treffen sich Jugendliche erst dann auf dem Spielplatz, wenn die Kinder weg sind.) Einige Nutzungsformen haben einen starken Anspruch auf Ausschließlichkeit, andere bieten nebenher noch Spielräume, die zur Interpretation 'frei' sind.

Diese Spielräume sind auch die Voraussetzung für eine ökonomische Ausnutzung lokaler Besonderheiten. Sie geben den Nutzern die Möglichkeit, auf sich wandelnde Gegebenheiten und Notwendigkeiten flexibel zu reagieren.

"Jeder Haushalt, der über seine eigenen Wohnprioritäten entscheidet, muß

die Vor- und Nachteile eines jeden Kriteriums in einer komplexen Reihe nichtmonetärer wie auch monetärer Kriterien ausgleichen. Um diesen Ausgleich zu erreichen, müssen Austausche zwischen den verschiedenen Kriterien vorgenommen werden. Realistischerweise kann nur der Haushalt selbst vernünftig entscheiden, wie diese Austausche beschaffen sein sollen."

(Turner 1978, S. 83)

Planung darf ihre Aufgabe nicht darin sehen, den Leuten solche Entscheidungen abzunehmen - "große Organisationen können persönliche und örtliche Ressourcen nicht nutzen ohne sie zu standardisieren und entmenschlichen" (ebenda, S. 43). Planung muß sich vielmehr darauf beschränken, den Rahmen nur so weit abzustecken, daß den Betroffenen noch echte **Entscheidungen** möglich sind, also Wahlfreiheit zwischen den verschiedenen Verhaltensweisen besteht - wobei das kein den Leuten zugestandener 'Luxus' ist, sondern die einzige Möglichkeit sinnvoller und ökonomischer Ausnutzung lokaler Ressourcen (vgl. auch Turner).

Planung ist also Sicherung solcher Spielräume, die eine sinnvolle und für die Betroffenen ökonomische Aneignung des Alltags ermöglicht und muß vornehmlich dann in Aktion treten, wenn diese bedroht sind.

"Der Planer ist also nur noch notwendig, um in der für den Einzelnen nicht mehr überschaubaren Stadtbürokratie Freiräume zu sichern, Strukturen vorzuschlagen und den Betroffenen technische Ratschläge und Hilfe bei der Ausführung zu erteilen. In erster Linie muß er dabei die sozial benachteiligten unterstützen die in diesem Prozeß die notwendigen Interessens-, Artikulations- und Durchsetzungsfähigkeiten nicht aufbringen können."

(Eugen Berg, 1979, S. 156)

Die hier dargestellte Position des Planers ist eigentlich paradox: Einerseits ist er dafür 'zuständig', Lebensbedingungen, Sozialleben zu organisieren, andererseits sind aber gerade diese Ordnungsversuche die Hauptursache für das Nicht-Funktionieren des Soziallebens, da dieses auf leergebliebene, unformulierte, dysfunktionale Bereiche angewiesen ist. So wie das "Prinzip der vorbereiteten Vollzüge" (Gehlen, 1957, S. 36) die Masse zu Beplanten, Abhängigen und passiv Hinnehmenden degradiert, werden die 'Vorbereiter', die 'Ausdenker vom Dienst' mit einer Machtfülle ausgestattet, über deren Ausmaß sie sich selber meistens gar nicht im Klaren sind. Ein

guter Planer sägt eigentlich permanent an seinem eigenen Stuhl, indem er die ihm 'von Amts wegen' zugestandene Macht nicht gegen die Betroffenen einsetzt und ihnen so die Spielräume offenhält, für deren Abschaffung er eigentlich bezahlt wird.

3. Besetzung und Sicherung der Lebensorte

Funktionalisierung und Funktionstrennung haben ständig die Tendenz zu 'ordnen' und damit Funktionsentfremdung und Gebrauchswertsteigerung durch Alterung(vgl. P.I.) abubrechen und zu verhindern. Nutzungsspielräume werden dadurch immer stärker eingeschränkt, die Entstehung neuer Leerräume wird verhindert.

Lebensäußerungen sind jedoch **kontinuierlich**, Interessen, Gemeinschaften, Normen, Bedürfnisse, usw. ändern sich ständig. Das komplizierte Geflecht des Alltags läßt sich nicht aufteilen wie Kuchenstücke.

"Diese notwendige Kompliziertheit der realen, nicht linear final ablaufenden Alltagsbewältigung, die zudem durch die verschiedenen Beteiligten weiter entwickelt wird, schließt die endgültigen Lösungen - die spezialisierten Funktionalisierungen der Planerpoesie - als Vorschlag aus."

(I.M. Hülbusch, 1978, S. 12)

"Die 'Originalität' des Planers im Verein mit der Wohnungsbürokratie verhindert tendenziell die Chance, sich am Wohnort zu etablieren, weil kein Spielraum für die vernünftige Organisation des Alltags hergestellt wird."

(I.M. Hülbusch, 1978, S. 10)

3.1 Alltag und soziale Prozesse lassen sich nicht entzerren !

Der Alltag ist von den Architekten und Planern eigentlich immer recht stiefmütterlich behandelt worden - (sie beschäftigen sich lieber mit Kongreßzentren und Bundesgartenschauen). Das ist ein Grund dafür, daß in vielen Quartieren die alltäglichen Bedürfnisse nicht realisiert werden können.

Der Versuch, den Alltag zu entzerren, führt im Extremfall zur Auflösung sozialer Beziehungen (Schlafstädte). Die einzelnen Gruppen werden voneinander isoliert. Soziale Kontakte beziehen sich nur noch auf die eigene

Gruppe (Alte im Altenheim, Jugendliche im Jugendzentrum). Austausch und Konflikte zwischen verschiedenen Interessengruppen können nicht stattfinden.

"Dem Phänomen des psychischen Hospitalismus bei Erwachsenen begegnet man in allen Institutionen, in denen Menschen bei stark reduzierten Außenkontakten und bei schematisch programmierten Tagesabläufen verwahrt und versorgt werden."

(H.E. Richter, 1976, S. 125)

Obwohl Richter diese Aussage auf Heil- und Pflegeanstalten, auf Gefängnisse und auf andere 'Bewahranstalten' bezogen hat, trifft sie heute schon erschreckend genau die Situation in den Schlafstädten.

Die Isolation und fehlende Spielräume führen auch dazu, daß dem Einzelnen - insbesondere Kindern und Jugendlichen, die in solchen Schlafstädten aufwachsen - Erfahrungen, die nicht nur für die Sozialisation wichtig sind, sondern ebenso für die Bewältigung des Alltags.

Die Reduktion von Erfahrungen führt mit der Zeit dazu, daß die Bedürfnisse immer weiter eingeschränkt werden. Die Folge ist, daß der Alltag eher als mühselig und belastend, als unerträglich empfunden wird, und nicht mehr bewältigt werden kann. Das führt zur Alltagsüberdrüssigkeit und zu Ausbruchsversuchen - eine Tatsache, die einerseits von der Werbung geschickt genutzt wird, indem sie vorgibt, durch den Konsum ihrer Produkte den Alltag zu 'vertreiben'. Andererseits drückt sich die Alltagsüberdrüssigkeit in einer steigenden Zahl an psychosomatischen Krankheiten, Depressionen, Isolationsängsten, Suchtproblemen und auch in steigenden Selbstmordraten aus.

Die Antwort der Ideologie der Funktionstrennung auf das berechtigte Bedürfnis den Alltag zu bewältigen ist die isolierte Attraktion. Nur, wenn drei Wochen Abenteuer-Urlaub vorbei sind, folgen 49 Alltagswochen, nach 6 Stunden 'Saturday-Night-Fever' kommen 162 Alltagsstunden. Man sollte solche Angebote sicher nicht pauschal verdammen, muß aber immer im Auge behalten, was sie sind: Attraktionen, die den Alltag nicht verändern.

Kinder, Jugendliche, Hausfrauen, Mütter und alte Leute sind mehr als die Berufstätigen auf Angebote in Wohnungsnähe angewiesen. Sie sind "feldabhängig" (I.M. Hülbusch, 1978, S. 53). Sie arbeiten, lernen, leben in ihrem Quartier. Das Aufsuchen von Angeboten außerhalb des Quartiers erfordert

Geld, Zeit, Wege, Arbeit und wird dadurch verhindert oder zumindest zur Belastung (vgl. I. Friedrichs, 1977, S. 321). Nutzungen, wie zum Beispiel Kleingärten, Spielplätze, Sportplätze und Erholungsangebote, die aus der Wohnumgebung in den Stadtrand verlagert werden (Sport- und Freizeitzentren) erheben den Stadtrand zum "marktfähigen Produkt" (K.H. Hülbusch, 1974). Dadurch wird einerseits die dysfunktionale Qualität der Stadtränder zerstört, und andererseits gleichzeitig die Qualität der innerstädtischen Wohngebiete verschlechtert. Den Feldabhängigen wird durch ihre eingeschränkte zeitliche und ökonomische Mobilität die eigene Entscheidung zumindest teilweise entzogen, diese ausgelagerten Einrichtungen aufzusuchen. Rechnungen, die zum Beispiel Lebensqualität an der Anzahl der Quadratmeter Freiflächen (Parks) bewertet, die in der Gesamtstadt pro Einwohner errechnet werden, ignorieren diese Feldabhängigkeit. Was nützen die großartigen Parkanlagen, wenn sie zu weit weg sind, so daß man keine Zeit, kein Geld, keine Gelegenheit hat, sie aufzusuchen.

Die Alltagsbewältigung findet im Alltag statt! In den Küchen, Wohn-, Schlaf-, und Kinderzimmern, im Flur, im Hof, auf den Straßen, in den Geschäften, in den Büros, Fabriken und Schulen! Wichtig sind die **Nebenbeierfahrungen**, die Nebenbeikontakte, die Nebenberufstätigkeiten - wobei oft gar nicht mehr eindeutig ist, was davon eigentlich nebenbei geschieht.

Eine Planung, die Verbesserung der Lebensbedingungen für die Bevölkerung fordert, muß also nicht nach großartigen Lösungen suchen, sondern muß die Wohnumwelt **aneigenbar** machen, muß Spielräume offenhalten, in denen Raum ist für die Umsetzung der ständig sich wandelnden Bedürfnisse, und zwar nicht zentralisiert und getrennt vom Alltag, sondern **dezentral im Alltag**.

Planung sollte also nur den Rahmen vorgeben, in dem Aneignung stattfinden kann, Strukturen, die soziale Prozesse widerspiegeln.

3.2 Verhaltensweisen und Möglichkeiten zum Verhalten

Voraussetzung für die schrittweise Aneignung der Wohnumwelt im Rahmen der Sozialisation, beziehungsweise entsprechend der physischen, psychischen und sozialen Entwicklung sind:

- daß die baulichen Strukturen diese Aneignung zulassen, beziehungsweise stimulieren (Aufforderungscharakter, vgl. G. Heinemann, K. Pommerening, 1978)

- Aneignung darf nicht durch Verbote der Verwaltung, Wohnungsbaugesellschaften, Hausmeister ... unterdrückt werden.
- Das Sicherheitsgefühl im eigenen Bereich muß groß genug sein, um den Mut zur Erkundung und Aneignung der angrenzenden Bereiche zu geben.
- Es muß Nutzungsangebote geben, die Anlaß / Vorwand sind, die angrenzenden Bereiche aufzusuchen und zu erkunden.
- Es muß Spielräume geben, die Möglichkeit zur Nebenbenutzung und zur Eigeninterpretation geben, Möglichkeiten, sich zurückzuziehen, ohne wegzugehen.

3.3 Allgegenwärtigkeit von Dysfunktionalität

Im folgenden sollen Nutzungsmöglichkeiten einiger gebauter Strukturen beschrieben werden, ohne daß diese Aufzählung einen Anspruch auf Vollständigkeit beansprucht, da sie gar nicht vollständig sein kann. Denn die Aneignung ist ein fortwährender Prozeß, der immer neue Nutzungsmöglichkeiten 'erschließt'. Die Aufzählung ist also nur eine Beispielsammlung von Nutzungen, die neben der eigentlichen stattfinden und stammt zum Teil aus eigenen Erfahrungen, zum Teil aus Beobachtungen.

Wohnung

Die Wohnung ist der privateste Bereich in unserer Gesellschaft und bietet demnach theoretisch die Möglichkeit, sich ein Stück Umwelt nach seinen Bedürfnissen zu schaffen. Daß die Aneignungsspielräume dennoch so klein sind, liegt zum einen daran, daß das Wohnen - von der Industrie unterstützt - mit Repräsentationsfunktionen überladen ist, und zum anderen daran, daß die Grundrisse so funktionalisiert und minimiert sind, daß schon räumlich keine Spielräume übrigbleiben. (Besonders, wenn versucht wird, repräsentative Ausstattungen in 'Normal'-Wohnungen unterzubringen, zum Beispiel Sitzlandschaften, 'Luxus'-Schlafzimmer,) Festgeschrieben wird die Minimierung für den 'sozialen' Wohnungsbau in den DIN-Normen 18011 und 18022 (Bemessungsgrundlagen für Wohnungen und ihre Räume, zit. n. M. Monard, 1978, S. 24, S. 27). Das Resultat sind Mini-Kinderzimmer und -Küchen gegenüber Riesen-Wohnzimmern, so daß in den Küchen wirklich nichts anderes mehr gemacht werden kann, als gekocht und die Kinderzimmer kaum

Platz haben für Bett und Schrank. Damit die Wohnung wirklich den 'Alltag' aufnehmen kann, muß sie Eigeninterpretation und Aneignung ermöglichen. Eine Voraussetzung dafür ist, daß die Räume möglichst nutzungsneutral sein sollen.

"Die Forderung nach nutzungsneutralen Räumen, also nach dysfunktionalen Wohnungen heißt nun nicht, ein paar sterile, genau gleich große Räume zusammenzuschustern. Eine Form muß also nicht neutral sein. Denn die Aneignung, die Interpretation erfolgt durch ein dialektisches Verhältnis von Vorgaben, Anreizen und Widerständen in baulich fester Materie, und der durch sie unterstützt und ausgelösten Eigenproduktion. Deshalb läßt sich die Dysfunktionalität nicht auf bloße Zweckfreiheit reduzieren, vielmehr erfüllt sie ihren Zweck erst dann, wenn durch jene eingebauten Anregungen und Widerstände die Phantasie und die Kreativität des Bewohners geweckt und gefördert wird."

(M. Monard, 1978, S. 56)

Nahtstellen/ Pufferzonen

Zwischen Wohnung und Straße sind zum Beispiel Fenster, Brüstung, Hausflur, Eingang, Tordurchfahrten, Vorgarten.

Diese Pufferzonen erleichtern den Kontakt zwischen 'drinnen' und 'draußen', indem man bei ihrer Benutzung die Sicherheit des 'drinnen' noch nicht preisgegeben hat aber trotzdem schon an der Öffentlichkeit teilnehmen kann. Wichtig sind sie auch für die schrittweise Sozialisation von Kindern, die hier noch aus der Sicherheit des schon Bekannten das Neue beobachten und erkunden können.

Die Hauptfunktion von **Fenstern** ist, Belichtung und Belüftung zu garantieren. Dort, wo Architekten versucht haben, seine Bedeutung auf diese Hauptfunktionen zu reduzieren, wird die Wichtigkeit der 'Nebenbefunktion' erst richtig klar (zum Beispiel bei Lärmschutzfenstern und Fenster mit Klimaanlage, die sich nicht mehr öffnen lassen.)

'Im Fenster liegend' am Leben 'draußen' teilnehmen von der Sicherheit der eigenen Wohnung aus, einen Schwatz am Fenster mit den Vorbeigehenden ist besonders wichtig für alte Leute, die zum Teil gehbehindert sind und von daher nicht mehr so stark am Leben 'draußen' teilnehmen können. Nachbarn kommen vorbei auf dem Weg zum Einkaufen, können vielleicht auch mal

etwas vom Einkaufen mitbringen. Es ist ein 'nebenher-Besuch', der viel weniger Üvberwindung und Zeit kostet als ein 'offizieller' Besuch. Ein Nebenher-Besuch erfordert auch keine Umstände. Er ist aber besonders für Alte wichtiger Bestandteil und oft einziger Anteil am Leben in ihrer Nachbarschaft. Ein Altenheim kann diese Qualitäten nicht bieten und auch nicht ersetzen.

Für Kleinkinder ist das Fenster die erste Kontaktstelle nach draußen, das Beobachten der Straße erweckt Interesse und Neugier und schafft auch schon die Möglichkeit zur Kontaktaufnahme mit Nachbarn.

Behindert werden solche Kontaktaufnahmen vom Fenster aus durch Fenster, die sich nicht öffnen lassen, etwa indem sich nur das gesamte Fenster öffnen läßt, so daß immer erst die Fensterbank abgeräumt werden muß. Wichtig ist es auch, daß das Fenster zur Straße führt, wo 'was los' ist.

Die Hauptfunktion des **Treppenhauses** ist die Erschließung der Wohnungen, aber besonders hier gibt es viele mögliche und wichtige Nebenbeinutzungen: Kleinkinder beginnen hier zuerst die eigenmächtige Eroberung der Räume jenseits der eigenen Wohnung, größere Kinder können bei schlechtem Wetter in einem Hausflur / Treppenhaus, das groß genug ist, spielen, für Nachbarn ergeben sich spontane Kontakte.

Der Eingangsbereich

des Hauses wird von Außenstehenden am ehesten mit den Bewohnern in Verbindung gebracht. Er übernimmt daher auch stark repräsentative Funktion. Auch Geländer an Eingängen bieten Gelegenheiten sich aufzuhalten, zu spielen, klettern, rutschen, zu einem Schwatz mit Nachbarn oder einfach nur zum Gucken.

Zum Eingang gehört nicht nur die Tür, sondern ein Eingangsbereich, der auch noch andere Nutzungen zuläßt. Der 'eigene' Eingang bietet besonders viel Sicherheit, diesen Bereich zu nutzen und Kontakte mit Nachbarn aufzunehmen.

"Der eigene Eingang (auch im Mietshaus) verschafft jeder Familie das Bewußtsein, einen gesicherten Bereich zu haben. Sie hat das Gefühl über ihre eigene Schwelle und damit das Territorium vor ihrer Tür verfügen zu können.

Sozialpsychologische Forschungen haben gezeigt, daß dadurch Angst vermindert wird und die Sicherheit wächst, die notwendig ist, um Kontakt mit Nachbarn aufnehmen zu können."

(R.+ J. Günter, in M. Andritzky/G.Selle (Hg.) 1979, S. 20)

Wichtig für die Nutzbarkeit sind aber auch hier Strukturen, die zur Aneignung einladen, die Gelegenheiten bieten: dazu gehören zum Beispiel die Treppenstufen am Eingang, auf denen man sitzen kann, beobachten kann von einem noch sehr sicheren Bereich aus, warten auf Freunde,....

Halböffentliche Freiflächen

sind bei verschiedenen Quartierstypen unterschiedlich strukturiert: z. B. als Bereiche zwischen Haus und Garten beim frühen Geschoßwohnungsbau und in den Zehensiedlungen, als rückwärtige Gartenerschließungswege bei Reihenhäusern, als kleine abgeschlossene Höfe in der älteren innerstädtischen Blockbebauung, als weitgehend unstrukturierte Abstandsflächen im neueren Geschoßwohnungsbau.

Alle diese Strukturen sind im Zusammenhang mit der Gesamtstruktur des jeweiligen Quartiers zu sehen und nicht ohne weiteres übertragbar. Veränderungen müssen aus den speziellen Gegebenheiten des Quartiers entwickelt werden.

Halböffentliche Freiflächen sind die Orte, die den 'feldabhängigen' Bewohnergruppen (siehe P.III.I) - Kinder, Mütter mit Kleinkindern, Alte - Gelegenheiten zur Knüpfung sozialer Kontakte bieten. Aufgabe von Planung ist es, Raum für solche Gelegenheiten zu sichern bzw. wo er gar nicht vorhanden ist, neu zu entwickeln (z.B. Strukturierung der Abstandsflächen in den 'Grüne-Wiesen-Siedlungen'). Es ist dabei nicht notwendig - für die Aneignung sogar schädlich - daß jede Nutzergruppe definitiv eine Fläche zugewiesen bekommt. Die Freiflächen sollten so strukturiert sein, daß von den Haustüren und privaten Freiflächen aus eine schrittweise Zunahme der Öffentlichkeit erkennbar ist. Auch die Straßen und Fußwege in einem Quartier müssen mehr aufnehmen können, als nur die Erfüllung der Transportfunktion.

"Die Annahme, der Autofahrer habe sozusagen ein natürliches Recht, sein Fahrzeug überall in der Stadt zu benutzen, hat, abgesehen von der Lebens-

gefahr, die dies bedeutet, vieles von dem vernichtet, was die Großstadt zu einer aufregenden und interessanten Umwelt für Kinder gemacht hat. Das Straßenleben ist immer mehr dem Verkehr gewichen."

(C. Ward, 1977, S. 118)

Die Straßenbreite darf die Fahrer nicht zum Rasen veranlassen, sondern schmale Straßen sollen zum langsam Fahren und zum Aufpassen zwingen. Die Gehwegbreite sollte sich nicht daraus berechnen, daß man für einen Fußgänger 75 cm Breite veranschlagt, denn der Gehweg ist mehr ein Transportband, es müssen auch mal zwei Kinderwagen aneinander vorbei, Passanten bleiben stehen weil sie sich zufällig begegnen, Kinder spielen, üben Rollschuhlaufen, Dreirad- und Fahrradfahren, ...

Wichtige Unterschiede in Erscheinungsbild und Nutzung ergibt sich über den Grad der Öffentlichkeit.

"Vom Quartier oder Stadtteil her gesehen, spielt die Nutzbarkeit durch Fußgänger nicht nur für die transportmittelunprivilegierten Bewohner (Alte, Kinder, Mütter, Jugendliche) eine den Wohn- und Lebensalltag bestimmende Rolle."

(I.M. Hülbusch, U. Läscher-Bauer, 1978)

Neben den offiziellen Spielplätzen sind es meist eine Reihe andere **Gelegenheiten**, die von Kindern und Jugendlichen zum Spielen aufgesucht werden. Es sind meist Orte, die neben der eigentlichen Funktion noch Nebennutzungen zulassen. **Öffentliche Plätze** zum Beispiel sind beliebte Treffpunkte für ältere Kinder und Jugendliche, besonders dort, wo die Straßen und Gehwege kaum noch Kinderspiel zulassen. Hier ist wenigstens einigermaßen Platz zum Rollschuhlaufen, Fahrradfahren, ohne mit den Autos einerseits und mit den Fußgängern andererseits allzu heftig in Konflikt zu kommen. Auch die Bänke, die es meistens an Plätzen gibt, regen zum Spielen an - nicht immer zur Freude der Erwachsenen, die oft nicht verstehen können, daß dies eine der wenigen Spielmöglichkeiten ist und eigentlich doch ganz harmlos ist. Auf dem Wehlheider Platz in Kassel haben Kinder gelegentlich sämtliche Stühle, die es dort gibt in Reihen ordentlich aufgestellt und dort 'Schule' gespielt. Ein anderes Mal stand ein Stuhl direkt an der Bushaltestelle - dort hat offensichtlich einer sehr lange warten müssen.

Grünanlagen und Parks

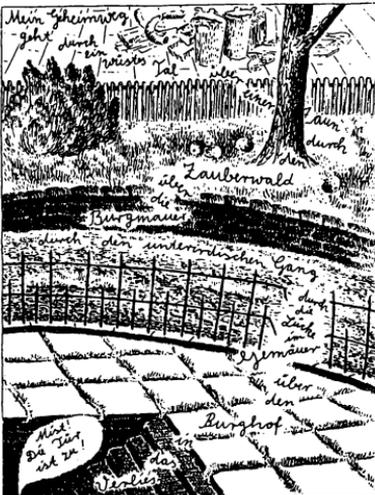
haben neben ihren geplanten Funktionen – nämlich Repräsentation und Spazierengehen – meist besonders viele Nebenbeinutzungen. Je geringer die Pflege, desto größer die Spielräume für Nebenbeinutzungen (vgl. P. I).

Am meisten Dysfunktionalität haben daher auch die Randzonen von Parks: zum Beispiel Park Schönfeld in Kassel, dort sind immer sehr viele Kinder (schon ab 6 Jahren) und Jugendliche mit Fahrrädern unterwegs. Sie spielen verstecken, Abenteuerspiele, Bandenspiele in den 'ungepflegten' Gebüschzonen der Randbereiche, man findet Hütten und Höhlen. Die 'kleineren' versuchen im Gebüsch an den Bachläufen Molche, Eidechsen usw. zu fangen. Im Winter werden die Hänge zum Rutschen (auf Pappe oder Plastiktüten) und zum Schlittensfahren genutzt.

'Geheime Orte'

sind überwiegend Flächen die schon hauptsächlich dysfunktional sind, bzw. nur zu bestimmten Zeiten genutzt sind. Dazu gehören zum Beispiel 'vergesene' Dachräume, Räume für den Liftmotor in Hochhäusern (vgl. C. Ward, 1978, S. 100). Oft sind es alte zugewachsene Kirchhöfe, Baustellen, Baulücken, Sanierungsgebiete, Quartiersränder, Brachen, die die Jugendlichen zum Teil gerade durch die Verbote, durch das 'Unheimliche' und durch das Geheimnisvolle anzieht. Gelegenheiten, an denen man die eigene Stärke prüfen kann, aber auch die Angst spürt. (vgl. C. Ward, 1978).

Mein Geheimweg:



Bildgeschichte von Doris Lerche

Literatur

- M. Andritzky, G. Selle (Hg), Lernbereich Wohnen 2, Reinbek, 1979
- H. Bäuerle, I.M. Hülbusch, K.H. Hülbusch, Landschaftsplan Ellendeich Ronne-Haue, unveröff. Manuskript, 1974
- E. Berg, Zur Bedeutung der spontanen Vegetation und der Vogelwelt für die Freiraumplanung in der Stadt. Diplomarbeit am Institut für Landespflege und Naturschutz, Uni. Hannover, 1979
- B. Bettelheim, Der Weg aus dem Labyrinth, Stuttgart, 1975
- L. Burckhardt, W. Förderer, Bauen ein Prozeß, Teufen, 1972
- H.G. Helms, J. Jansen, Kapitalistischer Städtebau, Ulm, 1970
- H. Chevallerie, De la, Mehrfachnutzung von Schulhöfen, Deutsche Bauzeitung, Forschung und Praxis, 11/78
- N. Dischkoff, M. Wilkens, Stadtplanung: einfach-Konzepte: gewöhnlich, Sonderdruck, Baumeister 7/8 1978
- J. Friedrichs, Stadtanalyse, Reinbek, 1977
- A. Gehlen, Die Seele im technischen Zeitalter, Hamburg, 1957
- G. Heinemann, K. Pommerening, Freiraumstrukturen und ihre Nutzung, Studienarbeit Gesamthochschule Kassel, 1978
- I.M.Hülbusch, Innenhaus und Außenhaus, Diplomarbeit Gesamthochschule Kassel, Schriftenreihe 01, Heft 33/1978
- I.M. Hülbusch, U. Läsker-Bauer, Verfügbarkeit der Freiflächen im Kasseler Westen unter besonderer Berücksichtigung der Goetheanlage, Projektarbeit Gesamthochschule Kassel, 1977/78
- E. Neef, Berichte/Mitteilungen zur deutschen Landeskunde, 1950
- M. Monard, Gebrauchswerte der Wohnung, Diplomarbeit Gesamthochschule Kassel, Schriftenreihe 01, 1978
- H.E. Richter, Flüchten oder Standhalten, Reinbek, 1976
- E.F. Schuhmacher, Die Rückkehr zum menschlichen Maß, Reinbek, 1977
- J.F.C. Turner, Verelendung durch Architektur, Reinbek, 1978
- C. Ward, Das Kind in der Stadt, Frankfurt, 1978
- L. Wylie, Dorf in der Vaucluse, Frankfurt, 1978
- J. Zimmermann, Wohnverhalten und Wohnbedürfnisbefriedigung als Abhängige der Wohnumwelt, Karlsruhe, 1977

Grün allein genügt nicht (1983)

Grünflächen und Freiräume im Zeilenbau nach dem 2. Weltkrieg

Helmut Böse, Lolita Hörnlein, Petra Rau

Wenn heute über neue Programmatiken zu Siedlungs- und Bau-/Freiraumkonzepten geredet wird, findet sich oft der Hinweis, es handle sich um einen Bewußtseinswandel aufgrund von Erfahrungen der Nachkriegszeit.

Gleichzeitig wird z. T. von den selben Planern, über die 'alten' Konzepte berichtet wie über 'gute alte Zeiten' (siehe dazu die Hefte der Stadtbauwelt in den 50er und 60er Jahren).

Muntere Gespräche über methodische und ästhetische Entwurfskriterien der Entwurfsschulen; Bedingungen der Zeitgeister; Rechtfertigungen der Verhaltens- und Handlungspraxis; oder auch rührende Erinnerungspläusche und höfliches Gerangel um Begriffsbesetzungen. Aber seit mehr als 30 Jahren leben Leute in den Experimenten; müssen versuchen, damit zu leben, weil sie keine Alternative haben.

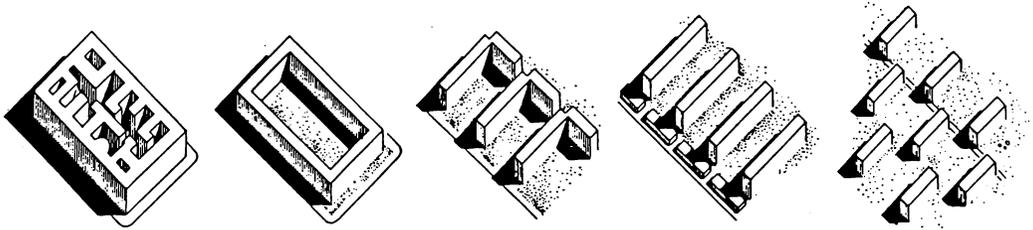
Die gelebte Praxis täglicher Erfahrungen kommt in den erbaulichen Disputen über Bauen und Wohnen nicht vor.

Die neuerlichen Konzepte, die uns wieder die Lösung der Probleme verheißen, sind solange unglaubwürdig, wie sie nicht von den Erfahrungen, die 30 Jahre Leben in den Siedlungen produziert haben, tatsächlich auch lernen. Dies verlangt allerdings auch, daß durch eine Kritik belegt wird, die die 'überkommenen' Konzepte und Verheißungen mit den konkreten Lebenserfahrungen und -alltagen konfrontiert.

Wir wollen mit diesem Beitrag einen Versuch in diese Richtung am Beispiel des 'Zeilenbaus' aus der Nachkriegszeit unternehmen. Dazu wollen wir uns zunächst einige Erwartungen und Begründungen in Erinnerung rufen:

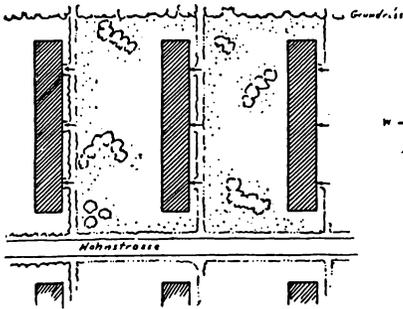
Verheißungen, Teil 1

"Der Mensch ist nur glücklich unterzubringen, wenn er gesund wohnt, das heißt, wenn er im Grünen wohnt, wenn seine Wohnung Licht und Sonne hat, und wenn eine günstige Durchlüftung des Wohnbereichs gewährleistet ist. Ferner, wenn er ruhig und vom Verkehr ungefährdet wohnt." (1)

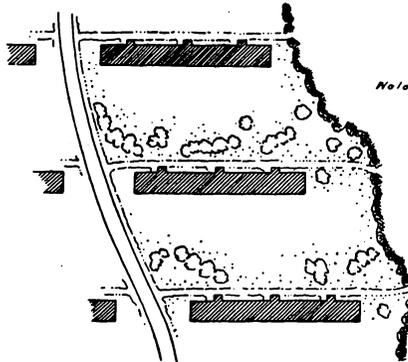


Zeilenbau

oben:
**BILDER ZUR AUFLÖSUNG
DER STADT:**
Roland Rainer, Wien 1947



Im Westen Wohnräume
Im Osten Schlafräume



Im Norden Wege und Nebenräume
Im Süden Grün und Aufenthaltsräume

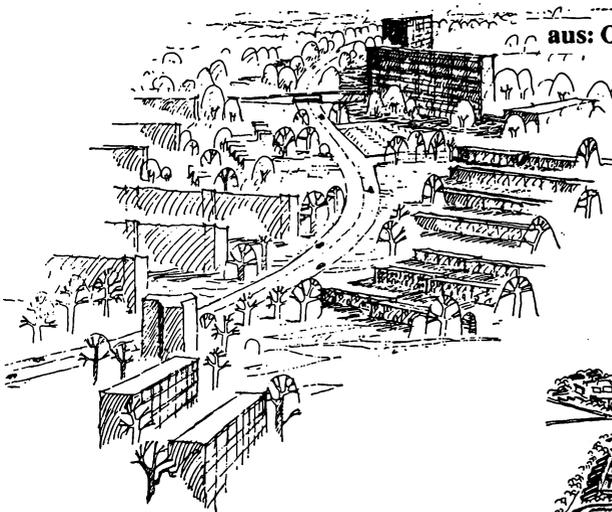
links:
**GRUPPIERUNG DER BAUTEN
NACH DER SONNE:**
aus: Möllendorff, W.v., 1953,
Lebendiges Bauen, Tübingen

Mit der "gegliederten und aufgelockerten Stadt", "der organischen Stadtbaukunst" oder der "Stadt-Landschaft" werden die Formeln der "funktionalen Stadt" adaptiert.

"Der Städtebaukunst fällt die Aufgabe zu, die Hierarchie der Werte wiederherzustellen, mit deren Hilfe der Mensch die Wohltaten der 'westlichen Freuden' zu genießen vermag, der Gaben der Natur, der Sonne, des Raumes und des Grüns ..." (2)

Die Gebäude wenden sich von der Straße ab und dem Grün zu. Die Straße als öffentlicher Raum wird durch das Gemeinschaftsgrün zwischen den Zeilen ersetzt und durch Grünzüge und -verbindungen geführt.

"Häuser und erst recht die Hauszeilen" wurden "als Gerüst des Planes ... in gestaltete Grünflächen hineinkomponiert" (3), während der Grünplaner versuchte, die Flächen zwischen den Gebäuden mit reichlich Grün aufzulockern. Diese Grünflächen hatten die Aufgabe, "die Überschaubarkeit der einzelnen gebauten Stadtelemente zu gewährleisten und dadurch zur Identifikation der Bürger mit ihrer gebauten Umwelt" (4) beizutragen und das "Verhältnis zwischen Mensch und Natur zur bessern". (5)



aus: **Otto: Die Stadt von morgen**

Berlin 1959

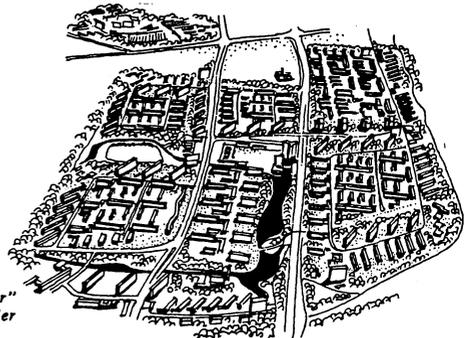


Schaubild des Teilausschnittes der Wohnanlage "Neue Vahr" in Bremen, aus: Mausbach, H., 1968, Städtebaukunde der Gegenwart, Düsseldorf

Die grüne Stadtlandschaft wird zum formalen Träger der Versöhnung von Stadt und Natur; das sanitäre oder Wohlfahrtsgrün zum Nachweis gesunden Wohnens und zum Ort von Natur- und Gemeinschaftserlebnissen; das Freizeitgrün wird gleichbedeutend mit Ruhe, Erholung, Entspannung und Sport.

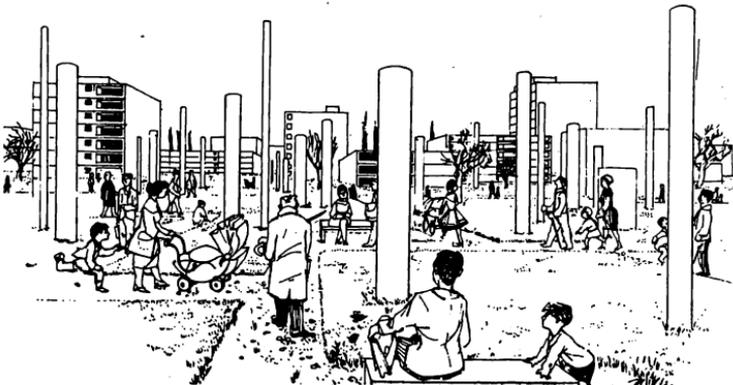
"Die Wohnungen am Grün zwischen den Zeilen liegen abseits vom Lärm und Staub der Straßen. Der Verkehr geht an den Stirnseiten der Hauszeilen vorbei. Die Rasenflächen zwischen den Gebäuden tragen keine Schilder mit der Aufschrift 'Betreten verboten'. Das Leben auf ihnen gleicht eher dem Leben in einem Kurort. Der sich im Freien erholende Mensch bestimmt das sommerliche Bild inmitten der grünen Stadt." (6)

"Die Qualitäten sind ruhige Rasenflächen, das Gegenüber abschleiernde und darüber hinaus raumbildende und raumgliedernde Baum- und Strauchgruppen, sind Wege und Kinderspielplätze, auf denen sich eine bescheidene 'Miniöffentlichkeit' (zum Zuschauen) abspielt. Das sind neben den sonstigen Sicherheits- und Wohlfahrtswirkungen dieser Abstandsflächen positive Werte ..." (7)



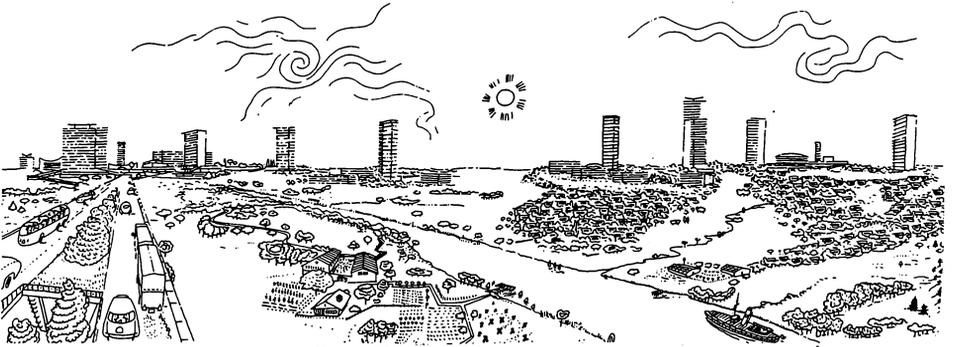
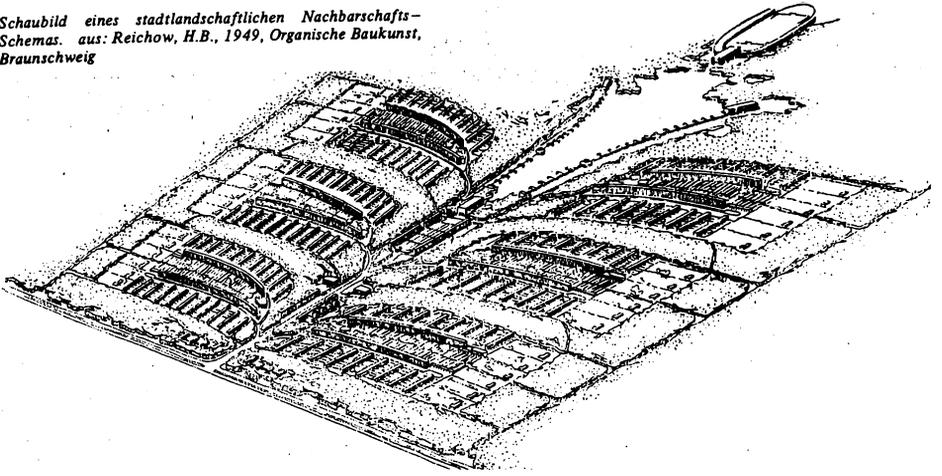
Trennendes Grün zwischen Wohnhäusern

aus Otto: **Die Stadt von morgen** Berlin 1959

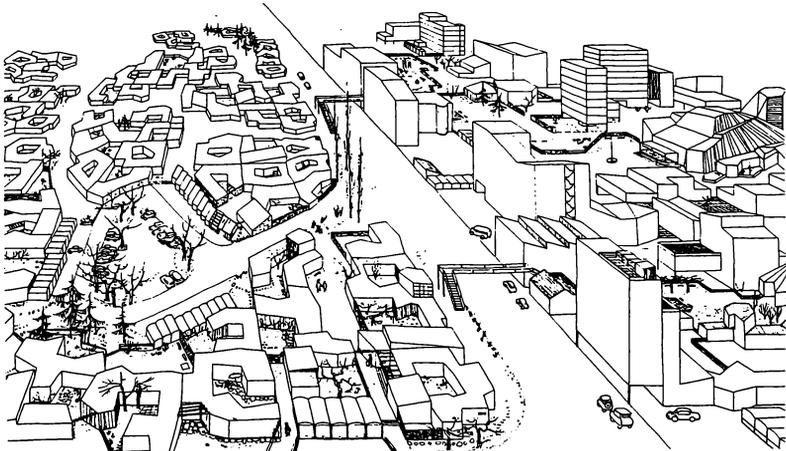


aus: Schwagenscheidt, W., 1964
Die Nordweststadt, Idee und Gestaltung, Stuttgart

Schaubild eines stadtlandschaftlichen Nachbarschafts-Schemas. aus: Reichow, H.B., 1949, *Organische Baukunst*, Braunschweig



aus Otto: Die Stadt von morgen ,Berlin 1959



Das einzelne Haus ist natürlich wichtig, aber wichtiger ist der Zusammenhang, die Versammlung von Häusern

Für Architekten, Städtebauer und Grünplaner gleichermaßen stellte das Grün den besonderen Fortschritt und das dominante Element in der Konzeption des Wohnens dar; gleichzeitig war es für die Wohnungsbaugesellschaften propagandistisch entscheidend; über das Grün ließen sich Bauformen durchsetzen und Wohnungen 'verkaufen'.

Die Grünplaner lieferten dazu einen ideologischen Blanco-Scheck:

"Grün hilft überall und allen ...

Grün fördert das Wohlbefinden ...

Grün senkt Gefahren ...

Grün bildet ...

Grün hilft dem Städtebauer, gut gegliederte Städte schaffen ..." (8)

Anhand von zwei Siedlungsbeispielen soll hier überprüft werden, ob die Erwartungen eingetroffen sind, ob sich die Argumente und Begründungen der Konzepte als tragfähige Grundlagen erwiesen haben.

Wenn Konzept und Entwicklung beurteilt werden sollen, müssen dazu die Kriterien der Bewertung formuliert werden; vorweg also einige Anmerkungen dazu.

Alterung und Aneignung

Die Geschichte der Entwicklung und Veränderung von Siedlungen seit ihrer 'Fertigstellung' bis zum aktuellen Zustand hat eine besondere Bedeutung für die Beurteilung ihrer Qualität als Lebens-, Arbeits- und Wohnort. Die Alterung und die Aneignung des Wohnortes durch die Bewohner kennzeichnen die in den strukturellen und materiellen Vorgaben enthaltenen Entwicklungspotentiale.

Die Art und Weise, wie mit den Flächen umgegangen werden kann, ist bestimmt durch ihre Entstehungsgeschichte; sie wirkt als Gebrauchsanweisung nach. Die Programme und Realisierungen zum Wohnen stellen die Thesen zur Experimenten dar, deren Tragfähigkeit sich erst an der Alltagspraxis der Bewohner erweist. In den realisierten Lebens- und Wohnmöglichkeiten kommt also die Qualität der Planung - bis in viele Material- und Technikdetails - zum Ausdruck, die darin besteht, daß sie mit der strukturellen und materiellen Elementierung die Spielräume möglicher Handlungs- und Verhaltensweisen vordefiniert. Es geht um die Frage der Nachhaltigkeit: Sind die realisierten Planungen statisch hinsichtlich der Stabilisierung der Ausgangssituation; also nicht an

aktuelle und sich verändernde Lebensverhältnisse und Wertvorstellungen durch die Bewohner anzupassen bzw. neu zu interpretieren und deshalb funktionsfremd? Sehen die Wohnstandorte immer aus wie neu, geht das Leben spurlos an ihnen vorbei? Oder sind die realisierten Planungen die alterungsfähige Grundlage und der Freiraum für kontinuierliche Ergänzungen, 'Verfertigungen' beim Gebrauch und Neuinterpretationen durch die Bewohner? Sind in den Vorgaben Verfügungs- und Handlungsspielräume enthalten, als Basis autonomer Entscheidungen zur Entlastung und Ergänzung der Alltagsproduktion?

Macht die strukturelle und materielle Organisation des Wohnens uns abhängig von äußerer Verwaltung oder enthält sie die Möglichkeit und Freiheit, Dinge für uns selbst und auf unsere Weise zu tun? (9)

Nicht nach Bedürfnissen soll gefahndet werden. "Bedürfnisse sind ein Ergebnis von Lernerfahrungen. Insofern sind sie determiniert auch durch die kognitiven Fähigkeiten, die ein Subjekt im Laufe seiner Lerngeschichte hat entwickeln können; durch die Enge oder Weite des Erfahrungsfeldes, zu dem es Zugang hatte." (10)

Wenn Freiräume / Grünflächen auf ihren Gebrauchswert untersucht werden sollen und auf ihre Fähigkeit zum Lebensunterhalt beizutragen, kann dies nur von den 'feldabhängigen' Bewohnern aus geschehen, die die 'Produktion der Reproduktion' bewältigen müssen und deshalb ihren Wohnort auch als 'Arbeitsplatz' wahrnehmen: Kinder, Mütter, Frauen, Rentner, Arbeitslose, Feierabender. (11) Haben sie die Chance, etwas für sich zu tun, was sowohl ökonomisch als auch sozial wirksam werden kann?

Alterung, Entwicklung und Anpaßbarkeit eines Lebensortes etablieren sich erst durch seine kontinuierliche 'Pflegerbarkeit'; durch kleine aber häufige Investitionen, Initiativen, Fertigkeiten und Verfertigungen vieler Bewohner.

Gegenüber solchen Betrachtungen besteht der Verdacht, daß bestimmte Bau- bzw. Freiraumkonzepte, die Verfügungen und bestimmte Formen von Subsistenzwirtschaft nicht 'nötig' bzw. unmöglich machen, die Kontrolle des Hausbesitzers oder der Wohnungsgesellschaft über das Wohnen zum verschwiegene Hintergrund haben. Die 'Pflege' des Wohnortes macht auch hier den Zugriff deutlich: Sanierungen und Renovierungen, als große Maßnahmen in weiteren Abständen, produzieren 'Neuwertigkeit' gegen die Aneignung und Alterung des Wohnortes.

Die Qualität des Wohnungsbaus erweist sich erst in der Zeit; in der Möglichkeit der 'Verfertigung' von Ausgangsbedingungen.

Die einzig plausible Frage, mit der sich die philanthropischen Weisheiten von Planung überprüfen lassen, ist: wie (über)leben die Leute? 'Wichtig am Wohnen ist nicht, wie es ist, sondern was es im Leben von Menschen bewirkt.'(12)

Verheißungen ,Teil 2

Im Lehrbuch von Hans Schiller, 'Gartengestaltung' von 1958 finden wir unter der Überschrift "Die Hofanlagen als Gemeinschaftsgrün", "Das Grünflächenprogramm bei Wohnbauten":

"g) Die Hofanlagen als Gemeinschaftsgrün

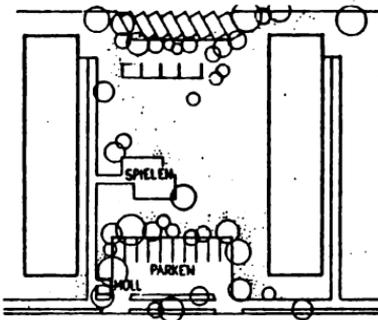
Das Grünflächenprogramm bei Wohnbauten

Plätze für Mülleimer. Entweder durch überdachte, pergolenartige Plätze oder als festgebaute Häuschen. Gegebenenfalls auch hecken- oder gebüschumrahmte Platzanlagen. Die Unterbringung der Mülleimer in das Kellergeschoß hat sich nicht bewährt. Zufahrtmöglichkeit für Müllautos. Plätze für Teppichklopfstangen. Sie müssen groß genug sein, um Teppichklopfen für mehrere Parteien gleichzeitig zu ermöglichen. Hinter der Teppichklopfstange muß mindestens 1,60 m Raum bleiben, damit der Teppich überhängen kann. Diese Anlagen sollen möglichst nicht mit den Müllplätzen zusammengelegt sein. Auch sie sind zum Schutz vor Verstaubung und Lärmdämpfung in wenigstens 2 m breite Gebüschpflanzungen einzubauen. Keine rauhblättrigen Gehölze wählen, in denen sich der Staub leicht verfängt. Glattblättrige Arten wie Liguster, Symphoricarpos u.a.

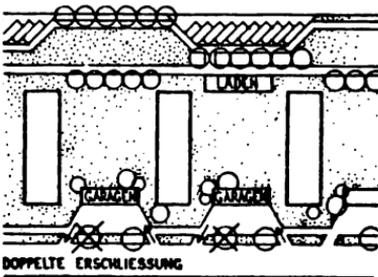
Wäschebleichen und Trockenplätze sind zu schaffen. Sie sollen sonnig liegen. Möglichst keine ortsfesten Wäschepfähle, sondern herausnehmbare. Zweckmäßig ist es, wenn die Wäscheplätze abgeschlossen werden können, um Diebstahl und Beschmutzung zu verhindern. Abseits von den Kinderspielplätzen. Auch sog. "Wäschespinnen" möglich. Genügend große Kinderspielplätze sind notwendig. Je größer der Spielplatz, um so besser. Halbschattig. Einzelbäume. Kleine Anlagen sind unhygienisch. Mehrere Sandkästen sind vorzusehen. Sand häufig (jährlich mindestens 2 - 3 mal) erneuern. Gegebenenfalls sind auch Planschbecken zu planen. Elternsitzeplätze vorsehen. Der Kinderspielplatz soll an eine Rasenfläche grenzen, die wenigstens zeitweilig dem Kinderspiel freigegeben werden soll.

Einfache Geräte wählen. (13)

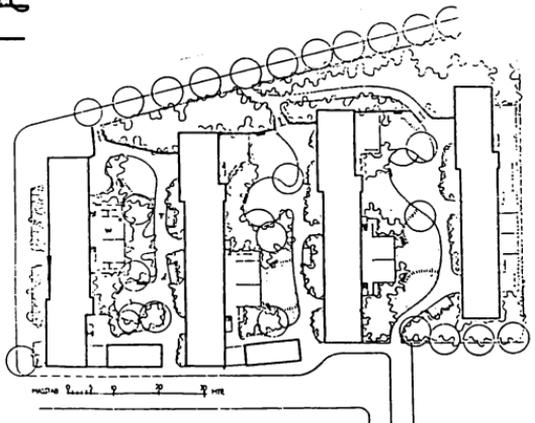
Der Mülleimer ist das Sorgenkind des Grünplaners. Auch alle anderen Orte, die Ausdruck von Arbeit sind, gilt es, wegzugrünen. Sie entsprechen nicht den Intentionen von Erholungslandschaft. Sie scheinen notwendiges unvermeidbares Übel zu sein; gleichzeitig sind die mit 'Arbeit' verbundenen Orte einzige Programmpunkte bei der 'Qualifizierung' der grünen Wohnlandschaft. Aber Hauptbeschäftigung der Leute soll ja Müßiggang, Kontemplation und Spiel sein.



aus: Bernatzky, A., 1972,
Grünplanung in Baugebieten,
Wiesbaden



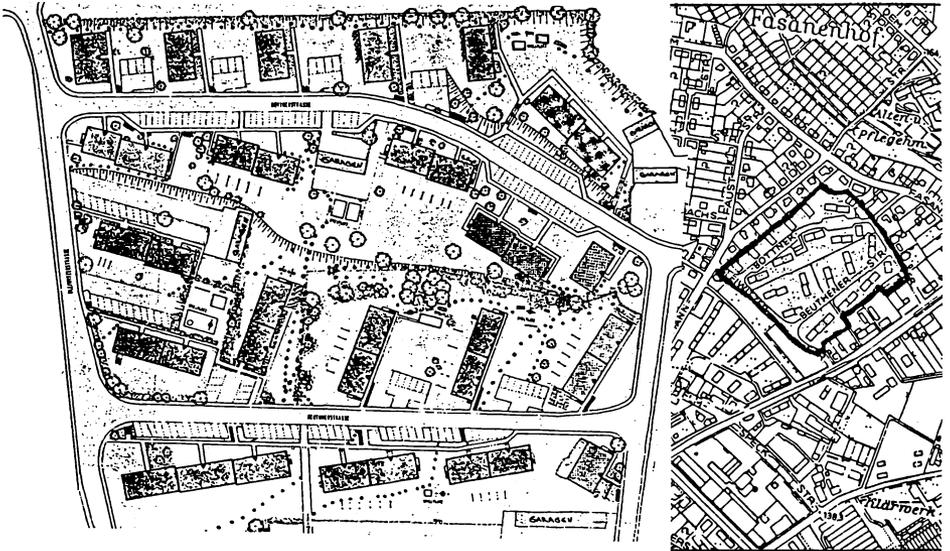
Wohnbauten mit den zugehörigen
Fresflächen, Wäscheplätze, Tep-
pichklopfstangen, Sitzplätze im
bewegten Gelände. Gartenarchitekt
BDGA Schreiner Stuttgart.
aus: Schiller, H. 1958, Gartenge-
staltung, Berlin, Hamburg



Zwei Siedlungen in Kassel

Beispiel 1: Kasseler Nordstadt

Die Siedlung wurde 1963 - 72 von der Kurhessischen Wohnungsbaugesellschaft errichtet.



Unsere Beobachtungen zeigen, daß diese Orte, insbesondere die Mülltonnen, einen besonderen Stellenwert, für die Tätigkeiten und Anlässe nach draußen zu kommen, gewinnen.

Ein älterer Mann, leicht gehbehindert, kommt mit einem halbvollen Mülleimer aus der Haustür - geht langsam, sich umschauend in Richtung Müllcontainer - bevor er ankommt, trifft er eine Frau, die vom Einkaufen kommt - sie bleiben stehen und reden ca. eine halbe Stunde miteinander - die Frau geht dann ins Haus - der Mann bringt den Müll weg und geht dann merklich schneller als beim Rausgehen in das Haus zurück.

Eine ca. 40- bis 50jährige Frau kommt aus dem Haus mit einem Müllbeutel - geht mit eiligen Schritten auf den Müllcontainer zu, die an der Straße stehen - Sie schüttelt den Müll aus dem Beutel in den Container - schaut sich um - sammelt nun Blätter, die unter den Sträuchern liegen - steckt sie in den leeren Müllbeutel - ca. 10 - 15 Minuten lang, wobei sie den Beutel zwischendurch leert - dann wirft sie den Beutel samt Blätter in den Container und verschwindet im Haus.

Der Sinn der Tätigkeiten liegt außerhalb der Notwendigkeit, den Müll wegzubringen: Der Gang zum Müll wird zum Anlaß, nach draußen zu kommen und zur Chance, Kontakte zu haben. Der Wunsch nach Kontakten läßt sich aber nur über Alltagstätigkeiten – sozusagen nebenbei – inszenieren und eröffnen, benötigt einen Vorwand zur Nutzung und Auskundschaftung des Wohnstandortes. Die Wahl des Ortes entspricht der Erfahrung, daß dort, wo das Kommen und Gehen stattfindet und sowohl die Straße als auch die Haustür im Blickfeld liegen, die Wahrscheinlichkeit, ins Gespräch zu kommen, am größten ist.

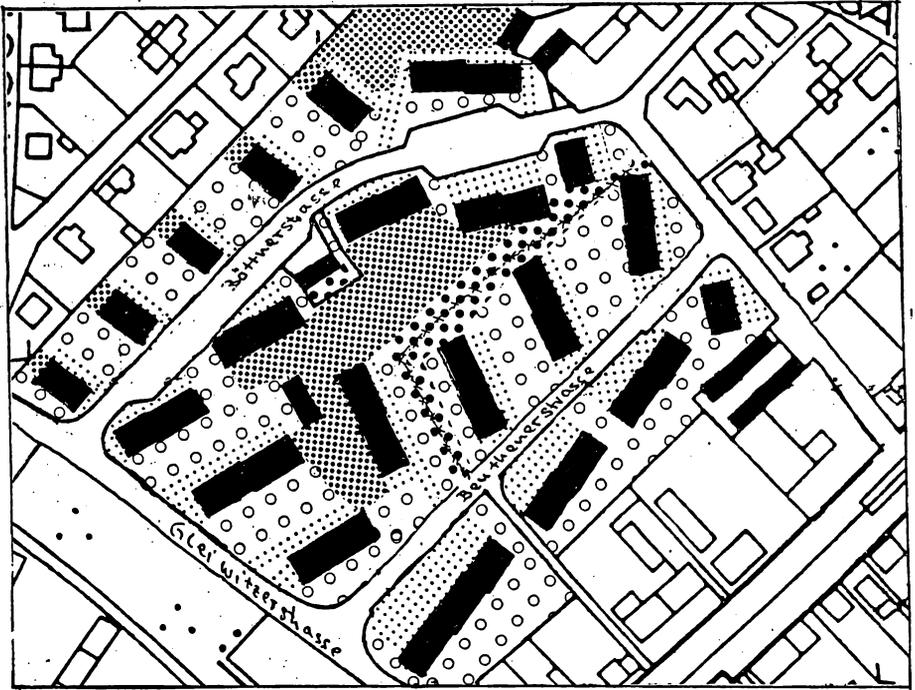
Außerhalb solcher Tätigkeiten treten Erwachsene im Zusammenhang mit Kindern und Kinderspuren in Erscheinung. Die Kinder werden in der Siedlung dominant sichtbar. Die Spielorte konzentrieren sich auf zwei Bereiche: den Übergangsbereich zwischen Gebäuden und Straßenraum; und einen blockinternen Rückzugsbereich entlang einer bewachsenen Grenze.

Zufalls-Produkte als minimale Anlässe

Liegen die Gebäude mit 'dem' Gesicht zur Straße, so wird der 'Türbereich' intensiver von Kindern besetzt als bei den Gebäuden, die senkrecht von der Straße weg aufgestellt sind. An den Spuren wird das sichtbar: Spielgeräte, Dreirad, abgetretener Rasen, Zeichnungen am Haussockel, Stöckchen im Lichtschachtgitter ... Bei unserem Beispiel begünstigt ein 'topografischer Zufall' die Entstehung eines begrenzten Vorplatzes: Er wird durch eine Böschung vom Gehweg zum Haus eindeutig begrenzt. Drei Stufen führen in den abgesenkten Bereich. Die Schwelle, vor der Tür führt mit einer Steigung ins Haus. Treppe, Böschung und Absenkung auf Eingangsniveau organisieren diese Zone zum Haus und schränken den öffentlichen Zugang ein. Kinder aus der Nachbarschaft kommen dazu. Die Straße wird intensiv in das Spiel einbezogen: Federball, Rollschuhlaufen, Kettcarfahren; aber Fußball steht an erster Stelle.

Bei den zur Straße orientierten Blöcken haben die Haustürbereiche, die 'Vorgärten', die Funktion von Spiel-/Beobachtungsposten, von denen aus die Straße kontrolliert und einbezogen wird und auf welche man sich wieder zurückziehen kann.

Bei den senkrecht mit der Giebelwand zur Straße stehenden Zeilen fehlen diese Türbereiche. Hier sind deshalb die Müllplätze an den Wohnwegmündungen auf die Straße der wichtige 'Anhaltspunkt', ebenso die fast fensterlosen (Schlafzimmer-) Giebelwände mit den Kelleraufgängen. Hier ist man geschützt und hat einen guten Überblick. Ebenso wie aus den Verstecken unter den



- öffentlich (Straßenöffentlich)



- "halböffentlich" mit öffentlichem Einblick



- 'Insider' - öffentlicher Bereich,
hausöffentlich/halböffentlich



- siedlungsöffentlich



- Rückzugsbereich - halböffentlich

Erdgeschoßbalkonen, dem Gebüsch an der Hausecke nebendran oder da, wo der fensterlose Kellersockel fast 2 m über den Boden ragt.

Ein 3 - 4jähriger Junge kommt aus dem Haus - bleibt eine Weile vor der Tür stehen - hält Ausschau - nichts zu sehen - zieht seine Handschuhe an - überlegt - schaut auf die andere Straßenseite - geht über die Straße an die Mülltonnen - klopft zwei- bis dreimal an die Eimer - geht wieder zurück an seine Haustür - zieht die Handschuhe aus und steckt sie in den Briefkasten - schlendert wieder über die Straße zu den Mülleimern - setzt sich davor - schaut umher - klopft mit einem Stein auf den Boden - steht wieder auf - schlendert in Richtung Zaun über den Rasen - blickt den Blättern nach, die vom Wind aufgewirbelt werden - tritt die Blätter mit dem Fuß in die Luft - verschwindet dann durch ein Loch im Zaun in den Büschen auf der anderen Seite.

Grenzen und Ränder

Die Siedlung enthält ein Trampelpfadnetz, das diesen Zaun in der Mitte der Siedlung mit den Straßen verbindet. Der bewachsene Zaun ist das Resultat der Realisierung der Siedlung in zwei Abschnitten und auf zwei Grundstückspartellen. Aus grünplanerischer Sicht ist die dadurch entstehende Randbildung störend. Sie paßt nicht in das Konzept von 'aufgelockerter Weite'.

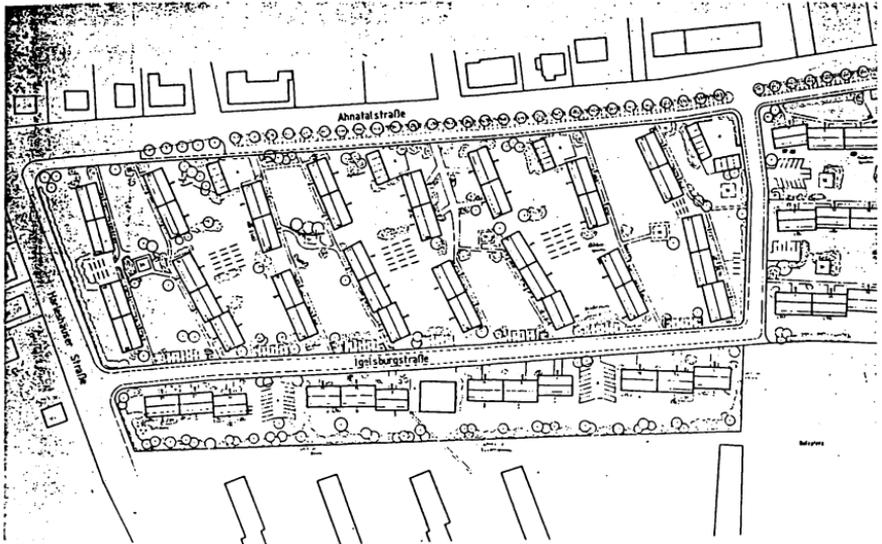
Parallel zum Zaun teilt eine 3 bis 4 m hohe langgezogene Böschung die Siedlung in zwei Teile. Diese Zone bildet eine blockinternen Rückzugsbereich, einen "Spiel- und Streifraum" (Muchow, M. und Muchow H.), wie wir ihn von Stadtrandlagen oder Siedlungsrändern kennen. Der an mehreren Stellen durchbrochene oder heruntergedrückte Zaun ("unsere Hängematte") ist als durchlässige Grenze konstituierend für seine Bedeutung als Treffpunkt, Schutz, Höhle ("unser Haus"), Kletter- und Ausgangsort für Erkundungen. Die Erwachsenen benutzen diese Durchlässe und Trampelpfade mit, wenn auch selten, und meist auf das Kommen und Gehen reduziert.

An der Siedlung und ihren Spuren der Nutzung ist besonders auffällig, daß überall dort, wo das planerische Programm unperfekt gemacht ist und 'Lücken' entstehen, sich die Chance für Besetzungen - hier dominant durch Kinder - bietet; Freiräume entstehen - völlig gegen jede planerische Absicht.

Im relativ intensiven Bild der Benutzung macht sich die Alterstruktur der Siedlung bemerkbar: die Dominanz von Familien mit Kindern. Das 'massive' Auftreten von Kindern definiert einen Nutzungsanspruch, der sich nicht durch Kontrolle und Disziplinierung reduzieren läßt. Gleichzeitig ergibt sich dadurch auch für die Erwachsenen ein geringer, aber immerhin ein Spielraum, die von den Kindern gelegten Spuren in Anspruch zu nehmen und Anlässe zu haben, nach draußen zu kommen.

Beispiel 2: Kassel – Harleshausen

Gebaut wurde die Siedlung von 1956 - 1961, Herstellung des Wieder-wie-neu-Zustandes, sprich Modernisierung, von 1977 - 1982. Erneuert wurden die Wege in Verbundsteinen, Balkone angebaut, Fassaden renoviert, Nachtspeicherheizung eingebaut - Erhöhung der Miete um 50%! Auch der Zustand draußen wurde verjüngt, ein gärtnerischer Pflge- trupp kappte 30 Jahre alte, hochgewachsene Sträucher bis 10 cm über dem Boden.



Was hat sich in 25 Jahren getan ?

Zwischen den Erschließungswegen und den Hauswänden fallen Blumenbeete auf, die offensichtlich von den Bewohnern angelegt und gepflegt werden. Je nach Platz zwischen Weg und Wand hat man/frau sich - jedes Jahr ein Stück mehr - ausgebreitet. Manche weichen seitlich aus, immer an der Wand lang und um die Ecke an die Giebelseiten. Über den Weg hinaus, in die Rasenflächen hinein geht es nicht; dafür ist die Distanz zu groß, die rücken- deckende Hauswand fehlt, die Nachbarschaft zum unmittelbaren Zuständigkeits- bereich, der Wohnung. Der Anlaß fehlt, hinstellen und gucken reicht nicht aus.

Da, wo in den letzten Jahren (Modernisierung) mit Balkonen diese Zone überstellt wurde und Gerüste standen, wurden die zaghaften Versuche nach

draußen zu wohnen, d.h. zuständig sein, etwas verändern zu können, zunichte gemacht.

Auswege ohne soziale Zugänge

Einige fangen von vorne an, andere haben es aufgegeben, wieder andere harken ab und zu vor der Tür Laub zusammen, um 'mal raus' zu kommen. Wo die Eingänge mit den Balkonen zusammenliegen, hängt Frau L. gerade Wäsche auf, als ich mit dem Rad vorbeikomme. Mich als Fremden erkennend fragt sie, ob sie mir helfen kann.

Frau S. arbeitet eine Haustür weiter in ihrem Vorgarten, an dem gerade die Nachbarin von obendrüber vorbeikommt. "Na, wieder fleißig?" "Ja, die Zwiebeln fürs Frühjahr müssen in die Erde." Nur die Staude, die ihr Sohn aus Brasilien mitgebracht hat, "will hier nicht so recht wachsen." Er wird sie über Weihnachten wieder besuchen.

An den Hausschuhen, dem Kittel und dem Hausschlüssel in der Hand ist die Nachbarin Frau K. von gegenüber erkennbar. Sie hat von ihrem Balkon Frau L. bei der Arbeit im Vorgarten entdeckt. Auf Zuruf: "Frau L. hören Sie mal..." ist es ihr möglich, über den Rasen zu ihr zu kommen. Die Frauen kennen sich schon eine Weile, sonst wäre der Abstand zwischen den Häusern zu groß.

Frau trifft sich auf dem Weg zum Müllcontainer; oder am Laden in der Siedlung. Bevor er um drei Uhr öffnet, stehen hier schon mehrere Kundinnen, so hat Frau noch Zeit zum Plausch. Was mit der Nachbarin von nebenan vor der Haustür nicht mehr möglich ist aufgrund fehlender Anlässe, findet vor und im Laden statt.

Die Beete als Wunsch, etwas zu tun und als Anlaß zur Kontaktaufnahme zeigen die Not, das Fehlen einer persönlich/privat verfügbaren Basis im Außenraum.

Die Realisierung der Beete und die 'Scheintätigkeiten' zeigen, daß die Norm dessen, was man sich in solchen Verhältnissen erlaubt zu tun, extern definiert ist - von der Baugesellschaft und dem gärtnerischen Standard abhängt. Die Vorgartenpflege ist von der Baugesellschaft nicht akzeptiert aber wenigstens geduldet, weil sie das 'schöne Bild' der Gesamtanlage nicht stört. Man macht also eine Arbeit, die ins Bild paßt. Sie fällt nicht ins Gewicht und nicht aus dem Rahmen.

Zustände ohne gesicherte Zuständigkeiten

Ärger gibt es mit den Kindern der Bundeswehrsiedlung gegenüber; "Wenn die jungen Offiziersfrauen mittags ihre Ruhe haben wollen, schicken sie

uns ihre Bälger auf den Hals. Die machen uns ja so schon genug kaputt; Blumen abknicken, Dreck an die Fenster oder Beeren ins Schlafzimmer schmeißen - als Rache, wenn ich denen mal sage, sie sollen ruhiger sein, oder dahingehen, wo sie herkommen." "Früher haben unsere Kinder auch immer da gespielt; sie durften es zwar auch nicht, immer wenn der Hausmeister (Siedlungsmeister) auftauchte, verschwanden sie kurz, bis er wieder weg war. Da hat uns das auch nicht soviel ausgemacht, irgendwo müssen sie ja spielen. Aber heute ist man das einfach nicht mehr gewöhnt; man wird ja auch empfindlicher im Alter."

Daß sich Empfindlichkeiten insbesondere auf fremde Kinder beziehen, zeigt folgende Schilderung: "Wenn meine sechs Enkelkinder zu Besuch sind, so an Geburtstagen oder Weihnachten, spielen sie auch immer da draußen. Wir hatten schon überlegt, ob wir nicht in den zweiten Stock ziehen sollten, wo wir doch jetzt keine Kinder mehr haben, aber meine Enkel tragen oft Holzlatschen, und das würde im Treppenhaus viel Lärm geben und Ärger mit den Nachbarn."

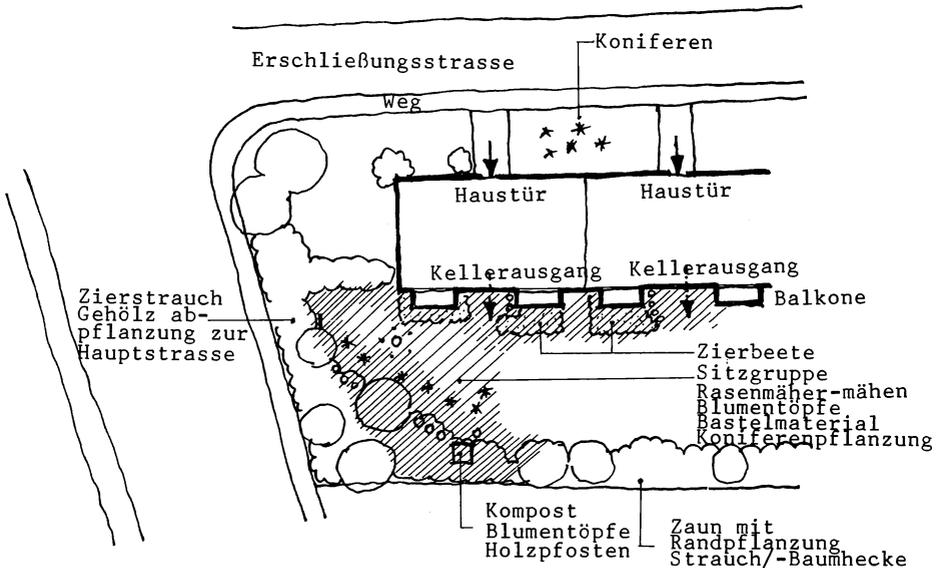
Das eigene Verhalten Nachbarn gegenüber ist angepaßt an die eigene Empfindlichkeit Fremden gegenüber. Eine Hausordnung ist nicht mehr notwendig, die baulichen Vorgaben veranlassen die Bewohner, ihre Bedürfnisse den Verhältnissen und nicht die Verhältnisse ihren Bedürfnissen anzupassen.

Auf den durch 'Rückseiten' gebildeten Zwischenräumen ist das gleiche Phänomen wie auf den Eingangsseiten zu beobachten. Wo Aus/Eingänge mit Balkonen kombiniert sind, ist im Erdgeschoß die Besetzung des vorgelagerten Bereichs mit Beeten häufiger und intensiver. Gebäudefassaden mit Nur-Ein- oder Ausgängen oder Nur-Balkonen weisen weniger Spuren des Gebrauchs auf, wo die Zugänglichkeit durch offizielle Erschließungswege nicht gegeben ist, wird der Schritt nach draußen schwieriger, der Blick aus dem Fenster wird immer seltener, weil nichts passiert, die Ausstattung ist nach 25 Jahren die gleiche: hier ein Baum, da ein Strauch, in der Mitte Wäschestangen, in allen Zwischenräumen immer am gleichen Ort, immer diesselbe Farbe, nur ab und zu hängt Wäsche.

Randeffekte :Beispiele und Chancen für Ansatzpunkte ...

Im Süden wird die Siedlung mit einem z.T. dicht bewachsenen Zaun von der Bundeswehrsiedlung massiv abgegrenzt. Dieser Rand ist Rückzugs- und Übergangsbereich für die Kinder beider Siedlungen. Der Zaun ist in den von Gehölzbewuchs geschützten Bereichen durchbrochen. Bäume sind Ausguck und Kletterhilfe beim Überqueren der Grenze, Sträucher bieten Nester zum Verstecken.

Begünstigt durch diesen dichten Rand hat sich am Ende einer Zeile ein räumlicher Abschluß ergeben. Eine Fläche von 10 x 10 m wird vom Gehölzstreifen von zwei Seiten und von der Gebäuderückseite mit Balkonen und Kellerausgängen als dritte Seite begrenzt. Durch die ausschließliche Zugänglichkeit vom Keller des Hauses aus ist es für jeden klar, daß Fremde dort nichts zu suchen haben, der Zugang ist auf der anderen Seite. Entsprechend ist die Kontrolle in diesem 'Garten'. Ich wurde offen hinter zur Seite gezogener Gardine beobachtet, ich fühlte mich als Eindringling. Die Ausstattung dieser Fläche machte es mir sehr deutlich, wer hier zuständig ist. Neben dem runden Holztisch mit Holzsockeln steht die Agave im Blumentopf, die ersten selbst angepflanzten Coniferen, das Gärtnerwerkzeug, Gießkanne und Rasenmäher stehen bereit, den Rasen mähen sie in eigener Regie, Blumentöpfe von der Fensterbank werden rausgestellt, der Kompost ist auch vorhanden. Die zufällige Kleinräumlichkeit und die Begrenzungen einschließlich des Baumdaches bieten die Voraussetzungen für diese Art der erprobten und abgesprochenen Besetzung durch die Bewohner des Hauses.



Auch hier ergab sich durch unbeabsichtigte, günstige 'Rahmen'bedingungen die Chance der Besetzung. An dieser Stelle war das 'Randphänomen' so ausgeprägt, daß die Gelegenheit, sich auszubreiten, auch produktiv genutzt werden konnte.

Vor 15 Jahren gab es in dieser Siedlung ebenso viele Kinder wie in unserer ersten Siedlung. In 15 Jahren wird diese wohl so ähnlich aussehen: die Altersgruppen ab 50 Jahren sind überproportional vertreten. Dann wird auch dort der Anteil an Spuren weniger, die durch das Sich-nicht-disziplinieren-lassen der Kinder entstanden sind.

In den beiden Siedlungen kommen die dominierenden Altersstufen der Bewohnerschaft zum Ausdruck: in der einen die jungen Familien, in der anderen die Überalterung. Was beiden fehlt, ist der private Freiraum als 'Instrument', häusliche Entlastung und Ergänzung zu produzieren.

Für die jungen Familien hat der private Freiraum eine andere Bedeutung und Ausstattung für die Subsistenz des Lebens als für die älteren Leute, bei denen die an feste Zeiten gebundene Tätigkeiten und Notwendigkeiten geringer sind: das Stück zum Pflegen, ein Platz zum Werkeln und all diese Dinge, die Spaß machen und Sinn haben.

'Der Zellenbau will möglichst alles von der Wohnung her lösen und heilen, sicherlich in erstem Bemühen um den Menschen. Aber faktisch wird der Mensch gerade hier zum Begriff, zur Figur. Der Mensch hat zu wohnen und durch das Wohnen gesund zu werden. Er hat, wenigstens bei den konsequentesten Architekten, gegen Osten zu Bett zu gehen, gegen Westen zu essen und Mutterns Brief zu beantworten, und die Wohnung wird so organisiert, daß er es faktisch gar nicht anders machen kann.'
A.Bohne, zitiert in Biegler, 1977

'Der Zellenbau will möglichst alles von der Wohnung her lösen und heilen, sicherlich in erstem Bemühen um den Menschen. Aber faktisch wird der Mensch gerade hier zum Begriff, zur Figur. Der Mensch hat zu wohnen und durch das Wohnen gesund zu werden. Er hat, wenigstens bei den konsequentesten Architekten, gegen Osten zu Bett zu gehen, gegen Westen zu essen und Mutterns Brief zu beantworten, und die Wohnung wird so organisiert, daß er es faktisch gar nicht anders machen kann.'
A.Bohne, zitiert in Biegler, 1977

'Der Zellenbau will möglichst alles von der Wohnung her lösen und heilen, sicherlich in erstem Bemühen um den Menschen. Aber faktisch wird der Mensch gerade hier zum Begriff, zur Figur. Der Mensch hat zu wohnen und durch das Wohnen gesund zu werden. Er hat, wenigstens bei den konsequentesten Architekten, gegen Osten zu Bett zu gehen, gegen Westen zu essen und Mutterns Brief zu beantworten, und die Wohnung wird so organisiert, daß er es faktisch gar nicht anders machen kann.'
A.Bohne, zitiert in Biegler, 1977

'Der Zellenbau will möglichst alles von der Wohnung her lösen und heilen, sicherlich in erstem Bemühen um den Menschen. Aber faktisch wird der Mensch gerade hier zum Begriff, zur Figur. Der Mensch hat zu wohnen und durch das Wohnen gesund zu werden. Er hat, wenigstens bei den konsequentesten Architekten, gegen Osten zu Bett zu gehen, gegen Westen zu essen und Mutterns Brief zu beantworten, und die Wohnung wird so organisiert, daß er es faktisch gar nicht anders machen kann.'
A.Bohne, zitiert in Biegler, 1977

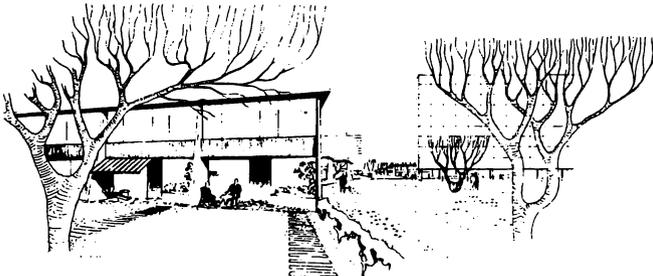
Hat der Wohnungsbau Angst vor dem Bauen der Bewohner ?

Der Wunsch der Planer, die Bewohner sollten draußen im grünen 'Hof' spaziergehen oder ihre Freizeit beschaulich und erholsam verbringen, erfüllt sich nicht. Wir müssen feststellen, daß die Bewohner, wenn sie überhaupt rausgehen, draußen 'arbeiten'. Sie tun etwas oder besser, sie möchten etwas tun. Wohnen heißt etwas tun; Wohnen ist produktiv; Wohnen heißt bauen. "Wo nicht gebaut wird im weitesten Sinne, wird nicht gewohnt ... In Wohnumweltsituationen, in denen wir keine individuell verursachten materialen Spuren persönlichen Verhaltens auffinden können, wird nicht gewohnt." (16) In unseren beiden Siedlungen wird in diesem Sinne wenig gewohnt. Der Lebensort hat deshalb keine Chance zu altern, sich zu entwickeln, er läßt so gut wie keine Verfügungen und Aneignungen zu.

Das Interesse und die Notwendigkeit einer kontinuierlichen Aneignung des Außenraums kommt in der Besetzung der zufälligen Lücken und Zugänglichkeiten der strukturellen und materiellen Siedlungsorganisation zum Ausdruck. Aber dies stößt sehr schnell an die von 'oben' kontrollierten Grenzen. Und das, was realisiert werden kann (z. B. Beete), entspricht der und übernimmt nur die 'Pflegearbeit', paßt sich in nicht angreifbare Verhältnisse ein.

Die Hausordnungen sind längst verinnerlicht. Die Beschränkungen werden bereits von selbst auferlegt, durch Selbstzensur vorweggenommen. Die Kontrolle verlagert sich von 'außen' nach 'innen'.

Die materielle Umwelt ist als Raum privater Autonomie und als Hilfe für die Bewältigung von Alltagstätigkeiten - für die Entlastung des Haushalts durch Eigenarbeit - ebenso entwertet, wie als Ort und Gelegen-

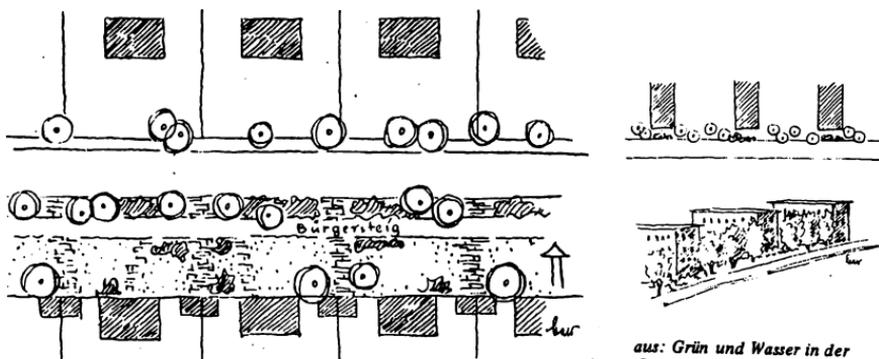


aus: Otto: Die Stadt von morgen

heit informeller und sozialer Kontakte, Hilfen, Absprachen, Übereinkünfte und Akzeptanzen. wenn man den Leuten die Möglichkeit nimmt, sich 'häuslich niederzulassen', nimmt man ihnen die Chance, ihre eigenen Alltage selbst zu organisieren und zu kontrollieren, kann der Lebensort nicht altern.

"Die Reproduktion der unmittelbaren Lebensbasis ist für Menschen 'naturbedingt' von zentraler Bedeutung, und somit auch die Abhängigkeit in diesem Bereich. Es ist von fundamentalem Unterschied für die Betroffenen, ob diese Lebensbasis nur in Ungewißheit, Mühe, Furcht und im Kampf gegen andere gesichert werden kann oder in der befriedeten Sicherheit und Solidarität mit anderen Menschen" (O. Ullrich, 1979: 157). Der wohnbaugesellschaftsorientierte und durch staatliche Förderprogramme hofierte Wohnungsbau verstärkt die Abhängigkeit. 'Undurchsichtige Konstellationen', wie sie als Stellvertreter der Herrschaft mediatisiert durch Hausordnungen, Hausmeister und Hausverwaltungen in Erscheinung treten, verschärfen die Unsicherheit. Die mit der Wohnung erfundene Funktionstrennung des "vollständigen" Hausens in "Haus und Hof", in "Innenhaus und Außenhaus" (I. M. Hülbusch 1978/81), in Wohnungen und Grünflächen wird dem Kontrollinteresse der Verfügungsgewalt gerecht.

Die Grünplanung ist diesem Anspruch mit landschaftsgärtnerischen Mitteln nachgekommen: sie lieferte bedenkenlos die Dekoration, die Verpackung für die Ware "Wohnung" (vgl. Wawzyn, L. und Kramers, D. 1974) und trug damit einen weiteren Baustein zur Entwertung des alltäglichen Lebensraumes bei. (17)



aus: *Grün und Wasser in der Stadt, Stadt-Landschaft*,
Vorträge der Arbeitstagung des
Bundes Deutscher Gartenarchitekten
und der Vereinigung Deutscher Ge-
wässerschutz am 19./20. Juni 1956
in Frankfurt.

Anmerkungen

- 1) Rimpl, H.: 1953, Die geistigen Grundlagen der Baukunst unserer Zeit, S. 148.
- 2) Le Corbusier, zit. in: Vereinigung Deutscher Gewässerschutz (Hrsg.) Grün und Wasser in der Stadt, 1957, S. 94.
- 3) Düttmann, B.: 1957, Wohnwege und öffentliche Grünflächen in der neuen Wohnsiedlung - Erfahrungen und Forderungen, München, S. 2.
- 4) Lendholt, W.: 1975, Die Bedeutung städtischer Freiräume, in: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hrsg.): Städtisches Grün in Geschichte und Gegenwart, Hannover, S. 82.
- 5) Hillebrecht, R.: 1951, Gärten und Grünflächen beim Aufbau unserer Städte, in: Amtlicher Katalog: Erste Bundesgartenschau, Hannover 1951, Hannover, S. 69.
- 6) Möllendorff, W.v.: 1953, Lebendiges Bauen, Tübingen, S. 21.
- 7) Lendholt, W., a.a.O., S. 87.
- 8) Bericht über die Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Gärten - Kunst und Landschaftspflege vom 27. - 30.06.62 in Mainz, in: Garten und Landschaft, Heft 8, 1962, S. 235.
- 9) Siehe dazu: Turner, J. F. C.: Verelendung durch Architektur, Reinbeck bei Hamburg, S. 89.
- 10) Gronemeyer, M.: 1977, Denn sie wissen nicht, was sie wollen, in: Gronemeyer / Bahr (Hrsg.): Nachbarschaft im Neubaublock, Weinheim und Basel, S. 189.
- 11) Im Bruttosozialprodukt werden diese Gruppen nur als Konsumenten bzw. Verausgaber ökonomisch produktiv erwirtschafteter Einkommen berücksichtigt. Siehe dazu auch: Hülbusch, I. M.: 1978, Innenhaus und Außenhaus, Kassel, S. 14ff.
- 12) Vgl. Turner, J. F. C.: a.a.O. S. 81.
- 13) Schiller, H.: 1958, Gartengestaltung, Berlin und Hamburg, S. 210.
- 14) Vergl. Heinemann, G. und Pommerening, K., 1979, Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume, Kassel, S. 25.
- 15) Vergl. Gronemeyer, M.: a.a.O.
- 16) Zimmermann, J.: 1978, Wohnverhalten und Wohnumwelt (Schriftenreihe des Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, 04.044, Bonn, S. 19).
- 17) Hülbusch, K. H.: 1981, Stadtgrün, ohne Stadtgärtner, in: Europäische Kampagne zur Stadterneuerung 1981, Freiheit macht Stadt! Darmstadt / Bonn, S. 66.

Reihenhaus und Freiraum (1983)

Das Bremer Reihenhaus-Quartier

Inge Meta und Karl Heinrich Hülbusch.

Stadthaus, Spielstraße, Verkehrsberuhigung, Wohnumfeldverbesserung (und was es sonst noch an planerischen Problemerkfindungen gibt) werden immer wieder neu entdeckt und auch neu genial gelöst. Kein Blick zurück ist da nötig. Was wäre da schon zu lernen. Und so bleiben die auf Jahrhunderte zurückgehenden Erfahrungen mit Bauen und Hausen unberücksichtigt.

Das Bremer Reihenhaus-Quartier straft die genialischen Planer-Issues Lügen, macht ihre Überflüssigkeit offenkundig. Ökonomische Hausgrundrisse, Klimamelioration des Quartiers, sparsamer Energieeinsatz durch Klimaschutz und mit Zwischentemperaturbereichen, Haus und Hof - Innenhaus und Außenhaus, Organisation und Hierarchie der Freiräume, Zugänglichkeit der Dienstleistungsstandorte und aller Orte im Rastergrundriß des Quartiers, die Addition des bebauten Raums usw. usw. Gewiß, es ist keine großartige Architektur berühmter Architekten, die zu einer Wallfahrtsstätte hätte werden können. Hier haben Bremer Handwerksmeister teils im Auftrag, teils auf Vorrat gebaut, so gut sie es eben konnten: auf schmalen, 6 - 7 m breiten, nicht sehr tiefen Grundstücken zwei- bis dreigeschossige Bauten, schöne Zäune, kleine Vorgärten, Erker, Wintergärten oder Veranden, Souterrain, Hochparterre mit "Heck", Blumenkästen, kleine Hofgärten, oft mit Schuppen oder Werkstatt.

Johanna, eineinhalb, und Katharina, fast drei Jahre alt, rutschen die Treppe hinunter, gehen vors Haus und sehen nach, was und wer auf der Straße ist. Das Hochparterre verschafft Überblick und Ausblick zur Orientierung. Vor der Haustür, oben auf dem Zugang werden wichtige Dinge deponiert. Der Weg, die Treppe runter ist mit weiteren Utensilien bestreut. Jetzt sind sie richtig im Vorgarten, der hier "Heck" heißt, wie man in Nordwestdeutschland ja auch die Laufstälchen für die Kinder nennt. In diesem Heck sind auch die ganz Kleinen schon verwahrt und sicher.

Wer vorbei kommt, redet mit ihnen. Die Nachbarn rechts und links kennen sie schon. So können sie auch den Bürgersteig bis zur Grenze dieser beiden Häuser für ihre Aktionen, Dreirad- und Kettcar-Fahren, nutzen. Auch wenn die Nachbarn nicht vorm Haus sind, ist ihnen der Ort bekannt und sicher. Die Identifikation ist symbolisch an den Dingen festgemacht, die zu den bekannten Bewohnern gehören.

Die Eroberung der ganzen Straße ist verbunden mit der zunehmenden Kenntnis der Menschen, die in den Häusern wohnen. Gelegentlich stockt der Weg, weil ein Haus offensichtlich kein Gesicht hat. Dies als leer - leer von bekannten Menschen und bewohnt von unzugänglichen Menschen - zu begreifen und in die Erfahrung aufzunehmen, hält ein bißchen auf. Doch die größeren Kinder und einige Erwachsene helfen über diese Klippe ebenso hinweg wie der Weg zum Bäcker oder zum Bonschen-Laden an der Ecke, der ohnehin schnell zu bewältigen ist.

Und wenn die Ecken erobert sind, geht's auch rund um den Block auf der Seite, die man über den Garten zumindest vom Sehen her kennt: nicht Identifikation, sondern Erfahrung und Kenntnis; man kann es sich vorstellen und ist orientiert.

So hat das Bremer Reihenhhaus zwei soziale Seiten: die der Straße und die des Hofes - die der Vorderseite und die der Rückseite des Hauses. Und diese beiden Seiten des Außenhauses haben über die alltäglich notwendige und sinnvolle Arbeit auch verschiedene soziale Öffentlichkeiten.

Der Hof ist von außen durchs Souterrain - auch das im Baukonzept eine bau- und betriebsökonomisch intelligente Lösung - erreichbar und ebenerdig.

Auch hinten ist die Fassade verschachtelt: Loggien, Balkons, um jeden Sonnenstrahl auszunutzen. Und auch in den oft winzigen Gärten wieder weißer und blauer Flieder, Kirschbäume und vor allen Dingen Birnen.

Wenn man im Mai mit dem Zug, von Hannover kommend, durch Bremen bis Bremen-Burg fährt, glaubt man, es gäbe nur Birnbäume in Bremen, die Gärten leuchten unter dem mattblauen Bremer Himmel hellgrün und weiß.

Das, was unter dieser "oberen Etage" ist, sieht nur jemand, der die Bewohner gut kennt: überall wird gebastelt, Verfallenes wieder hergerichtet, Gartenland wieder urbar gemacht, Wein geschnitten, Sandkästen gebaut, Werkstätten wieder benutzbar gemacht, Kräuter und Blumen gesät, Kaffee getrunken, gefeiert. Aber auch abgestellt, gelagert, bevorratet und gebaut wird hier, jenseits von Bauordnungen und Genehmigungen - Hauptsache die Nachbarn sind sich einig - wie das in allen Reihenhhausquartieren so ist: "Wo nicht gebaut wird, wird auch nicht gelebt" (J. Zimmermann, 1978).

Aber auch wir Erwachsenen erlernen die Straße wie unsere Kinder, die uns dabei mit ihren Kenntnissen helfen, von Haus zu Haus. Nach einem halben Jahr kennen wir uns immerhin aus, etwa 200 Menschen. Die haben wir in Kassel im Gründerzeitblockbau auf Berlin nicht in unserer Nachbarschaft

kennengelernt: weil wir in acht Jahren nicht lernen konnten, wer aus welcher Tür kommt.

"Jeder darf nur über eine Tür verfügen", war eine Forderung im Bauernkrieg. Die heißt aber auch, daß jeder eine Tür haben soll. Die Bremer Reihenhauptstraße wird von den vielen Türen bestimmt.

Das macht sie lesbar, sozial kontrolliert und öffentlich. Der Geschosßwohnungsbau ist die Persiflage aufs Reihenhaupt: die Straße ist nicht mehr horizontal, sondern vertikal. Welch ein Unverstand! Und so wird die Ökonomie des Gebrauchswerts umgemünzt in die des Tauschswerts.

Die Bremer Reihenhauptviertel sind lebendig unkonventionell, frisch und nicht museumshaft.

Ein ganz wichtiger Grund dafür ist die räumliche Gliederung des Übergangs von der Straße zum Haus. Wir haben eine Vielfalt von Aufgängen, Abgängen, Plateaus, Brüstungen, Veranden, Wintergärten, Gittern in jeder Straße, die vielseitig genutzt und dekoriert werden. Fahrräder hier, Fahrräder dort - auch bei "ordentlichen" Leuten; man fährt in Bremen eben Rad wie in Holland - , es gibt Flieder, Tomaten, Wein, Rosen, wieder Wein (er reift sogar in Bremen, der Wintergarten ist eben ein richtiger Winter-"Garten", der Wein wächst von draußen durch ein Loch nach drinnen), blaue Glyzinien - der Bremer liebt sie - und im Sommer überall Geranien, rosa, rote, und Malven.

Und das alles vor einem monotonen, langweiligen Quartiergrundriß.

"Die Straße als sozialer Ort": sie ist schmal, man wird gesehen, das Gegenüber ist nah. Aber die Straße ist auch wiederum so dicht bebaut, daß sie eher wohlwollend kontrolliert. Man hat gelernt, miteinander demokratisch umzugehen, oder träumt zumindest davon. Man kann seine Gewohnheiten verändern, und das darf auch sichtbar werden.

"Warum habt ihr denn keine Gardinen?" fragen die Nachbarskinder als Verlängerung eines Elterngesprächs. "Sind uns zu teuer", ist eine für die Kinder plausible Antwort. Die Großen wissen wohl, daß wir keine wollen. Sie haben welche, aber abends bleiben sie oft offen.

Der banale Grundriß des Quartiers ist leicht erkennbar, gut zur Orientierung, brauchbar für die Organisation und die Entscheidungen. Die Originalität haben in jahrzehntelanger Tätigkeit die Bewohner hinzugefügt. Die Vorgaben erlaubten diese wandelbare und immer wieder neu zu interpretierende Originalität, in der sich das Bewährte dauerhaft erhält, erlernt und weitergegeben, kopiert und abgewandelt wird.

Und geht man in den Straßen um die Ecke, so ist die Stirnseite der Straßen

offen - man holt Luft, guckt in die Birnbäume und freut sich, daß hier alles ganz anders aussieht.

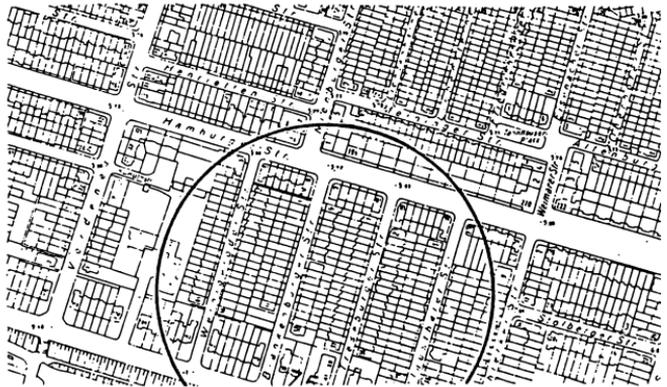
Ganz schön spannend. Und das bei dem einfachen und simplen Grundriß, der nicht mehr tut als notwendige Bedingungen organisieren: keine Originalität, keine Genialität, keine Extravaganzen - das alles überlassen wir den Bewohnern. Und die können das inzwischen wieder gegen alle bevormundenden Behauptungen gut und praktisch und schön.

Die klassische Farbe ist weiß mit dunklen Fensterrahmen, dunkle Zäune, die heute allerdings wie die Häuser je nach Geschmack der Bewohner geändert worden sind - wir kennen ja alle die Farbfreudigkeit der frühen siebziger Jahre. Gelb sieht man wenig in Bremens Straßen: zum matten Weiß immer wieder blau, rosa, rot: liebevoll, mehr oder weniger gekonnt nebeneinander gesetzt. Jung und alt, ob Rentnerin, Pensionär, Kauffrau, Gärtnermeister, Mutter, Kind oder Student, arrangieren sich, nehmen Besitz von ihrem "Außenhaus" und von ihrer Straße.

Auch die jungen Leute in Bremen lieben das "Bremer Haus", es gibt kaum noch welche zu mieten oder zu kaufen. Es hat sich herumgesprochen, daß es sich gut in ihnen lebt.

Die schmalen Häuser sind hoch: Souterrain, Hochparterre, "erster Stock", "zweiter Stock", der meist ein ausgebautes Dachgeschoß ist, von dem aus man einen wunderbaren Blick über die Gärten hat. Von hier oben sieht man auch, daß es zu bestimmten Zeiten für Bremer Baumeister obligatorisch war, in Italien gewesen zu sein, bevor sie in Bremen bauen durften. Sogar Dachgärten findet man ab und zu. Die Fenster werden - immer noch? - schon wieder? - nach außen geöffnet, das Putzen ist gefährlich, Fensterputzer ein angesehener Beruf.

So einfach ist das.



Vorbilder statt Leitbilder (1986)

Helmut Böse

Die Suche nach planerischen Leitbildern hat in der Regel die Traditionen der Grünplanung und Gartenkunst zum Hintergrund. Wenn Freiraumplanung jedoch etwas anderes meint als Grünplanung, dann ist auch die Frage nach Traditionen anders zu stellen.

Leitbilder der Freiraumplanung existieren nämlich gar nicht, es sei denn sie seien abguckt und gelernt. Sie sind nicht professionell erfunden oder geprägt, sondern von den Erfahrungen und der Geschichte des Hausens und Bauens der Leute. Diese Geschichte ist so alt wie die Spezies. Es geht also nicht um Leitbilder, sondern um Vorbilder. An ihnen gilt es zu lernen, was sich beim Wohnen bewährt hat. Diesem Lernprozeß, dem das Wahrnehmen und die Reflektion vorausgehen, hat sich die Grünplanung der Nachkriegszeit in der Tradition der sanitären und dekorativen Parks und Anlagen immer wieder bis auf wenige Ausnahmen verweigert.

So fällt es auch schwer, der aktuellen 'Tendenzwende' zu trauen, die nach wie vor Attraktivierung, Begründung und Gestaltung im Schilde führt. Skepsis ist angebracht, wenn im Namen der 'Vermenschlichung' den Wohnblöcken rote Käppchen, gläserne Nasen und grüne Brokatschürzen aufgesetzt werden, um sie als harmlose Großmutter zu verkleiden. Der verschönernde Eingriff vergrößert die Handlungsfelder der Planer, nicht aber die Spielräume der Bewohner. Im Gegenteil: Vorhandene oder mühsam eroberte Freiräume werden durch neuerliche Gestaltung wieder enteignet. Die 'Veröffentlichung der Wohnverhältnisse' tritt in eine neue Phase, die den Ansprüchen autonomerer Existenzbedingungen auch mit 'landschaftlichen Ausgleichsmaßnahmen' weiter entgegensteuert.(1)

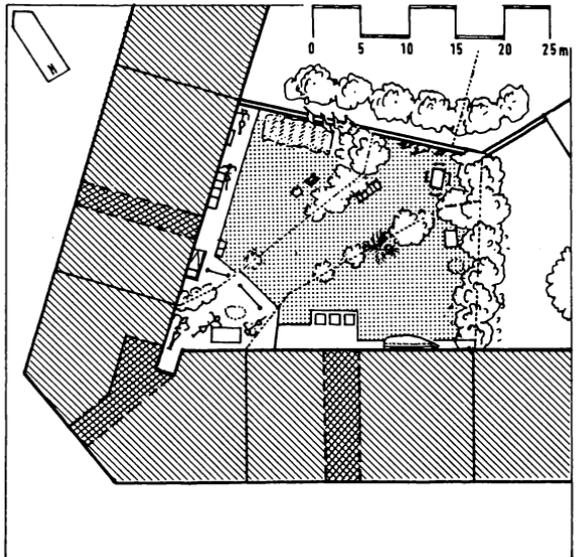
Deshalb soll hier nicht über Leitbilder räsoniert werden, sondern zwei Beispiele sollen als Vorbilder dienen. Nicht, weil sie so besonders vorbildlich und als Wohnform anstrebenswert wären, sondern weil an ihnen gelernt werden kann, was Freiraum meint und wie er verfügbar wird.

Eine Blockecke – Drei Höfe

Die Ecke eines Straßenblocks aus der Gründerzeit: Drei Grundstücksparzellen teilen die Hofecke in schmale, unregelmäßig geschnittene Freiflächen,

mit Maschendrahtzäunen getrennt und von einer abschließenden Mauer 'nach hinten' begrenzt. Die Ausstattung ist einfach: Rasen, Plattenweg am Haus, Mülltonnen, einige alte Holunder am Rand, das ist alles. Der Fall scheint klar: Eine unmöglich zergliederte Hofsituation, die auf großzügige, einheitliche Gestaltung, auf Aktivierung und Anlage einer Gemeinschaftsfläche wartet. Aber sehen wir genauer hin:

In einer Ecke vor der Mauer entdecken wir ein kleines Gemüsebeet, daneben auf dem Weg am Haus Gartengeräte, Bretter, zwei Klappstühle. Auf dem Weg neben der Hoftüre sitzen Türkinnen und waschen Wolle, etwas abseits stehen die Männer und debattieren. Im Hofwinkel lehnen neben Mülltonnen und Wäschestangen mehrere Fahrräder und Mofas, an einer anderen Wand ein Boot. Im mittleren Grundstück stehen Tisch und Stühle, ein Liegestuhl abseits. Die Leute am Tisch wechseln, ebenso wie der Tisch mal zum Schatten an der Wand, mal mehr zur Mitte wandert. Daneben ein alter Frühbeetkasten. Dann wieder stehen Tisch und Stühle unter dem Holunder und auf dem Rasen wird ein Schrank aufgearbeitet. Auf dem dritten Grundstück steht eine große Palme den Sommer über draußen, daneben eine abgedeckte Sandkiste; die Kinder sind herausgewachsen und beschäftigen sich mit den Mofas in der Ecke.



Drei Häuser, drei Zugänge, drei Höfe; benachbart, einsehbar zwar, aber partiell geschützt, an zwei Stellen überwindbar. Morgens bis 9 Uhr Sonne am Haus, abends mehr hinten zur Mauer. Vier Etagen, drei Häuser, drei mal acht Wohnungen, drei mal 90 Quadratmeter für je 20 Leute. Was sollte hier ein Planer gestalten oder sich ausdenken, wie diese 60 Leute besser für sich und mit Nachbarn leben können?

Die Zäune entfernen? Keineswegs! Die Grenzen, mit denen jedes Haus einen Hof bekommt, sind gerade die Bedingung, daß jeder Einzelne noch halbwegs von seinem Hof sprechen und sich auch so verhalten kann. Ohne die Zuordnung zum Haus hätte jeder Einzelne potentiell mit 59 anderen zu rechnen, sich zu vereinbaren oder sich zu rechtfertigen. Würde man sich da noch trauen, überhaupt etwas für sich mit diesem Hof anzufangen? Und nur der individuelle Nutzen, die sinnmachende Beschäftigung, die normalen Alltagsgeschäfte machen den Anfang und die Gelegenheiten, Kontakte aufzunehmen und zu 'pflegen'. (2)



Blockecke mit drei Höfen. Die Nutzung beschreibt 3 Zonen der Etablierung und der Tätigkeiten.
Am Haus: Abstellen von Sachen, Reparieren, Neben der Tür und 'unter den Fenstern' mit dem Rücken zur Wand sitzen.
Am äußeren Rand zu den Grenzen: Die Mauer und die Holunder machen mit den Grenzen geschützte Ränder und partiell ein 'Dach', bieten die Möglichkeit des Rückzugs und für persönliche Zutaaten: kleine Beete, Stühle, Tische, Spielzeug.
Die Mitte: Gelegenheit zum Wäschetrocknen, die Tätigkeiten von den Rändern zur Mitte erweitem; Mit der Sonne oder dem Schatten zu wandern. Platz zum Spielen.
Insgesamt: Nicht gerade üppig, aber immerhin Gelegenheiten und Ausgangsbedingungen, die noch besetzbar sind, weil sie Platz schaffen, 'Anlehnungen' bieten, keine Spezialisierungen der Nutzung produzieren und in der Zuordnung durch Grenzen eindeutige Verfügungen herstellen.

Brauchbarkeit und Wahlmöglichkeiten

Dies alles geht nicht von heute auf morgen, braucht Zeit zum Probieren. Annähern und Ausloten der Möglichkeiten. Dies also meint Freiraum. Er ist hier zwar eingeschränkt und nur begrenzt anzueignen. Aber die Struktur ist noch geeignet, daß die Anzahl der Leute identifizierbar bleibt, da jedes Haus über einen zugeordneten Freiraum verfügt, der Chancen individueller Besetzung zuläßt und gemeinsamen Tätigkeiten den physischen und psychischen Zugang verschafft. Dieser Rahmen für die einzelnen spezialisierten Tätigkeiten ist selber nicht spezialisiert. Er ist dysfunktional. (3) Er läßt Zutaten, Zwischennutzungen, Unordnung und Ordnung, Abänderung und Erweiterung zu, die im Alltagsgebrauch erprobt und etabliert werden müssen. Der Rahmen ist alterungsfähig, weil er den Spielraum herstellt und den Gebrauch nicht einschränkt oder verhindert.

Damit wir uns nicht falsch verstehen: dieses Beispiel ist nicht aufgeführt, weil es als anzustrebende oder idyllische Wohnform propagiert werden soll. (4) Der Freiraum ist nicht gerade üppig. Aber für die restriktive Bauform ist solch ein Hof noch das Beste, was 'herauszuholen' ist. Jede Absicht, durch Attraktivierung und gestalterische Aufwertung mit Parkelementen, Sitzgruppen oder Dekorationen kann die verfügbare Fläche nur verschlechtern. Innerhalb der Hierarchie von Freiräumen stellt der hausbezogene Hof eine Ebene dar, in der durch die Zuordnung der Öffentlichkeitsgrad eine persönliche Nutzung und private Anteile noch möglich werden. (5)

Zeilenblock, Höfe, Gärten, Wege

Die Reaktion auf den Gründerzeitwohnungsbau hoher Dichte war der mit weit mehr Flächen ausgestattete Zeilen-Mietwohnungsbau. In der Nachkriegszeit als dominierende Bauform verbreitet, wurde mit ihm nicht nur die Loslösung von der Straße mit dem Verlust eindeutiger Vorder- und Hofseiten vollzogen, sondern auch eine Bewohnbarkeit der Flächen durch Grünplanung und Grundrißorganisation / Erschließung verhindert.

Aber es gibt auch Beispiele im Zeilenbau, die bewährte Prinzipien der Bau- und Freiraumorganisation der Gründerzeit und des Reihenhauses aufnehmen. Das folgende Beispiel steht ebenfalls als Lernobjekt für Freiraum und als 'Muster' (nicht als Rezept) für die Entwicklung von Freiraum in den 'Grüne-Wiesen-Siedlungen'.

Zwischen zwei Straßen aufgereihte dreigeschossige Zeilen; jede Zeile enthält drei Häuser, je 20 Meter lang und 10 Meter tief und sechs Wohnungen

Brauchbarkeit und Wahlmöglichkeiten

Dies alles geht nicht von heute auf morgen, braucht Zeit zum Probieren. Annähern und Ausloten der Möglichkeiten. Dies also meint Freiraum. Er ist hier zwar eingeschränkt und nur begrenzt anzueignen. Aber die Struktur ist noch geeignet, daß die Anzahl der Leute identifizierbar bleibt, da jedes Haus über einen zugeordneten Freiraum verfügt, der Chancen individueller Besetzung zuläßt und gemeinsamen Tätigkeiten den physischen und psychischen Zugang verschafft. Dieser Rahmen für die einzelnen spezialisierten Tätigkeiten ist selber nicht spezialisiert. Er ist dysfunktional. (3) Er läßt Zutaten, Zwischennutzungen, Unordnung und Ordnung, Abänderung und Erweiterung zu, die im Alltagsgebrauch erprobt und etabliert werden müssen. Der Rahmen ist alterungsfähig, weil er den Spielraum herstellt und den Gebrauch nicht einschränkt oder verhindert.

Damit wir uns nicht falsch verstehen: dieses Beispiel ist nicht aufgeführt, weil es als anzustrebende oder idyllische Wohnform propagiert werden soll. (4) Der Freiraum ist nicht gerade üppig. Aber für die restriktive Bauform ist solch ein Hof noch das Beste, was 'herauszuholen' ist. Jede Absicht, durch Attraktivierung und gestalterische Aufwertung mit Parkelementen, Sitzgruppen oder Dekorationen kann die verfügbare Fläche nur verschlechtern. Innerhalb der Hierarchie von Freiräumen stellt der hausbezogene Hof eine Ebene dar, in der durch die Zuordnung der Öffentlichkeitsgrad eine persönliche Nutzung und private Anteile noch möglich werden. (5)

Zeilenblock,Höfe,Gärten,Wege

Die Reaktion auf den Gründerzeitwohnungsbau hoher Dichte war der mit weit mehr Flächen ausgestattete Zeilen-Mietwohnungsbau. In der Nachkriegszeit als dominierende Bauform verbreitet, wurde mit ihm nicht nur die Lösung von der Straße mit dem Verlust eindeutiger Vorder- und Hofseiten vollzogen, sondern auch eine Bewohnbarkeit der Flächen durch Grünplanung und Grundrißorganisation / Erschließung verhindert.

Aber es gibt auch Beispiele im Zeilenbau, die bewährte Prinzipien der Bau- und Freiraumorganisation der Gründerzeit und des Reihenhauses aufnehmen. Das folgende Beispiel steht ebenfalls als Lernobjekt für Freiraum und als 'Muster' (nicht als Rezept) für die Entwicklung von Freiraum in den 'Grüne-Wiesen-Siedlungen'.

Zwischen zwei Straßen aufgereichte dreigeschossige Zeilen; jede Zeile enthält drei Häuser, je 20 Meter lang und 10 Meter tief und sechs Wohnungen

unterschiedlicher Größe. Eingangsseiten liegen einander zugewandt, ebenso die Rückseiten. Dazwischen Flächen gleicher Größe. Die Flächen zwischen den Eingangsfronten sind als Mietergärten parzelliert; die Flächen der Rückfronten sind mit Hecken umgebene Wiesen, mit Müll- und Teppichplätzen am Rand und Gartenparzellen an den 'Köpfen'. Vorder- und Rückseiten sind ebenerdig durch das Gebäude erreichbar und miteinander verbunden (Treppenhäuser mit 'Hofdurchgängen' der Blockbauweisen.) Zu den Wiesen führt zusätzlich je Haus ein Kellerausgang von den Waschküchen. An der Vorder- und Rückseite verbinden Wege unmittelbar an den Wänden die beiden Straßen miteinander und erschließen die Häuser, Gärten und Wiesenhöfe.

Die Gärten sind nicht einzelnen, angrenzenden oder zugehörigen Wohnungen zugeordnet, sondern nach Bedarf zu pachten. Die ehemalige Aufteilung sah ein kleinstes Parzellenraster von 2 x 20 Meter vor. Durch Pacht mehrerer dieser kleinen Einheiten sind Gärten unterschiedlicher Größe entstanden. Einzelne liegen zeitweise brach, werden als Sitzplätze mitgenutzt oder als Krabbelfläche für Kleinkinder.

Durch die Häuser ist die Rückseite direkt erreichbar. Hier dominieren gemeinschaftliche Tätigkeiten. Der Erschließungsweg hinter den Häusern ist mit vier Meter Breite auch Stellfläche für Kinderwagen, Spielzeug und Geräte, aber auch Platz zum Basteln, Bauen und Reparieren. An den Rückseiten der Häuser angebrachte Wasserzapfstellen erleichtern die Garten- und die Gelegenheiten zum Schwätzchen. An den Rändern der Wiesenhöfe zu den Straßen sind als Sitzplätze und Gärten genutzte Parzellen; in kleinen Gehegen werden Schildkröten gehalten. Die Gärten sind nur selten durch Hecken getrennt. Über die Gärten und Wiesenhöfe legt sich ein sekundäres inneres Erschließungsnetz von kleinen und kleinsten Wegen, die auch die Zeilen und Hauseingänge miteinander verbinden. Die Gärten erinnern an Schrebergärten, mit Obst- und Gemüseanbau, Ziergärten und Kinderschaukeln. Aus Tüchern werden im Sommer Lauben mit "Rückendeckung" aufgeschlagen oder zwischen den Apfelbäumen gespannt.

Die Gebäude haben also zwei eng miteinander verknüpfte Seiten mit unterschiedlichen Gebrauchs- und Kontaktmöglichkeiten.

Die Bau-Freiraumstruktur ist für den geläufigen Zeilenbau ungewöhnlich. Die Gebäudeerschließung durch die Häuser und die symmetrisch angeordneten öffentlichen Vorderseiten (da sie auch als Abkürzungswege im Quartier benutzt werden) und die geschützteren gebäudebezogenen Wiesenhöfe erinnern mehr an Blockrandbauweisen. Das Beispiel wäre also eine Zwischenstufe von Block- und Zeilenbauweise. Widersprüchlich zu diesem Prinzip ist nur

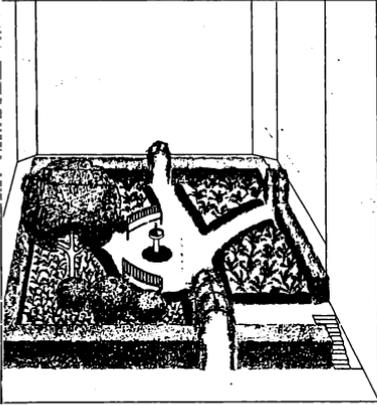
die Anordnung der Gärten - also der tendenziell privateren Nutzung auf den 'Vorder-Eingangsseiten' - während die gemeinschaftlich nutzbaren Wäscheplätze und Spielwiesen mit 'blocköffentlichem Charakter' auf den Rückseiten der Gebäude liegen. Das erschwert sicherlich die Nutzbarkeit der Gärten und den Entzug vor öffentlicher Kontrolle, aber auf der anderen Seite werden so auch die Eingangstüren von den Gärten aus einsehbar, das Kommen und Gehen vom 'Vor-Garten' aus kontrollierbar. So wird vielleicht der Verlust der Straße und damit die Möglichkeit der Erweiterung des Wohnens zur Straßenöffentlichkeit zumindest teilweise kompensiert.

Verwaltung von Innen

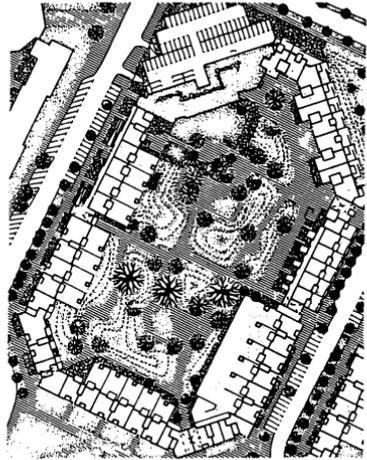
Erst wenn das Außenhaus Entlastungs- und Entwicklungsmöglichkeiten für den häuslichen Alltag bietet, ergänzt es das Innenhaus - quantitativ, ökonomisch und sozial. (6)

Die individuelle Brauchbarkeit und Verfügung über Spielraum wird dann zur Grundlage für Konventionen gemeinsamer Nutzbarkeiten und Gebräuche, die auch gegen äußere Zugriffe verteidigt werden können. So plante die Siedlungsgesellschaft zum Beispiel die Auflösung der Gartenhöfe, um die Flächen attraktiver zu gestalten und Gemeinschaftsanlagen mit Büschen und Bäumen anzulegen. Als Begründung wurden einige brachliegende Gartenparzellen genannt. Das Vorhaben scheiterte am geschlossenen Widerstand der Bewohner - auch derjenigen, die keine Gärten hatten. Der Freiraum, der sich wie Eigentum nutzen lassen kann oder der vereinbarte Nutzungen möglich macht, ist damit immer auch ein Schritt zur Unabhängigkeit von äußeren Dienstleistungen und Kontrollen.(7)Die Leute werden in die Lage versetzt, ihren Alltag ein Stück weit selbst zu verwalten. Dies ist gemeint, wenn wir von der 'Verwaltung von innen' oder der 'Autonomie im Wohnen' sprechen.(8)Am Beispiel des Vorgartens und der Organisation des Straßenraumes haben wir die Herstellung von Straßenöffentlichkeit und die Erweiterung des 'Häuslichen' durch private Anteile am öffentlichen Raum an anderer Stelle dargestellt.(9)

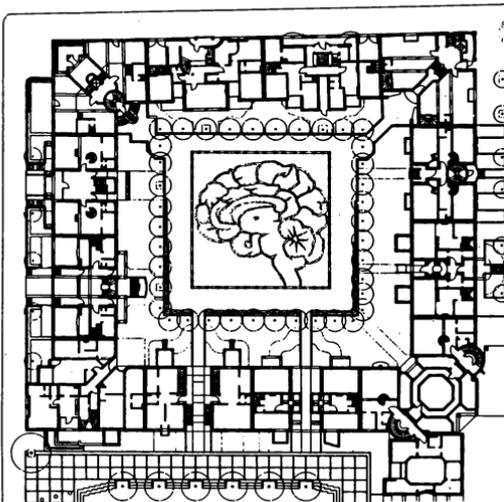
Die Spielräume für die persönlichen und sozialen Verhältnisse sind nicht durch Gemeinschaftsanlagen oder Miniparks zu schaffen, also durch Phantasie und Besetzung von außen mit entsprechenden Pflegezugriffen. Nicht das Grün ist das Problem, sondern von den Verhältnissen des Wohnens ist auszugehen, von Freiräumen, in denen dann die Vegetation als alterungsfähiger Rahmen und wandelbarer, veränderbarer Bestandteil der Nutzung auftritt. Die Freiraumplanung hat Wahlmöglichkeiten einzuräumen und Spielräume zu organisieren. Nie jedoch ist sie dazu da, aufzuräumen und zu organisieren.(10)



Die Hausbewohner haben keine Veranlassung, sich wie Schloßbesitzer zu fühlen. Die luxuriöse Schmuckplatzanlage reduziert den profanen Alltagsspielraum. Der Hof als Schmuckbeet spiegelt einen Überfluß an Platz vor, der die Verhältnisse verschleiert und gleichzeitig den Platz einnimmt. Hinterhof Kurfürstendamm 171/172. Berlin 1982, Aus: Stadt Heft 1, 1984.



Sogenannte Wohnhöfe bei 'Städtebaulichen Großformen' der 60er bis 70er Jahre. Zwar teilweise mit Erdgeschosssterrassen, aber sonst ohne hausbezogene Zuordnungen. Eine parkähnlich modellierte Landschaft mit der 'Wirksamkeit' der Distanzflächen des Zeilenbaus der 50er und 60er Jahre. Hamburg - Steilhoop. 1965 - 1976 Planung: ARGE: Burmester/ Ostermann, Candilis/ Woods, Garten/ Kahl, Suhr u. Baubehörde. Hinterhof Kurfürstendamm 171/172. Berlin 1982, Aus: Stadt Heft 1, 1984.



Der Hof, ein Garten für alle? Spielplatz im Teppichbeet, das in der Form eines Gehirns angelegt ist. Ersatz des Grundrisses durch ein Bild, das nur gegen die spielenden Kinder aufrechtzuerhalten ist, weil sich zwei Informationen widersprechen: hier ist ein großes Staudenbeet zum distanzierten Betrachten, und: hier ist ein Spielplatz zum Toben und Budeln.

Blockhof der IBA - Bauten an der Ritterstrasse in Berlin. Aus: STADT Heft 3, 1984

Anmerkungen:

- (1) vergl. Habermas, J., 1976:
Strukturwandel der Öffentlichkeit, Neuwied / Berlin.
"Im gleichen Verhältnis, wie sich das Privatleben veröffentlicht, nimmt die Öffentlichkeit selbst Formen der Intimität an. ... Verlust der Privatsphäre und eines gesicherten Zugangs zur Öffentlichkeit ist für die städtische Wohn- und Lebensweise heute charakteristisch, gleichviel, ob die alten großstädtischen Wohnformen durch die technisch-ökonomische Entwicklung stillschweigend umfunktioniert worden sind, oder ob man auf Grund dieser Erfahrung neue vorstädtische Siedlungsformen entwickelt hat." (S. 190f).
- (2) vergl. Burckhardt, L., 1978:
Von kleinen Schritten und großen Wirkungen, in: Bauwelt, Heft 46, Berlin / Gütersloh.
- (3) vergl. Jacobs, J., 1976:
Tod und Elend großer amerikanischer Städte, Braunschweig.
- (4) siehe: Hegemann, W., 1979 (1930):
Das steinerne Berlin. Braunschweig.
- (5) vergl. Zimmermann, J.,:
Wohnverhalten und Wohnumwelt, Schriftenreihe Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, Heft 04.044, Bonn. und: Böse, H., 1981:
Die Aneignung von städtischen Freiräumen, Arbeitsberichte des FB Stadtplanung und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel, Heft 22, Kassel.
- (6) vergl. Hülbusch, I. M., 1978:
Innenhaus und Außenhaus, Schriftenreihe der OE ASL der Gesamthochschule Kassel, Heft 01.033, Kassel.
- (7) Hülbusch, K. H., 1981:
Zur Ideologie der öffentlichen Grünplanung, in: Andritzky / Spitzer, Grün in der Stadt, Reinbek bei Hamburg.
- (8) Turner, J. F. C., 1978:
Verelendung durch Architektur, Reinbek bei Hamburg.
- (9) Böse, H., 1982:
Hausen in oder Hausieren mit? in: Das Gartenamt, Heft 3, Berlin. Böse, H. und Schürmeyer, B., 1984:
Die Freiräume der Straße oder die Straße als Landschaft?, in: Das Gartenamt, Heft 8, Berlin.
- (10) frei nach Adolf Loos, 1983:
Die potemkinsche Stadt, Wien, Von der Sparsamkeit, S. 216.

Hausen in oder hausieren mit ? (1982)

Vom häuslichen Zugangs-, Distanz- und Gebrauchsraum vor der Tür

Helmut Böse

Seit einiger Zeit reiht sich das planerische Interesse an Vorgärten in ein neues Selbstverständnis der mit städtischen Freiräumen beschäftigten Disziplinen ein. "Wohnumfeldverbesserung" oder "Gestaltung der Wohnumwelt" sind vielversprechende Losungen, die - verbunden mit "verkehrsberuhigenden Maßnahmen" - in der Erwartungshaltung der Bewohner und Nutzer die Vorstellung anlegen, es wären damit Lösungen und Verbesserungen ihrer Versorgung mit Freiräumen verbunden. Man muß jedoch verzeichnen, daß in der Praxis kaum Vorteile dabei heraus kommen; ja - tendenziell sind eher Nachteile damit verbunden.

Die Ausgangssituation dieser Planung / Gestaltungen ist, daß

- es der städtischen Grünplanung ermöglicht wird, im Zuge von Wohnumfeldkonzeptionen ihre Handlungskompetenz in bezug auf die öffentlichen Freiräume, zunehmend auf die häuslich (das heißt privat und gemeinschaftlich) nutzbaren Bereiche auszuweiten. Gegenüber den Bewohnern werden die Freiräume also zunächst einmal von den Verwaltungen und Fachleuten übernommen.
- Der aktuelle Grünzug ins Wohnumfeld beschränkt sich kaum auf die Herstellung und Sicherung privat, sozial und öffentlich besetzbare Freiräume, sondern erhebt einen Gestaltungsanspruch, der gerade mit solchen Unterscheidungen großzügig verfährt. Zwar entsteht so vielleicht ein Mehr an Gestaltetem, aber selten ein Mehr an Freiräumen.

Es soll hier nicht behauptet werden, daß wir uns um die Freiräume der Wohnstandorte nicht zu kümmern hätten - im Gegenteil. Aber der Verdacht liegt nahe, daß mit der Erfindung der "Wohnumfeldgestaltung" wieder irgendeine besonders exquisite Form der Gestaltung gemeint ist. Es fällt z. B. auf, daß sowohl mit dem Begriff "Wohnumfeldgestaltung" als auch mit der Praxis sich die Auflösung geläufiger Begriffe und Freiräume / Orte vollzieht: Statt von Straßen, Gehwegen, Alleen, Vorgärten, Höfen, Gärten und Plätzen ist die Rede von "Erlebnissräumen" und "einheitlicher Gestaltung".

Am Beispiel des Vorgartens soll hier versucht werden,

- die Entwicklung und den planerischen Umgang mit dem Raum vor

der Haustüre

- und seiner Bedeutung im Wohnalltag darzustellen,
- sowie über das Selbstverständnis und die Aufgabe der Freiraumplanung nachzudenken.

Haus und Hof

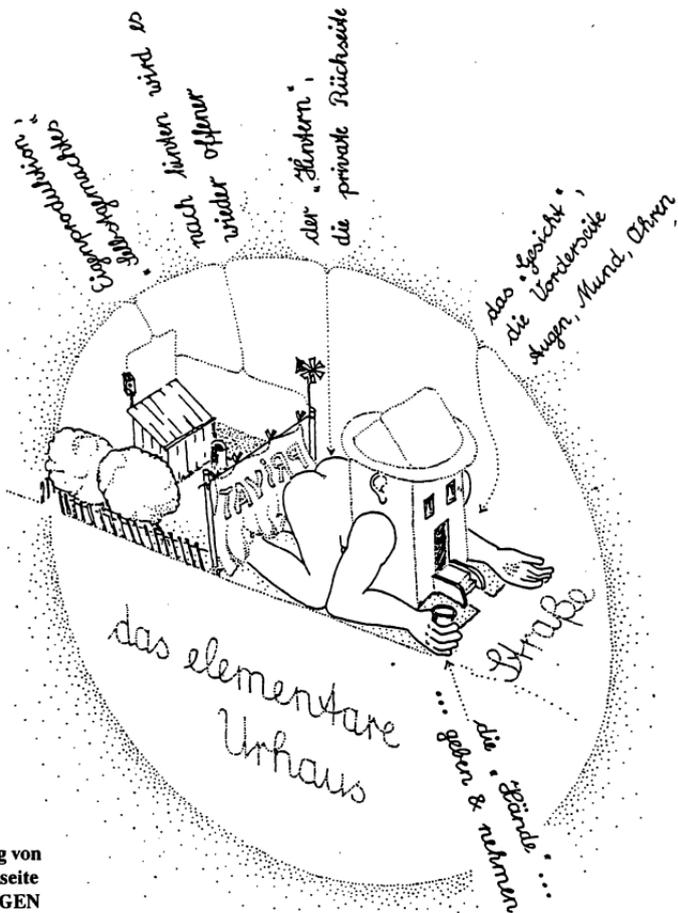
Mit dem Vorgarten verbinden wir eine bestimmte Vorstellung und Erfahrung über den Ort vor der Haustüre. Der Begriff verweist auf die Existenz eines Gartens vor einem Garten und gleichzeitig auf die Unterscheidung in eine Vorder- und Rückseite des Hauses, für die man "von Haus aus" zuständig ist. In der alltagssprachlichen begrifflichen Einheit "Haus und Hof" haben wir einen Hinweis auch auf den sozialkulturellen Erfahrungszusammenhang von "Innenhaus und Außenhaus" (Hülbusch, I. M. 1978).

Ausgangsthese ist, daß über die Abwandlungen des Prinzips "Haus und Hof" auch die nachfolgenden Siedlungskonzepte und Bauweisen geprägt sind. Das heißt, bestimmte Formen und Muster der Organisation von "Haus und Hof" sind einerseits als Prinzipien der Grundrißgestaltung, andererseits als kulturell vermittelte (traditionell übernommene) Elemente auch im städtischen Wohnen weitergeführt und variiert worden. Dabei wurde zum Beispiel dem Bereich vor der Türe, dem Eingang - Ausgang des Hauses in den unterschiedlichen planerisch formulierten Konzepten des Wohnens eine entsprechende Bedeutung beigemessen; der "Vorgarten" und seine planerische "Behandlung" gibt uns also auch einen Hinweis darauf, welche Vorstellungen vom Wohnen bzw. Hausen die Planer generell hatten bzw. zu realisieren versuchten.

Zur Geschichte des Vorgartens

Die Unterteilung der Hofstelle in Bereiche für die betriebliche und die häusliche Produktion / Reproduktion geht von der Organisation des Gebäudes in Arbeits- und Wohnteil aus und bildet sich auch in der Zuordnung der Freiraumelemente ab: Vorweide, Hof und Hofzugang sowie Vorgarten mit Tor, Garten und Obstwiese.

Von den zwei Hauseingängen benutzten die dörflichen "Insider" den Eingang über den Arbeitshof, den Stall oder die Diele. Der heute noch geläufige Spruch: "Durch die kalte Küche kommen" ist gleichzeitig der Hinweis auf die Wasch- und Sommerküchen, über die der "Insider" - wer



Symbolisierung der Bedeutung von
Zonen der Vorder- und Rückseite
eines Hauses. von HANS JÜRGEN
BIEGLER.

sich auskennt - seinen Weg nimmt. Mit zunehmender Unbekanntheit der Beteiligten - z. B. bringen der wachsende Handel und Austausch mit der Stadt auch mehr "Outsider" ins Dorf - wird der Haupteingang am Wohnteil des Hauses sowohl architektonisch als auch im Vorfeld mit dem Vorgarten betont, wird das Ankommen für "Outsider" auf die häusliche Wohnung gelenkt.

Im feudalen und bürgerlichen Garten wird dieses Muster in privilegierter Form stilisiert und überformt. Das Ankommen und Weggehen wird zur betonten Geste: zum "Aufzug der Gäste". Der "Insidereingang" existiert nur noch als Boten- oder Hauspersonalzugang für den separierten Wirtschaftsteil.

Der Mietwohnungsbau der Gründerzeit übernimmt die formale Ambition; nur wohnen hier kaum Fürsten. Der Vorgarten ist entsprechend als Schloßgarten gemeint, der als Distanzraum die Straße "vom Leibe halten" soll, also extern definiert ist. Ebenso wird er von fremder Hand angelegt und gepflegt. Der Schmuck ersetzt nicht nur den fehlenden Gebrauch, sondern er demonstriert auch, daß die Bewohner es nicht nötig haben, ihn zu gebrauchen. Er entspricht also formell und informell noch den feudalen Vorbildern. Seine Grenze wird jedoch zunehmend transparent. Stübgen schreibt 1890: "Vorgärten sind Schmuck der Straße und ein Schmuck des Hauses, zugleich aber eine gesundheitliche Maßregel von hervorragender Bedeutung" (Stübgen 1980, S. 460). Als Straßenschmuck sollte auch die Begrenzung der Vorgärten zur Straße und den Nachbargrundstücken transparent sein, "wenn der Zweck, nicht bloß dem Hause, sondern auch der Straße als Verschönerung zu dienen, erreicht werden

in Frage, bringt aber Zweifel an, da ihm oft nicht die Aufmerksamkeit vom Besitzer entgegengebracht wird, wie es im öffentlichen Interesse an einer "geschmackvollen Anlage und sachgemäßen Pflege der Vorgärten" notwendig sei (Encke, F. 1907, S. 168). Der Vorgarten wird zunehmend von extern definierten Anforderungen in Anspruch genommen.

Der veröffentlichte Vorgarten

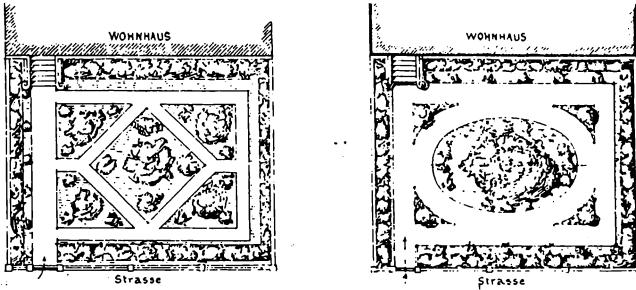
Hugo Koch und Leberecht Migge als Vertreter der Gartenstadtbewegung schlagen den Vorgarten als zusammenhängendes Band vor den Eingängen wieder eindeutig zur Straße.

"Unser neuer Vorgarten, wo er innerlich berechtigt und nicht nur als Attrappe besteht, ist Bestandteil des Straßenbildes" (Migge 1913, S.13). Die Vorgartenzone und ebenso die Gebäudefassaden wurden zum Symbol des kollektiven Wohnens; Straßenraum und -wände sollten den gleichartigen Zugang und Anteil eines jeden Bewohners auch formal demonstrieren. Die kollektive Ambition der Gleichheit (z. B. die sogenannte "Rote Front" an der Hufeisensiedlung in Berlin-Britz von Bruno Taut) vertrat im gemeinsamen öffentlichen Raum der Straße auch vor dem Haus keine Präsentation individueller Aneignung und Eigenart durch privat/hausbezogen gestaltete Vorgärten.

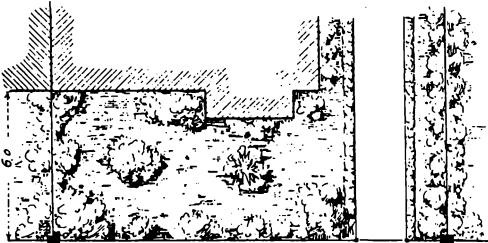
Migge schreibt: "Da die Mietshäuser einer Großstadt gemeinhin aus ähnlichen und gar gleichen Typen bestehen, so haben auch die Gärten davor keinen Grund, die immerhin wohltuende Ruhe dieser Einheitlichkeit zu stören: Die einzelnen Vorgärten schließen sich also zu grünen oder farbigen Streifen zusammen" (Migge 1913, S. 13).

Dieser Typus von Vorgarten war vielleicht kollektiv, aber sozial war er nicht gedacht.

Der Zugriff auf die vorhandenen Vorgärten wurde im "öffentlichen Interesse" sehr viel subtiler geführt als bei der Neuanlage von Siedlungen, wo sie gar nicht erst in private Hand kamen: "Unter dem Schlagwort 'Grüne Weltstadt' soll in diesem Jahr wieder eine Werbung für die Instandsetzung und Pflege der Vorgärten in der Stadt, die nicht nur keine Zierde, sondern vom hygienischen Standpunkt sogar höchst bedenklich sind, verschwinden lassen" (Martin 1914, S. 132). Diese Methode ist heute noch ein beliebtes Mittel und treibt oft makabere Blüten. Dazu ein Beispiel aus Kassel: Nachdem die Vorgärten an der Wilhelmshöher Allee von vorher 4 - 6 m auf 1 - 2 m im Zuge der Straßenverbreiterung

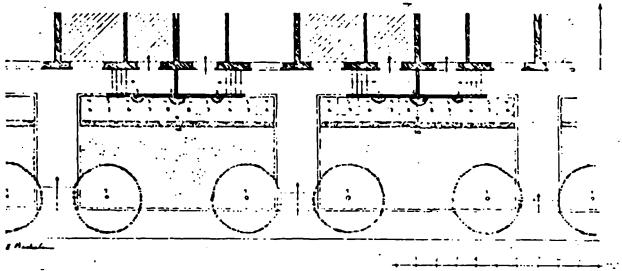


1:200
Städtische Vorgärten bei geschlossener Bebauung.



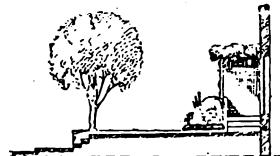
1:200
Landschaftlich bepflanzter Vorgarten zu Köln.

Schmuckbeete mit Schlossgarten und Parterre-ambitionen. Aus: STÜBBEN, J.: Der Städtebau, Reprint 1980.



Teil der Terrasse

Abb. 191. Vorgartendetail aus einer Frankfurter Reihenhausiedlung. Bepflanzung: 1. Zierapfel, 2. Wistaria, 3. Parthenocissus veitchii, 4. Delphinium hybr., 5. Helenium autumnale Garten Sonne, 6. Leucanthemum maximum, 7. Chrysanthemum indicum, 8. Phlox paniculata, 9. Aster amellus, 10. Iris pumila oder Teucrium chamaedrys
Gartenarchitekt: Hans Beckstein-Frankfurt/Main



11 S 1150

Bis heute dominiert solch ein Vorgartenideal mit dem Ziel: "Die Vorgärten ... unter die Aufsicht und Pflege der öffentlichen Hand zu bringen...," also die Weiterführung des Konzepts der 20er Jahre ergänzt durch Handhabungen der 30er und 40er Jahre: ... Die hohen und nach Material und Ausführung verschiedenartigen Zäune und Einfassungen müssen fallen, damit der Vorgarten weitgehend zu einer öffentlichen Schaufläche werden kann." Aus.: SCHILLER, H. 1958. Gartengestaltung.

gestutzt wurden, zitierte die "Hessische Niedersächsische Allgemeine" vom 26.04.1979 das städtische Gartenamt unter der Überschrift "Wir wollen den Freiraum Straße wieder erlebbar machen - Pflanzaktion ohne Zäune in der Wilhelmshöher Allee": "Die Hausbewohner sollen so tun, als seien es ihre eigenen Vorgärten" - was sie schließlich einmal gewesen sind - "und sie mit der gleichen Sorgfalt hegen und pflegen." Dies soweit als Zwischenbemerkung.

In den 30er und 40er Jahren setzte sich unter nationalsozialistischem Vorzeichen fort, was Koch 1914 bereits als Sünde bezeichnete: Die Kritik an den schmiedeeisernen Vorgarteneinfassungen. Koch schreibt: "Die neue Zeit hat darüber - wenigstens in der Theorie - den Stab gebrochen. Man hat erkannt, daß eine Einfriedigung nur Wert hat, wenn sie den Garten auch wirklich abschließt, ihn bewohnbar macht; wo der Vorgarten Schmuckstück fürs Auge sein soll, ist das Gitter störend für Anwohner und Passanten." Koch wendet sich gegen die Halbherzigkeit der alten Vorgärten und plädiert dafür, sich nach englischem Vorbild für den bewohnbaren abgeschlossenen Vorgarten mit Hecke oder Mauer zu entscheiden oder ihn ohne hohe Begrenzung als grünes Band zusammenzufassen und der Straße zuzuordnen. In der "Blut-und-Boden-Ära" werden auch die bewohnbaren Vorgärten geopfert. Unter dem Schlagwort: "Entfernt die Vorgartengitter!" fordert die Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst e. V. in Berlin in einer Broschüre, die 1938 erschien, zur "Entrümpelung der Vorgärten" auf. "Was unsere Vorgärten in ihrer großen Mehrzahl noch widerspiegeln, ist nicht Gemeinsinn, sondern Eigensinn; nicht große Einheit, sondern engstirniger Separatismus; nicht offenes Gesicht, sondern dunkle Verschlagenheit; nicht Volksgemeinschaft, sondern überheblicher Besitzerdünkel."

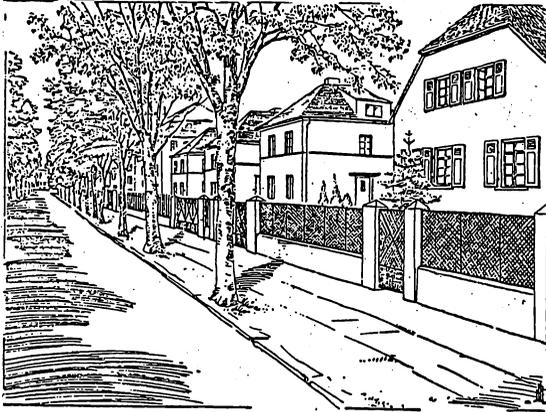
Diesmal läßt die "Volksgemeinschaft" und der dazugehörige "Geist" den individuellen Anteil an der Straßenöffentlichkeit nicht zu: "Nur wer Kleines opfert, kann Großes gewinnen..."

In der Nachkriegszeit setzten sich die Konzepte der vertikalen Gartenstadt (z. B. eines le Corbusier) aus den 30er Jahren durch. Mit ihnen löste sich das Gebäude vom öffentlichen Erschließungsnetz und damit auch von einem Grundprinzip der Freiraumorientierung: die Unterscheidbarkeit einer Vorder- und Rückseite des Hauses. Vorgärten, Plätze, Wege, Straßen und Gärten wurden zu großen Landschaften - zu "Grün" -

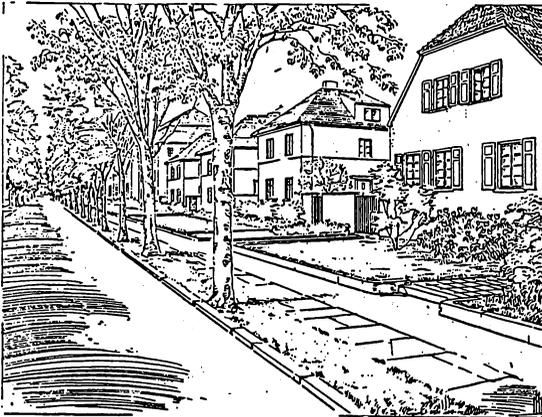
Wer macht den Anfang?

Der Anfang ist schon hundertfältig von einsichtigen Behörden, Baugesellschaften und vernünftigen Hausbesitzern aller Volksschichten gemacht. Nur sind diese Anfänge gegen den althergebrachten Klitsch, immer noch weit in der Minderheit. Helfen auch Sie, lieber Leser, mit, den Klitsch aus unseren Straßen zu beseitigen, damit Deutschland schöner wird von Tag zu Tag. Es gibt nur ein wahres Glück, nämlich das wirklich selbstverdiente. Es kommt nicht darauf an, daß und wie oft wir vom Führer die Hand gedrückt bekommen, sondern es kommt darauf an, daß wir es jederzeit wert wären, sie eventuell von ihm gedrückt zu bekommen. Wer vor dem Führer ein gutes Gewissen hat, der hat auch seinen Segen, selbst wenn er nie persönlich in seine Nähe kommt.

Für den bisherigen Zustand unserer Vorgärten ist keinem Vorgartenbesitzer ein Vorwurf zu machen, weil er es nicht anders anzufangen wußte. Aber nun, da die Richtlinien aufgezeigt sind, ist es eine Charakter- und Gewissensfrage, an die Arbeit zu gehen, auch wenn es persönliche Opfer erfordert.



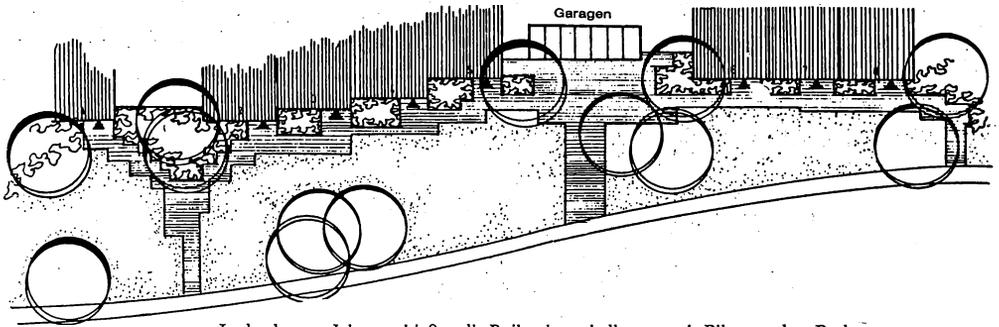
Schmale Vorgärten sind praktisch wertlos, da sie nicht als Wohngärten in Betracht kommen.



Abtrennung des eigentlichen Hausgartens durch Mauern in der Bauffucht. Die Bepflanzung hat eine gewisse Einheitlichkeit, so daß sich eine gute Wirkung des Straßenraumes ergibt.

Am Vorgarten
sollt ihr sie erkennen...

Vorgärten in Reih und Glied



In den letzten Jahren schießen die Reihenhaussiedlungen wie Pilze aus dem Boden. Viele bleiben Eigentum der Siedlungsgesellschaften und diese ziehen für gewöhnlich den Gartenarchitekten zu Rate, um die Großzügigkeit in der Gesamtplanung zu erhalten.

Es sollen aber hier die Reihenhausesitzer angesprochen werden, die private Eigentümer geworden sind und denen von der Baugesellschaft die Gestaltung der Vorgärten überlassen wurde. Falls nicht Gartenarchitekten einen generellen Gestaltungsplan vorgelegt haben, sollte der Eigentümer doch bedenken, daß die Architektur der Häuser in der langen Straßenzeile eine Einheit bildet. Es dürfte eine Selbstverständlichkeit sein, daß die Besitzer dann auch die Einheit wahrnehmen. Grundsätzlich gilt hier die gleiche Aussage wie für den »Gemeinsamen Vorgarten ohne Trennung zum Nachbarn«. Es kann sogar die Wegeführung unter Umständen gemeinschaftlichen Charakter bekommen.

Hierbei besonders die Wahl einheitlichen Plattenmaterials für die Zugangswege beachten. Wie bedauerlich ist es, daß Hausnummer 5 rote Betonplatten, Nr. 7 gelbe Travertinplatten, Nr. 8 schließlich giftgrüne Betonplatten verlegt hat. Unsere Gehölze und Stauden bringen eine schönere Farbenpracht, als sie mit farbigen Betonplatten nur andeutungsweise erzielt werden könnte.

Große, zusammenhängende Rasenflächen mit lustigen Rosenbeeten sind hier ebenfalls angebracht. Bäume sollen der Größe gemäß proportional auf die Gesamt-Vorgartenfläche verteilt werden und an der Hauswand können immergrüne Pflanzen im ausgewogenen Wechsel von hoch und niedrig erscheinen.

Wenn dann im Frühjahr die Tulpen, Narzissen und Crocusse den bunten Reigen des jährlichen Blühens beginnen und die roten Beeren der Cotoneaster auf die Vögel im Winter warten, so haben die gesamte Nachbarschaft und die Passanten Freude das ganze Jahr hierdurch. Im dahinterliegenden Wohngarten darf und soll der Reihenhausesitzer sein eigenes Reich haben.

kompostiert. Großbauformen und Punkthochhäuser wurden quasi von großen "Landschaftsvorgärten" umrahmt. Die Strukturierung in "vorne und hinten" wurde ersetzt durch "oben und unten" bzw. "drunter und drüber". Gleichzeitig wurde die Demontage der Vorgärten, die vom "Opfergang" der Kriegszeit verschont geblieben waren, durch die Verkehrsplanung fortgesetzt.

Die Grünplanung der Nachkriegszeit setzte dem keine neue Positionen gegenüber; im Gegenteil, sie verharrte auf den Aussagen der 20er bis 40er Jahre zum Vorgarten und schob als Begründung seine "sanitäre Funktion" in den Vordergrund, ein Aspekt, den Martin Wagner 1915 für seinen Versuch der Quantifizierung der städtischen Freiraumversorgung als Grundlage nahm.

Das Ziel war, "die Vorgärten ... unter die Aufsicht und Pflege der öffentlichen Hand zu bringen... Die hohen und nach Material und Ausführung verschiedenartigen Zäune und Einfassungen müssen fallen, damit der Vorgarten weitgehend zu einer öffentlichen Schaufläche werden kann" (Schiller 1958, S. 150f). So schreibt Bernatzky 1972 zum Stichwort "Vorgärten": "Vorgärten erhöhen den Wohnwert beträchtlich. Der rasenbedeckte Boden bleibt kühl und filtert zusammen mit Bäumen und Sträuchern Staub und Lärm, gibt außerdem Sauerstoff ab. Das Ideal ist der Vorgarten ohne Einfriedigung. Einfriedigungen und Mauern sollen auf der Fluchtlinie zurückgenommen, Garagenzufahrten möglichst paarweise zusammengelegt werden" (Bernatzky 1972, S. 29).

Über Sinn und Nutzen wird weiter nichts gesagt - Die Hauptsache ist die Grünfläche, nicht der Freiraum.

Zuständig für Grün...?

Wenn heute vom "Funktionswandel der Vorgärten" im Mietwohnungsbau die Rede ist (vgl. Ausschreibung zum Lennè Preis 1980), so liegt dem die Beobachtung zugrunde, daß die Dauer des Bestandes von alten Vorgartenkonzepten dann zu neuen Definitionen führt, wenn neben der ideologischen Ambition - z. B. Schloßgärtnererei oder kollektiver Grünstreifen - auch die materielle und formale Ambition aufgegeben wird. Für jeden sichtbar wird dies in den Vorgärten, die "brachfallen", der alte Zustand nicht mehr länger durch Pflege aufrechterhalten wird oder sich durch zunehmende Inanspruchnahme als Stell- und Spielplatz in seinen schmückenden Zutaten reduziert. Der von voreiligen Zeitgenossen gern als "verwahrlost" abgetane Zustand ist für den Planer lediglich ein Indikator für die

nachlassende Zuständigkeit eines Gärtners oder Hausmeisters; auf der anderen Seite aber auch ein Indiz für die steigende Inbesitznahme der Hausbewohner.

Denn der Verschleiß z. B. der schloßgärtnerischen Ambition schafft die Möglichkeit der "Neubesetzung" und "-inwertsetzung". Diese können jetzt in zwei Richtungen verlaufen:

- die körperschaftliche bzw. professionelle "Vorsorge", die "fürsorgliche Belagerung". Der Vorgarten bleibt also im Sinne von I.M. Hülbusch "Lakaienarchitektur".
- oder: Der Vorgarten wird frei für eine häuslich definierte Autonomie, auch wenn er einige Zeit "brach liegt". Es gibt Beispiele, solcher Art von Vorgärten, die nur mit einer Mauer, Zaun oder Hecke umgeben - von den Kindern des Hauses erobert wurden. Es zeigt sich, daß der Verschleiß und ein damit verbundenes Zwischenstadium der "Unordnung", - Voraussetzung für eine allmähliche Neubesetzung auf Probe sind; und darüber zur Einspielung neuer Nutzungen und damit verbundenen materiellen Zutaten führen kann. Dieser Vorgarten entsteht durch soziale Konvention, nicht durch planerische Konfektion.

"Real verlorene Tradition ist nicht ästhetisch zu surrogieren" (Adorno 1973, S. 31).

Anteil an der "Verwaltung der Strasse"

Die Möglichkeit der privaten Aneignung von Vorgärten auf der Basis sozialer Übereinkünfte sind an die Tätigkeiten des Wohnalltags gebunden. Der Vorgarten ist dabei der häusliche Anteil an der Straßenöffentlichkeit. Er ermöglicht und dokumentiert gleichermaßen mit der Anwesenheit und dem Aufenthalt vor dem Haus die Aneignungsfähigkeit des Straßenfreiraumes durch die Anwohner. Auch der Vorgarten im 2 - 5 geschossigen Mietwohnungsbau ist häuslich besetzbar, auch wenn damit mehr Erprobung und Absprache verbunden sind.

Mit dem Vorgarten, der einen Teil des Straßenraumes als hausbezogene Marge kennzeichnet, ist die räumliche Veranlassung gegeben, an der "Verwaltung der Straße" teilzunehmen, wie es Jane Jacobs formulierte. Wer über den Vorgarten verfügt, ist eindeutig angezeigt und gesichert durch dessen Begrenzung mit Hecke, Zaun, Mauer und Tor, die eine vorge-schobene zweite Türschwelle bilden. Die Grenze erst konstituiert den

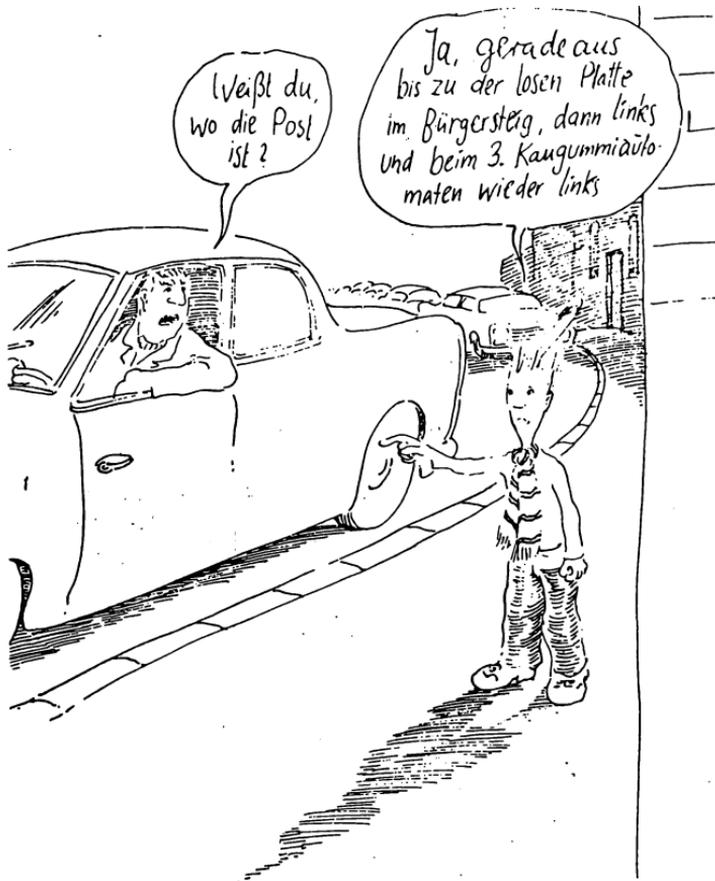
Vorgarten, über das Ankommen im Hause und Weggehen aus diesem hinaus zu einem bewohnbaren Ort: "Die physische Begrenzung der Umfriedung, das Setzen der Male und Merkzeichen, die einen Raum ein- und abgrenzen, deuten die aktiven Elemente des Wohnens (gewohnthaben) an" (Heidegger 1952).

Die Begrenzung beginnt mit den Treppenstufen, die vor die Hausflucht gesetzt sind. "Die Wiederholung solcher Eingangstreppe bildet an den Häusern entlang eine Zone, die vom Passantenverkehrsstrom ausgenommen ist" (Monard 1978, S. 68). Die Treppe mit breitem Absatz und Geländer ist das erste Element, das den Straßenraum mit einem häuslichen Gebrauchsgegenstand besetzt. Seitlich ausgedehnt wird der Hauszugang zum Vorgarten, der als Verlängerung des Hausflurs oder der "Diele" nach draußen Raum für Zwischendurch- und Gelegenheitsnutzungen bietet. Für das Abstellen von Sachen, Fahrrädern, das Deponieren von Spielzeug, das Spielen selber, für einen kurzen Aufenthalt oder den beiläufigen Austausch mit Nachbarn ist der Vorgarten ein Ort, der die Verknüpfung von privater Verfügung mit öffentlichem Kontakt einräumt.

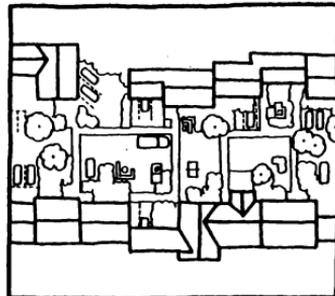
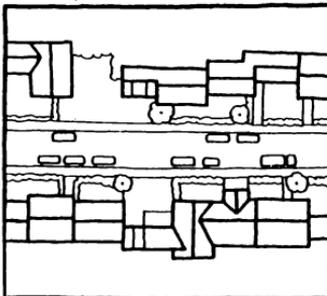
Die Bedeutung des "Vor-die-Tür-Gehens" in Verbindung mit Vorgarten, Gehweg und Straße wurde zuerst 1935 ausführlich in dem Buch "Der Lebensraum des Großstadtkindes" beschrieben: "Diesem Charakter der Straße als einem nach draußen verlegbaren Zuhause entspricht es auch, wenn die meisten Kinder im wahrsten Sinne des Wortes 'vor Tür' spielen ... Sie kommen aus den Wohnungen bzw. Häusern und halten sich vor der Tür auf ... Die räumlichen Anhalte, die die Straße gewährt, sind Orte, von denen aus die Kinder tätig sind oder die nach einer Spielregel in die Spiele der Kinder einbezogen sind" (Muchow, M. und Muchow, H.H. 1935, S. 30).

Daran hat sich bis heute nichts geändert. Camman zitiert 1970 den 10jährigen Harald aus Bremen (27.03.1969): "Es gibt schöne Viertel in Hamburg, ich bin aber doch am liebsten zu Hause in Bremen, - aber in der Straße, wo ich wohne!" (Camman zitiert in: Hülbusch, I. M. und Läscher-Bauer, U. 1980, S. 53).

Jane Jacobs spricht 1961 in diesem Sinne von "Straßeneigentumsgefühl". Sie bezeichnet das "Straßenleben" als einen Prozeß der Konstitution von Öffentlichkeit, die sich aus der Vielzahl von Kontakten aus den angrenzenden und getätigten Nutzungen nebenbei ergibt. "Die meisten dieser Kontakte sind betont trivial. Die Summe solch beiläufiger,



"Funktion des Bürgersteiges: Sicherheit, Förderung von Kontakten, Kinder zu assimilieren." (J.JACOBS) Ausgangspunkt der ersten Erfahrungen mit der Erwachsenenwelt und der Weiterung des Aktionskreises. (ZEICHNUNG: F.K.WÄCHTER)



Die Empfehlungen des "Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau" für die "Wohnstrassen der Zukunft" zeigen, wie man mit der Straße auch die Vorgärten aufheben soll. (Bonn 1979)

öffentlicher Kontakte auf lokaler Basis - großenteils zufällig, mit Besorgungen verbunden, ist immer der einzelnen Person überlassen, niemals ihr aufgezwungen - ist ein Gefühl für die öffentliche Identität von Menschen ..." (Jacobs, J. 1976, S. 47).

Was Jane Jacobs hier anspricht, ist in der Grünplanung, wie sie uns heute noch zelebriert wird, unbegriffen geblieben: Als Freiraumplaner können wir keine Freiräume entwerfen, die mit Sicherheit ein bestimmtes Verhalten nach sich ziehen. Wir können bestimmte Strukturierungen und Organisationsformen nur als Dispositionen bereitstellen, die über ihre Brauchbarkeit und Bekanntheit auch Handlungs- und Verhaltensweisen stimulieren können; die Dinge selber "machen es nicht", aber sie machen es leichter. Der Vorgarten z. B. ist solch ein Instrument, über den sich der Zugang zur Straße, zum Quartier und zur Stadt leichter inszenieren und entwickeln läßt. Freiräume tun von sich aus gar nichts. Deshalb sind auch der Balkon oder die Loggia keine Vorgärten, weil die separat benennbaren Freiräume nur in einem hierarchischem Zusammenhang von "nah nach fern" oder "privat nach gemeinschaftlich" organisiert werden können, wenn sie gemeinsame Grenzen und Zugänge aufweisen. Der Balkon hängt dagegen im wahrsten Sinne des Wortes "in der Luft".

Die Strasse als Landschaft?

Von Stadtplanern und Grünplanern wird heute wieder die "Belebung der Straße" propagiert. Meist fällt dieser "Belebung" die gewöhnliche Einteilung des Straßenraumes in benachbarte Zonen unterschiedlicher Nutzung und Zuständigkeit zum Opfer: Die Straße wird in ein landschaftliches Szenario aufgemöbelt. Mit ihrer sowohl funktionellen als auch informellen "Kompliziertheit" erprobt die Grünplanung auf den Straßen das alte Repertoire landschaftlicher Kulissenarchitektur, das die bisherigen Elemente auflöst. Es ist schon verblüffend: Die Straße als Freiraum gibt es in der Grünplanung erst wieder als Thema, seitdem sie - beruhigt mit Grün und anderen Farben vollgestellt - anscheinend aufgehoben werden kann.

Die Möblierungen sind nur das Syndrom für die hilflosen Bemühungen, mit dem veränderten planerischen Problembewußtsein der Straße mit einer neuen Gestaltung auch einen neuen Sinn geben zu wollen.

Verbunden mit dem "Natur-in-die-Stadt" -Kult und der architektonischen "neuen Prächtigkeit" wird uns eingeredet, es bestände eine Kongruenz zwischen einem abwechslungsreichen Bodenbelag in Verbindung mit Grün-

inseln und der Tätigkeiten der Menschen, die jetzt ebenso vielfältig miteinander kommunizieren und umgehen würde wie es die Materialien vorspielen.

Dagegen müssen wir leider feststellen, daß sich kaum etwas verändert hat; und wenn, dann eher zum Nachteil. Lucius Burckhardt berichtet aus Basel: "Hier hat man versucht - andere Städte haben es auch getan -, verkehrsberuhigte Zonen einzuführen, also in gewissen Straßen den Verkehr stillzulegen, und diese Straßen mit Blumen und Spielplätzen so zu gestalten, daß ein Außenraum für die Bevölkerung entsteht.

Dann aber mußte man die merkwürdige Erfahrung machen, daß die Bevölkerung gegen diese Umgestaltung der Verkehrsstraßen in Wohnstraßen war. ... Sie haben Angst vor den bestimmten Signalen der Unordnung. Sie meinen, daß das Signal: Hier fahren Autos durch, es ist noch eine Straße, eben immer noch das stärker disziplinierende Signal ist; in einer Wohnstraße würden sie sich eben nicht wohlfühlen" (Burckhardt, L. 1978).

Die neuen "Straßen" enthalten nicht mehr die Räume, die bekannte, sozial tragbare Rollen ermöglichen. Die radikale Abkehr von den traditionellen Straßen in unserem Lande hebt mit den räumlichen Zonierungen auch die vertrauten Inhalte und ihre Lesbarkeit auf, die bisher über die Wiedererkennbarkeit gleichartiger räumlicher Prinzipien und Merkmale auch eine aus Erfahrung vertraute Verhaltensstütze darstellen.

Erfahrungen und Orte

Wir alle haben gelernt und erfahren, daß Vorgärten, Gehwege, Straßen, Höfe und Plätze voneinander unterscheidbare Orte sind, weil sie für unterschiedene Leute, Notwendigkeiten und Gelegenheiten aus Erfahrung brauchbare Freiräume hergeben.

Das Aufstellen oder Aufzählen von Funktionen, die der Vorgarten im Zusammenhang mit dem Haus und der Straße zu erfüllen hat, ist nur innerhalb eines historisch / lebensgeschichtlich begründeten Wertzusammenhangs zu sehen, der über die bloße Funktionstüchtigkeit für bestimmte Zwecke hinausweist.

Denn "das, was mir den Gebrauch der Architektur erlaubt (durchgehen, hineingehen, stehenbleiben, sich ausstrecken, ans Fenster treten, sich anlehnen, in die Hand nehmen etc.), sind nicht nur die möglichen Funktionen, sondern vor allem die damit verbundenen Bedeutungen, die mich für den funktionalen Gebrauch disponieren" (Eco, U. 1972, S. 300).

Denn wenn ich einen Freiraum benutze, agiere ich aufgrund der Erfahrung meiner Situation: Was erfahre ich als Handelnder? Welche Intentionen habe ich und welche Verhaltensspielräume? Und welche mir vertrauten Dinge und Elemente helfen, die möglichen Verhaltensweisen zu erkennen oder einen Zugang zu erleichtern? Die Elemente und Funktionen stehen nicht außerhalb der Geschichte und Situationen, die sie als Handlungshintergrund kennzeichnen. "Eine Aktivität muß im Sinne der Erfahrung verstanden werden, aus der sie entsteht" (Laing, R. D., 1979, S. 37). Unser Verhalten ist eine Funktion unserer Erfahrung.

Eine Straße ist eben kein Park und ein Park keine Straße; und ein Garten ist nicht mit einem Platz zu verwechseln. "... ohne sich dessen bewußt zu werden, liest jeder von uns Anteile der zur Orientierung wichtigen Informationen. Alle lernen das, nur nicht die professionell Beschäftigten" (Hülbusch, K. H. 1978, S. 31). Offensichtlich gehört es zur Professionalität der "Gestalter", sich von solchen Banalitäten frei zu machen.

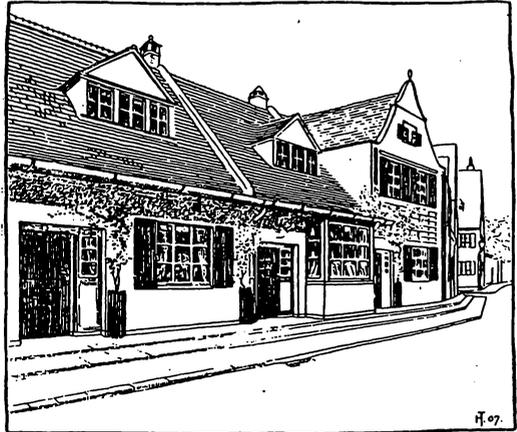
Adolf Loos pointierte den entwerferischen Originalitätszwang folgendermaßen: "Leute, die keine schraube einziehen können, leute, die nicht fechten können, leute, die nicht essen können, haben es leicht, neue schraubenzieher, neue säbel und neue gabeln zu entwerfen. Sie machen es mit hilfe ihrer - wie sie es nennen - künstlerphantasie. Aber mein sattlermeister sagt dem künstler, der ihm einen entwurf zu einem neuen sattel bringt: lieber herr professor, wenn ich so wenig vom pferd, vom reiten, von der arbeit und vom leder verstünde wie sie, hätte ich auch ihre phantasie" (Loos, A. 1962, S. 439 f).

Solch phantasievolle Entwürfe propagiert der "Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau" in seinen Broschüren über Verkehrsberuhigung und "Wohnstraßen der Zukunft". Die Ausstattung von Wohnstraßen scheint dem Repertoire an Elementen entlehnt, das bereits in den unbewohnten Straßen erprobt ist: den Einkaufsstraßen und Fußgängerzonen. Mit dem Betreten der Fußgängerzonen wird die übliche Straße verlassen. Man betritt den "Vorgarten" der Geschäfte, Kaufhäuser und Konzerne. Wir wissen aus Erfahrung, daß z. B. eine Bank neben der Tür eine familiäre Geste darstellt, die die Wohnlichkeit des Hauses auch auf das "Draußen" ausdehnt. "Sie ist ein Zeichen der Wechselbeziehungen von Nähe und Distanz, die soziale Nähe und Anerkennung dadurch ausdrückt, daß man den Nachbarn unmittelbar neben der Schwelle des Intim-



Die Weiterführung des Elementes: Vorgarten bis zur städtischen Variante. Die Adaption solcher Merkmale macht neben ihrem schmückenden Aspekt auch die Bedeutung des Ortes deutlich, weil das Prinzip und das prägende architektonische Merkmal bekannt sind bzw. wiederholt und variiert werden. Die Information ist: Für diesen Bereich ist das 'Haus' zuständig und in der Straße etabliert.

Dörfliche und kleinstädtische Siedlungsformen (Kleinbürgerwohnungen von Heinrich Tesenow) und großstädtische 'Dörfer' (Bremen).



Die Betonung der Grenze unterschiedlicher benachbarter Zuständigkeiten und Nutzungen wird durch 'Fußbodenzonierungen', Bäume und schließlich Zaun, Hecke und Mauer wichtig, je mehr Leute am gemeinsamen Straßenraum teilhaben – also je städtischer die Straßenöffentlichkeit ausfällt.

raumes 'Platz nehmen' läßt" (Günter, J. und Günter R. 1976). Die Bank zeigt eine immaterielle Leistung an. Auf diese Erfahrung rekurriert auch die "Hochbeetblumensitzgruppenkombination", die locker verteilt eine permanente "Einladung" aussprechen soll, doch zu verweilen und die "Familiarität der Konzerne" zu würdigen. Dieser "Vorgarten" macht sich notwendig im ganzen Raum breit; er soll überall mit der Sprache der Geselligkeit die Einladung kundtun.

Funktioniert der Aufenthalt in der Verkaufsstraße vielleicht noch aufgrund der Anonymität der Beteiligten, ähnlich wie es auf einem Stadtplatz oder im Park möglich ist, so ist dieses öffentliche Verhalten in der Umgebung der eigenen Straße nicht möglich. Die Bevölkerung versammelt sich nicht in Massen auf den Sitzpollern; man breitet auch keine mitgebrachten Brote aus oder spielt Skat. (Wenn man ein Straßenfest machen will, kann man das auch ohne "Straßenlandschaft".) Ein solcher "Vorgarten" funktioniert jetzt weder als Park noch als Vermittler zwischen privatem und öffentlichem Raum. Das heißt, der "Anteil an der Verwaltung der Straße" (Jacobs) ist mit der Ausstattung- und Pflegekompetenz, die eine städtische Verwaltung übernimmt, von einer unsichtbaren, nicht mehr mit bestimmten Leuten zu verbindenden, überlokalen öffentlichen Zuständigkeit besetzt und kontrolliert.

Die "Refeudalisierung der Verhältnisse"

"Im gleichen Verhältnis, wie sich das Privatleben veröffentlicht, nimmt die Öffentlichkeit selbst Formen der Intimität an ... Hier wiederum verlieren die Momente der Privatsphäre und der Öffentlichkeit ihre Trennschärfe. Der Refeudalisierung fällt auch das Raisonement des Publikums zum Opfer. Die Diskussionsform der Geselligkeit weicht dem Fetisch einer Gemeinschaftlichkeit an sich ... Die heimliche Aushöhlung der familialen Intimsphäre findet im Haus- und Städtebau ihren architektonischen Ausdruck. Die Abgeschlossenheit des Privathauses, nach außen durch Vorgarten und Zaun deutlich betont, nach innen durch Vereinzelnung und vielfältige Gliederung der Räume ermöglicht, ist heute ebenso durchbrochen, wie umgekehrt mit dem Verschwinden der Salons, der Empfangsräume überhaupt, seine Aufgeschlossenheit gegenüber dem geselligen Verkehr einer Öffentlichkeit gefährdet ist. Verlust der Privatsphäre und eines gesicherten Zugangs zur Öffentlichkeit ist für die städtische Wohn- und Lebensweise heute charakteristisch, gleichviel, ob die alten

großstädtischen Wohnformen durch die technisch-ökonomische Entwicklung stillschweigend umfunktioniert worden sind, oder ob man aufgrund dieser Erfahrungen heute vorstädtische Siedlungsformen entwickelt hat" (Habermas, J. 1976, S. 190 f).

Der Umgang mit der Straße, dem Platz, dem Vorgarten und dem Garten ist also heute auch ein Erzeugnis / Zeugnis einer sich administrativ vollziehenden Okkupation des sozialen Raumes, der die Ideale klassischer Grünordnung entgegenkommen. "Diese sucht neben modisch wechselnder Einheitlichkeit gleichzeitig nach einer flächendeckenden Administration. Auf diese Weise sind auch die sozialen und soziokulturellen Spuren und Zeichen in der Ausstattung der Stadt gefährdet ... Zunehmend okkupiert sie die privaten und sozialen Freiräume auf der Suche nach neuen Tätigkeits- 'Feldern' " (Böse, H. und Hülbusch, K.-H. 1980).

Was das Beispiel der Fußgängerzonen in den Innenstädten zeigt und die neuen Wohnstraßen befürchten lassen, ist das genaue Gegenteil des erwünschten Effektes. Hans Paul Bahrtd deutete dies bereits 1958 an:

"Entfällt das für die Öffentlichkeit konstituierende Moment der Distanz, gehen ihre Mitglieder auf Tuchfühlung, so verwandelt sich die Öffentlichkeit in Masse ..." (Bahrtd, H. P. 1958, S. 644).

Nur selten wird von Grünplanern die Kompetenz und Findigkeit der Bewohner wahrgenommen, die ihren Zugang zum öffentlichen Freiraum auf der Basis des privat und sozial verfügbaren Außenhauses entwickelt. Der Vorgarten ist solch eine Option, die einen Eroberungsspielraum darstellt. Auch wenn Vorgärten ein "wüstes Bild" bieten, also nach Planeransicht "nichts getan wird", muß der eventuelle Konflikt über Ordnung und Unordnung lokalen / häuslichen Unmut auslösen und lösbar werden, damit die Zuständigkeit und Verantwortlichkeit beibehalten wird. Auch wenn dem städtisch sachwaltenden Auge dies nicht gefällt, möge sich der Planer davor hüten, als "Ausdenker vom Dienst" die einer fürsorglichen Obrigkeit zu spielen.

Seine Kompetenz endet mit den abgrenzenden Linien, mit denen er den Vorgarten kennzeichnet und ihn in den Verfügungsbereich des Hauses stellt. Alles weitere darüber hinaus ist Gartenkunst, die er getrost den Bewohnern überlassen kann, wie die Beispiele zeigen. Entscheidend ist nicht die Form, sondern das Element, das verhindert, daß man "mit der Tür ins Haus fällt". So verstanden, heißt Freiraumplanung zunächst einmal und ganz generell: die Voraussetzungen für das Tätigwerden und

die Phantasie vieler zu organisieren.

Was? Das soll alles sein?

So einfach kann man es sich nicht machen, werden viele jetzt entrüstet sagen. Doch die kleinen Alltäglichkeiten wahrzunehmen, zu verzeichnen, zu befragen und zu organisieren, stellt sich als durchaus kompliziert heraus. Ist es zuviel verlangt, hinter den Dingen die handelnden Subjekte - die Leute - zu suchen, ihre Lebensverhältnisse, Entscheidungen, Urteile, Erfahrungen nachzuzeichnen, sich auch selber in die Rolle des "Betroffenen" zu versetzen, um die, die es betrifft, ernst nehmen zu können, das heißt, die Planvorstellungen jenseits der vordergründigen Philanthropie des Gestalters zu prüfen? "Die lebendigen Menschen ... haben ein Recht auf die Erfüllung ihrer sei's auch falschen Bedürfnisse ... Sogar im falschen Bedürfnis der Lebendigen regt sich etwas von Freiheit; das, was die ökonomische Theorie einmal Gebrauchswert gegenüber dem abstrakten Tauschwert nannte" (Adorno, Th. W. 1973, S. 121).

Literatur:

Adorno, Th. W. 1973: Ohne Leitbild. Parva Aesthetica, Frankfurt / M.

Bahrtdt, H. P. 1958: Von der romantischen Großstadtkritik zum urbanen Städtebau. In: Schweizer Monatshefte.

Bernatzky, A. 1972: Grünplanung in Baugebieten. Wiesbaden

Böse, H. und Hülbusch, K. H. 1980: Cotoneaster und Pflaster. Deutsche Bauzeitung, Heft 6. Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst e. V. Berlin (Hrsg.) 1938: Vorgärten so oder so. Überreicht durch "Die deutsche Arbeitsfront/Amt Haus und Heim", Halle (Saale).

Eco, U. 1972: Einführung in die Semiotik. München.

Encke, F. 1907: Der Hausgarten. Jena.

Günter, J. und Günter, R., 1976: Wohnumfeld; Wohnumfeldverbesserung. Arch., Heft 43/44.

Habermas, J. 1976: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Neuwied / Berlin.

Heidegger, M. 1952: Bauen, Wohnen, Denken. Vortrag im Rahmen der Darmstädter Gespräche 1951: Mensch und Raum. Darmstadt.

Hülbusch, I. M. 1978: Innenhaus und Außenhaus - Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe 01 - Heft 033 der Gesamthochschule Kassel, OE Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung, Kassel.

Hülbusch, I. M. und Läscher-Bauer, U. 1980: Verfügbarkeit der Freiflächen im Kasseler Westen. Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel, Heft 10, Kassel.

Hülbusch, I. M. 1981: Lakaienarchitektur. Deutsche Bauzeitung, Heft 6.

Hülbusch, K. H. 1978: Die Stadt als Landschaft, oder was wächst denn so von selbst? Werk und Zeit, Heft 2.

Jacobs, J. 1962: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Braunschweig.

Koch, H. 1914: Gartenkunst im Städtebau. Berlin.

Lain, R. D. 1979: Phänomenologie der Erfahrung. Frankfurt/M.

Loos, A. 1962: Sämtliche Schriften. Wien.

Martin, H. 1914: Die städtische Parkverwaltung zu Berlin. GK.

Migge, L. 1913: Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Leipzig.

Monard, M. 1978: Gebrauchswert der Wohnung. Schriftenreihe zur Architektur, Stadtplanung und Landschaftsplanung, Gesamthochschule Kassel, Studienbereich 1, NF 01, Kassel.

Muchow, M. und Muchow, H. H. 1935: Der Lebensraum des Großstadtkindes. Hamburg.

Tessenow, H. 1909: Der Wohnhausbau. München.

Schiller, H. 1958: Gartengestaltung. Berlin und Hamburg.

Stübgen, J. 1980: Der Städtebau. Braunschweig / Wiesbaden. Reprint von 1890.

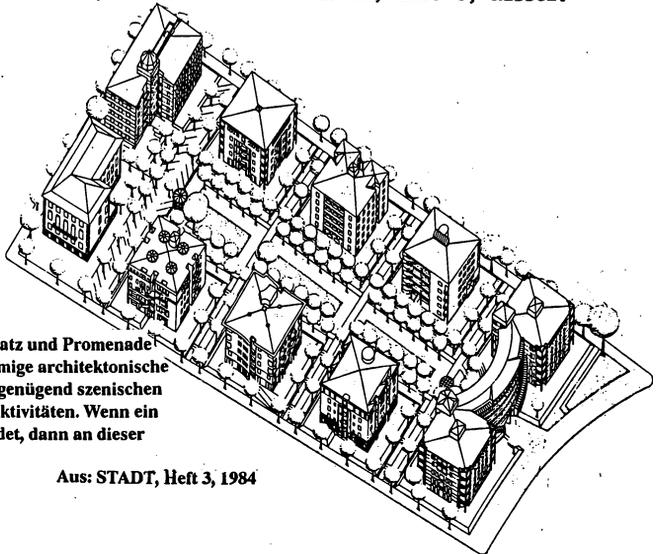
Biegler, H. J. 1979: Alltagsgerechter Mietwohnungsbau. Schriftenreihe des Fachbereichs Architektur, Gesamthochschule Kassel, Heft 3, Kassel.

Sogenannte Stadtvillen an der Rauchstrasse, Berlin Klötzchenarchitektur mit Halskrausen: Vorne, hinten, an den Seiten: 'Promenaden'. Die Grundstücke bestehen nur noch aus veröffentlichen Vorgärten – aus Distanz ohne Brauchbarkeit, damit auch ohne Basis für eine informelle Öffentlichkeit.

"Unser Grünbereich ist Bolzplatz und Promenade zugleich, und die halbkreisförmige architektonische Gestik meines Torbaus bietet genügend szenischen Hintergrund, für öffentliche Aktivitäten. Wenn ein Fest in diesem 'Kiez' stattfindet, dann an dieser Stelle..."

Rob Krier, Wien.

Aus: STADT, Heft 3, 1984



Die Freiräume der Strasse oder die Strasse als Landschaft ? (1984)

–Anmerkungen zur Verkehrsberuhigung–

Helmut Böse, Bernd Schürmeyer

"Städte haben aber viel verwickeltere wirtschaftliche und soziale Probleme als den Autoverkehr. Wie kann man denn wissen, was man mit dem Verkehr versuchen könnte, bevor man weiß, wie die Stadt selbst lebt und was sie sonst noch mit ihren Straßen anfangen will? Man kann es eben nicht"

(Jane Jacobs 1961, S. 12).

Wenn wir uns mit der Straße als Freiraum beschäftigen und dazu die Praxis der gängigen Verkehrsberuhigung als Anlaß nehmen, müssen wir zunächst einmal drei Ebenen aus der laufenden Debatte unterscheiden:

- zum einen die Zielsetzung und die Bedeutung der Straße für die Anwohner, Fußgänger, Radfahrer etc. zu sichern und zu verbessern.
- zweitens, das Ziel der Verbesserung der Verkehrsverhältnisse, der Verkehrssicherheit für Fußgänger, Radfahrer und Autoverkehr
- und drittens die Mittel und Maßnahmen zur Realisierung dieser Ziele auf der organisatorisch-materiellen Ebene.

Wir führen diese Untersuchung hier an, da in der Praxis zum Teil absurde Vertauschungen stattfinden oder anders ausgedrückt: Verkehrsberuhigung wird oft mit bestimmten Formen von Pflasterungen und Pflanzungen identifiziert oder identisch gesetzt.

Verkehrsberuhigungsmaßnahmen sind eine Reaktion auf die "Zerstörung der Straße" durch den Kfz-Verkehr. Man kann sie also quasi als eine Reparatur oder Sanierung von Auswüchsen bezeichnen, die durch die planerische Hofierung des Autoverkehrs auch die materielle Grundlage der Straße als Freiraum zerstört haben. In kürzester Zeit hat sich die planerisch-konzeptionelle Diskussion in eine Design-Aufgabe für Straßen gewandelt. Dieses Design transportiert alle Erwartungen an gutes ruhiges Wohnen. Und so wird die "verkehrsberuhigte Straße" selbst in Neubaugebieten mit allen Elementen und Attributen gebaut, obgleich hier noch nie ein Auto gefahren ist, noch kein Verkehr beruhigt werden muß.

Es scheint, man hat ein schlechtes Straßennetz mit schlecht dimensionierten Profilen entworfen und diese in einer Überarbeitung gleich modernisiert.

Solche Gedanken drängen sich uns auf, denn es gibt ja tausende von Straßen, die nach einhelliger Meinung den Merkmalen einer "wohnlichen" oder "lebendigen" Straße entsprechen und die doch niemand verkehrsberuhigte Straßen nennen würde, weil sie nicht so aussehen. Es sind eben normal "gute Straßen".

Wir wollen an dieser Stelle in der Diskussion der Verkehrsberuhigung etwas zurückgehen und einige Merkmale herausgreifen, die uns für die Bestimmung des Problems und der Problemlösungen wichtig sind. Dabei ist auch die Frage anzusprechen, ob wir es mit einem neuen Phänomen - einem Bewußtseinswandel - zu tun haben oder vielleicht nur um alte Denkstrategien in neuem Gewand.

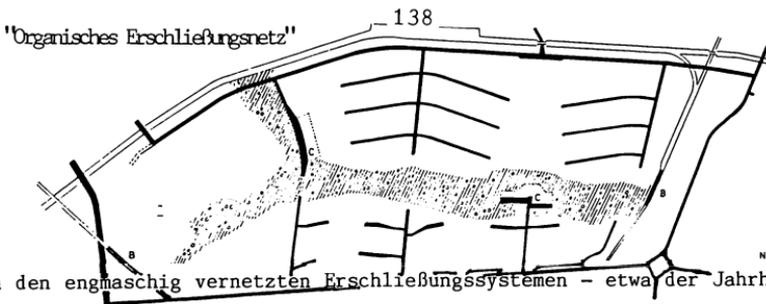
Wohnstrassen – Verkehrsstrassen ?

Wir skizzieren hier die in der Anwendung verbreitetste Konzeption, sozusagen die Rezeptur für Verkehrsberuhigung, wie sie sich in den Köpfen der Gemeinderäte und "Planer im Lande" festgesetzt hat und kolportiert wird.

Hauptziele sind, die Straßen für den Durchgangsverkehr undurchlässig oder unattraktiv zu machen, um für den Fußgänger und Anwohner Fläche zu gewinnen. Die gängigen Maßnahmen dazu sind:

- Sackgassen und Einbahnstraßenringe, Vermeidung von Schleichwegen durch Reduktion der Anschlüsse an übergeordnete Straßen;
- Unterbrechung von Straßenverbindungen und Stilllegung von Kreuzungsteilen;
- Verlangsamung der Fahrgeschwindigkeit durch Profilverengungen, Verschwenkungen der Fahrgasse, Bodenschwellen, Straßenmöblierung als Verkehrshindernisse ... etc.

Das heißt, durch eine funktionalisierte Netzorganisation soll der Autofahrer zu einer anderen Wegstrecke bewegt werden und durch bauliche Maßnahmen in ausgewählten verkehrsberuhigten Bereichen zu einer vernünftigen Fahrweise angehalten werden, während gleichzeitig in den Sammelstraßen weiter "unvernünftig" gefahren werden darf. Flächendeckend realisiert, ist dies das bekannte Konzept der Bündelung von Verkehrsströmen, des Abzugs von Verkehr aus bestimmten Wohngebieten durch optimal ausgebaute Hauptstraßen, Magistralen oder Sammelstraßen. Dieser Komplementäreffekt von konzentrierter Belastung und konzentrierter Beruhigung ist in den verkehrs-/städtebaulichen Konzeptionen sozusagen "ein alter Hut". Ja, diese entsprechen sehr genau den Strategien des in den 50er und 60er Jahren realisierten "organischen Städtebaus" mit seiner baumartig verästelten Erschließungshierarchie.



In den engmaschig vernetzten Erschließungssystemen - etwa der Jahrhundertwende - bestehen ausgeprägte Hierarchien im Straßennetz. Dieses ist jedoch nicht allein nach den fahrerschließungstechnischen Kriterien dimensioniert. Gerade die Hauptstraßen waren die dominanten öffentlichen Räume. Sie waren definiert von der Mischung aus Geschäften, Dienstleistungen, öffentlichen Einrichtungen und Wohnen. "Die Nutzungen mit einem größeren Öffentlichkeitsgrad sind also sehr sinnfällig auf die Straßen hin orientiert, die ebenfalls einen größeren Öffentlichkeitsgrad aufweisen" (Jacoby, Martin, Pächter 1979, S. 6). Diese Feststellung gilt natürlich auch umgekehrt; das heißt, der Öffentlichkeitsgrad einer Straße wird bestimmt über die Art der Gebäudenutzungen, die die Straße mit Leuten "versorgen". Wenn wir von Verkehrsberuhigung sprechen, können wir diese Straßen nicht von vornherein ausklammern.

Gewohnt wird überall in der Stadt

Wenn wir die Forderung nach der Straße als Freiraum überall in der Stadt ernst nehmen, können wir nicht selektiv vorgehen und durch Umverteilung der Belastungen die Disparitäten privilegierter und unterprivilegierter Lebensorte in Kauf nehmen und deren Entwicklung fördern.

Eine reale Verringerung des Verkehrsaufkommens ist jedoch baulich oder "netztechnisch" nicht zu erreichen. Wir verweisen hier auf die Ausführungen von Peter Müller, der unter anderem eine geänderte Verkehrspolitik und eine andere, nicht auf monozentrale Siedlungsstrukturen fixierte Landesplanung fordert: "... durch die negativen Begleiterscheinungen der Ballung kommt es zu einer zunehmenden Entmischung der städtischen Nutzungen und Funktionen. Für den Weg zwischen Wohnung und Arbeitsstätte, aber zunehmend auch für Einkaufen/Erledigung und für Freizeit/Erholung müssen immer weitere Entfernungen überbrückt werden; dadurch sind immer mehr Menschen auf den Pkw angewiesen (dies bedeutet mehr Kfz-Verkehr; mehr notwendige Kfz-Mobilität ist die Folge)" (Müller 1979, S. 16).

Die Aussicht auf neue Aufgabenfelder sollte den Freiraumplaner nicht aus nützlichem Opportunismus dazu verleiten, die Problemsicht zu verengen. "Seit das Thema Verkehrsberuhigung sich bei Stadtplanern und Kommunal-

politikern einer wachsenden Beliebtheit erfreut, haben es auch die Schnellstraßenbauer für sich entdeckt. Sie propagieren ihre kommunalpolitisch ungeliebten, von Bürgerinitiativen heftig bekämpften Stadtautobahn-Projekte neuerdings unter dem Motto Verkehrsberuhigung" (Monheim 1979, S. 10).

Wir schließen uns dieser Meinung an; wenn schon das Verkehrsaufkommen in absehbarer Zeit nicht reduziert werden kann und die Bündelung die Belastungen nur disparitär verteilt, dann kann die Strategie nur sein, gleichzeitig in den Wohn- und in den Wohnhauptstraßen den Verkehr dadurch zu beruhigen, daß die Verkehrsflächen auf ein absolutes Minimum für ein mit Einschränkungen verbundenes Funktionieren reduziert werden. Eine ernsthafte Verkehrsberuhigung kann "nur durch Verringerung der Verkehrsflächen geschehen" (Monheim 1979, S. 11).

Der dabei von allen Seiten unbestritten größte Effekt ist die Verlangsamung der Fahrgeschwindigkeit durch Reduzierung der Fahrprofile.

Die Straße – eine neue Planungsaufgabe ?

Bei Betrachtung der Maßnahmen zur Verkehrsberuhigung fällt auf, daß sie primär unter verkehrstechnischen Vorgaben diskutiert werden. Die fahrverkehrsbeeinflussenden Maßnahmen bilden die Ausgangskriterien für ein neues Konzept von Straßenraum, von dem angenommen wird, es erzeuge fast automatisch die Bedingungen für eine Verbesserung der Freiraumqualitäten. Die Maßstäbe des Verkehrs werden nach wie vor sehr genau definiert. Dagegen werden die Maßstäbe der Straße als Freiraum – als Ort notwendiger "Alltagsgeschäfte" und Kontakte – nur sehr vage angedeutet und mehr mit Hoffnungen auf "Kommunikation", "Belebung" und "Wohnraumerweiterung" verbunden als mit sicheren Kenntnissen. Aus den Gemeinplätzen wird jedenfalls nicht plausibel, warum für die Vermehrung von Freiflächen eine meist rigoros neue Konzeption von Straßenraum benötigt wird, warum über das Rückbauen von Fahrbahnen ein völlig neues Design sämtlicher Flächen wünschenswert ist.

In den Abhandlungen über die Straße wird doch immer wieder darauf hingewiesen, daß "früher" die Straße – mit geringen Kfz-Belastungen und breiten Gehwegen – gebrauchsfähig und je nach Bebauung mehr oder weniger belebt und genutzt wurde. Die Durchsetzung von Maximalkonzepten für das uneingeschränkte Vorrecht des fließenden Verkehrs hat diese Spielräume der Straße minimiert; so lautet der Argumentationsweg. Die Reaktion der Verkehrs-

bündelung und -beruhigung trägt aber im Kern wieder die Züge eines polarisierenden Maximierungs- und Funktionalisierungsdenkens. Der Vorgang weist nicht nur in der Tendenz Parallelen zu den "Erfahrungen" aus den 60er und 70er Jahren auf: Fußgängerzonen in den Innenstädten auf der einen und Ringstraßenausbau auf der anderen Seite der gleichen Medaille. Auch das Design der verkehrsberuhigten Bereiche ist formal den Fußgängerzonen entlehnt bzw. spricht deren Sprache.

Die verkehrsberuhigte Straße - als von Verkehrsplanern definierte Aufgabe mit immanent vorformulierten Entwurfsmerkmalen - traf die Grün- und Freiraumplaner unvorbereitet, aber trotzdem ohne Vorbehalte auf breite Zustimmung. "Die Freiraumplanung erfährt so ... gegenüber ihrer bisher nachrangigen Stellung eine starke Aufwertung" (Küpper / Schulz 1979, S. 77). Das Thema Straße und Freiraum war bisher für den Berufsstand ein "Niemandland". Man entdeckte erst sein Herz dafür, als mit ihr ein neues gestalterisches Auftrags- und Aufgabenfeld verfügbar wurde.

Wir haben Zweifel, daß mit der vermeintlichen neuen Zuständigkeit der Grünplaner für "Fragen der Straße" auch die inhaltliche Kompetenz ihrer Kenntnisse des "Gegenstandes" gewachsen ist. Unseres Erachtens setzt die Grünplanung auf der Ebene der Gestaltung an; die Konzepte hat sie übernommen und variiert. So bietet sich letztlich ein vertrautes Bild: Der Grünplaner hat ein vorgegebenes Verkehrskonzept akzeptiert und nun die Flächen im Zusammenhang mit den definierten Verkehrsfunktionen so zu gestalten, daß ein "wohnliches" Bild entsteht. Damit hat er auch die Aufgabe übernommen, diesen Flächen einen Sinn zu geben; er hat die Verantwortung für die Belebung - wenn auch mit toten Sachen.

Der Grünplaner verhält sich somit meist defensiv. Ohne sich oft im klaren über die Zusammenhänge des Funktionierens und der Bedeutung der Straße innerhalb des Wohnens zu sein, übernimmt er "dankbar" die vorgegebenen Organisationsmuster, die seinem Gestaltungsrepertoire der Fußgängerzonen und "Platzlandschaften" entgegenkommen.

Wir sind der Meinung, daß es Straßen, die als Freiraum funktionieren, nicht erst seit gestern gibt. Die Kriterien für die Straße als Freiraum müssen deshalb aus den bekannten und bewährten Vorbildern gewonnen werden, die ja aufgrund von Erfahrungen durch den Gebrauch entwickelt wurden. "Die Räume haben ... Bedeutungen, nicht von Natur aus, sondern weil die Menschen sie ihnen gegeben haben, sich dann an sie gewöhnt haben, so daß

die konventionell gewordene, also 'selbstverständliche' Bedeutung der Räume nun den Menschen selber etwas zu bedeuten scheint" (Fester und Kraft 1983, S. 24).

Gebrauch und Funktion der Straße – drei "Straßenbilder"

Schon die anfänglichen Überlegungen zur "Geschichte" der Verkehrsberuhigung und zum Stellenwert der Freiraumplanung haben gezeigt, daß die Nutzung oder Nichtnutzung einer Straße nicht primär die Folge eines guten oder schlechten Gestaltungsentwurf ist. Verschiedene Autoren haben sich bereits, bevor es die Vokabel Verkehrsberuhigung gab, mit der Bedeutung und Funktion der Straße für die Bewohner der Straße und der Stadt auseinandergesetzt. Wir nennen hier drei Arbeiten, die nicht von Planungsfachleuten verfaßt wurden, sondern von Autoren, deren Arbeit in erster Linie im genauen Beobachten und Analysieren von realen Alltagsabläufen und deren Bedingungen besteht.

In einer Untersuchung über den Lebensraum des Großstadtkindes beschrieben Muchow / Muchow 1935 die Bedeutung der "eigenen Straße" für die kindliche Sozialisation. "Die räumlichen Anhalte, die die Straße gewährt, sind Ort, von denen aus die Kinder tätig sind." ... Dem "Charakter der Straße als einem nach draußen verlegten Zuhause entspricht es auch, wenn die meisten Kinder im wahrsten Sinne des Wortes 'vor Tür' spielen, also auf der bebauten Seite der Straße" (Muchow / Muchow 1935, S. 71). "Vor allem trägt die Wohnstraße, 'seine Straße', den Erlebnis- und Wertakzent. Sie ist vielfach nichts anderes, als ein zweites, nach draußen verlegtes Zuhause ... In sie fühlt sich das Kind engebettet, hier fühlt es sich, 'wie zu Hause', hier kennt es sich aus, und von hier aus erfolgt die erste primitive Orientierung in der Welt. Hier liegt der Richtungsbezugspunkt: von hier aus wird links und rechts, drüben, 'dahinten', 'nahebei' und 'weit weg' bestimmt, und von hier aus dringt man zunächst in die benachbarten, dann aber in immer fernere Straßen und Plätze vor. Das Orientierungsschema, das das Kind sich von 'seiner Straße' aus erarbeitet, bestimmt auch – wie durch Versuche leicht gezeigt werden kann – die Orientierung des Erwachsenen, auch dann noch, wenn er längst aus der Straße verzogen ist" (Muchow / Muchow 1935, S. 94).

Christopher Alexander stellt die sichtbaren materiellen Elemente in Zusammenhang mit den unsichtbaren, den institutionalisierten Kontakten, den

organisatorisch-soziotechnischen Handlungs- und Verhaltenskomplexen. All das, was wir als städtisches Leben z. B. an einer Straßenecke wahrnehmen, ist abhängig von einer Vielzahl unsichtbarer und ungeplanter Faktoren. Daß eine Straßenecke zum beliebten Treffpunkt und öffentlichen Ort wird, hängt mit dem Kiosk zusammen, der sich dort befindet. Der Kiosk kann aber hier nur existieren, weil sich daneben eine Bushaltestelle befindet und sich die Fahrgäste eine Zeitung kaufen, während sie auf den Bus warten usw.. Jede der Aktivitäten bildet mit den Objekten, die sie hervorbringen und / oder sie erfordern, ein System. Gehweg, Kiosk, Busverkehr sind keine voneinander isolierten Systeme der Stadt; sie überlappen sich gegenseitig und bilden so bestimmte komplexe Muster - oder "plattern", wie Alexander sie nennt. "Die Straße ist nur die sichtbare Umschreibung des Phänomens, darüber hinaus enthält es Teile organisatorischer Systeme, Buslinien, Fahrpläne, Zeitschriftenverkauf, Ampelphasen usw." (Burckhardt 1980, S.13).

Jane Jacobs schließlich untersucht die Bedingungen der Sicherheit von Straßen. Der Grad der Sicherheit und Selbstverständlichkeit, mit der sich Anwohner und Passanten in einer Straße bewegen und aufhalten, ist davon abhängig, in welchem Maße die Bewohner einen Zugang zu ihrer Straße haben und damit an ihr beteiligt sind und bewußt oder unbewußt eine Kontrolle über die Straße ausüben, sie verwalten. Was eine belebte von einer unbelebten Straße unterscheidet, sind die Bewohner und Passanten, die sie nutzen. Es ist nicht "die Straße" als Bauwerk, die lebt; sie selber tut von sich aus nichts.

Verwaltung und Kontrolle der Straße durch den Gebrauch

Man benutzt den Freiraum der Straße nicht wegen eines attraktiven Angebots an Ausstattung, sondern weil man seinen Alltagsgeschäften nachgeht. Im Rahmen dieser "Besorgungen" ergeben sich dann eine Vielzahl von Nebenbenutzungen, Gelegenheiten und Anlässen über die zielgerichteten Tätigkeiten hinaus. Die Öffentlichkeit der Straße setzt sich so aus der Vielzahl von Tätigkeiten im Türbereich, vor der Eingangstreppe, auf dem Gehweg, am Rande der Straße, an der Ecke ... zusammen. "Die meisten dieser Komponenten sind in irgendeiner Art und Weise spezialisierter Natur und vereinigen ihre Wirkung auf dem Bürgersteig, der nicht im geringsten spezialisiert ist. Und das ist seine Stärke" (Jacobs 1961, S. 46/47).

"Das Vertrauen wird in der Großstadt aus vielen, vielen Bürgersteigkontakten gebildet ... Die meisten dieser Kontakte sind betont trivial. Die Summe solch beiläufiger öffentlicher Kontakte auf lokaler Basis - größtenteils zufällig, mit Besorgungen verbunden, immer der einzelnen Person überlassen, niemals ihr aufgezwungen - ist ein Gefühl für die öffentliche Identität von Menschen, ist ein Gewebe öffentlicher gegenseitiger Achtung und gegenseitigen Vertrauens ..." (Jacobs 1961, S. 47).

Die Voraussetzungen zur Nutzbarkeit der Straße sind also primär struktureller und organisatorischer Art. Der planerische Versuch, z. B. durch sogenannte Kommunikationsbereiche die in den Straßen beobachteten Kontakte räumlich zu konzentrieren bzw. spezialisierte Bereiche dafür zu gestalten, macht die beiläufigen Kontakte zwischen Passanten auf dem Gehweg oder vom Gehweg aus über den Zaun zum Fenster oder zum Bewohner im Vorgarten zu einer Hauptbeschäftigung, die in den Bereich der Freizeit und des Müßiggangs gehört.

Das Pflanzbeet in der verkehrsberuhigten Zone entzieht sich unseren Erfahrungen im Umgang mit Straßen: Wir wissen, es soll als Verkehrshindernis funktionieren und ist gleichzeitig als Schmuck und Möbel gemeint. Aber Blumen und Büsche kennen wir vom häuslichen Vorgarten. Sie sind der individuelle Anteil und Beitrag der Anwohner und kennzeichnen den Schwellenbereich vor der Tür. Aber auf der Straße verteilt stehen sie am falschen Ort. Hier sind sie nicht das hilfreiche Instrument, das gleichzeitig in häuslicher Verfügung und in öffentlichem Kontakt steht.

Jede Straße, an der gewohnt wird, hat unterschiedlich stark ausgeprägte Bereiche häuslich-privater Zuständigkeiten im Kontakt mit den öffentlichen Nutzungen. Gemeinsam bilden sie die Straßenöffentlichkeit, die sich mit der Polarisierung in die Bereiche "Öffentlich" und "Privat" nicht umschreiben läßt. Bereiche und Grenzen häuslicher Zuständigkeit kommen z. B. in Straßenreinigungsverordnungen zum Ausdruck: Von den Bewohnern eines Hauses ist die Zone des Gehweges bis zum Bordstein zu reinigen, während die Fahrbahnen von der Stadtverwaltung gesäubert werden. Die privaten "Verwaltungsbezirke" sind identisch mit den Zonen, die vom Haus aus stärker kontrolliert sind.

Die sozialräumlichen Elemente der Straße

Ein Merkmal der verkehrsberuhigten Straße ist, daß beim Entwurf der Grund-

riß und seine Gestaltung im Vordergrund stehen. Dies ist bezogen auf die Straße neu. Wo immer möglich, wird gegen das lineare Prinzip mit seitlichen Verknüpfungen und Überlagerungen gearbeitet. Da sich aber die Dominanz der Wegfunktionen nicht aufheben läßt und real das Bild bestimmt, bleibt nur die illusionäre Vorspiegelung von Räumlichkeit im Bodenbelag. Die Illusion des Grundrisses ist einerseits für den Planer selbstbetrügerisch und für den Bewohner und Nutzer der Straße nicht lesbar.

Die Berichte und Leserbriefe in den Tageszeitungen haben alle diesen gleichen Tenor: "Jetzt parken mehr Autos in der Straße als vorher"; "Der teuerste Parkplatz, den sich die Stadt je geleistet hat"; "Mofa- und Radfahrer brausen im Renntempo an der Hauswand vorbei, man wagt sich kaum aus der Tür"; "Das Regenwasser überschmmt die Kellerräume"; "Pflanzkübel sind große Papierkörbe" usw..

Trotz bester Vorsätze haben der Fußgänger und der Bewohner vor der Tür keine gesicherten Bewegungs- und Spielräume, während diese dem Auto nach wie vor zur Verfügung stehen. Die Freiheit der Aneignung und der Gestaltung der Räume wurde bereits von Architekten mit dem "freien Grundriß" verwechselt, der den Bewohnern den ihnen verfügbaren Platz, den gesicherten Rückzugsbereich vorenthielt, von dem aus sie den Kontakt und die Gelegenheit zu Gemeinsamkeit erst entwickeln können. Die wohnlandschaftliche Originalität der Straßengrundrisse, die auf dem Plan eine Abfolge von intimen Plätzen verspricht, verunsichert und behindert in der Realität gerade diejenigen, für die sie Platz und Sicherheit schaffen wollte. Platz für die originellen Zutaten der Bewohner vor ihrer Tür enthalten sie in der Regel nicht, da es dem einheitlichen Design von "Vielfalt" widerspricht.

Wir wollen dagegen das bekannte Prinzip der städtischen Straße mit symmetrischem Aufbau stellen. Die allgemein als wohnlich bekannten Straßen enthalten alle ein bestimmtes Grundschema von Zonierungselementen. Diese denkbar banalen Elemente, die zuvor schon andeutungsweise beschrieben wurden, sind der Rahmen für ein unübersehbares Spektrum an materiellen Zutaten, Ausprägungen, Nutzungsformen und lokalen Konventionen je nach Charakter des Quartiers, seiner Bewohner, der Nutzung der Häuser und der Art, wie Gebäude, Türen, Eingänge, Fenster, Loggien, Wintergärten etc. der Straße zugeordnet, von ihr getrennt oder mit ihr verknüpft sind.

Im Gegensatz zum Grundriß tritt der "Schnitt" der Straße als Organisations- und Strukturierungsmerkmal in den Vordergrund. So bemerkt Stübben 1890:

"Am deutlichsten prägt sich der Wert und die Bedeutung einer städtischen Straße in der Behandlung des Querprofils aus" (Stübgen 1890, S. 80). Die Aufteilung der Straße in parallel organisierte Nutzungszonen, die miteinander in Beziehung stehen, entspricht sowohl räumlich funktional wie soziokulturell einem Modell oder – wie Pierre Bourdieu es nennt – einem Habitus, der durch Erfahrung und Erprobung herausgebildeten Verhaltensdispositionen im Kontext räumlich-sozialer Regeln.

Anhand eines schematischen Schnittes einer Straße wollen wir kurz die sozialräumlichen Zonierungen zusammenfassen: Der Bereich der Türschwelle mit der Zone vor der Tür des Hauses definiert den Haustürplatz oder den Vorgarten. Seine Bedeutung als häuslich verfügbarer Anteil und Zugang an der Straße und als gesicherter Rückzugsraum ist in zahlreichen Veröffentlichungen ausführlich dokumentiert (vgl. Fester / Kraft 1983; Hülbusch / Hülbusch 1983; Böse 1982; Günther / Günther 1976). Je nach Straßentypus gewinnt die Abgrenzung von Vorzone zum Gehweg an Bedeutung. Der Vorgarten mit eindeutiger Grenze hat eine Zone vor und seitlich der Tür und eine Zone zum Gehweg orientiert, die durch das Vorgartentor als zweite Schwelle angezeigt und definiert ist.

Der Gehweg muß so breit sein, daß er über das bloße Gehen hinaus seitlich Spiel- und Ausweichräume enthält. Das heißt, der Gehweg teilt sich in drei Bereiche: vom intensiv gegangenen Mittelteil nimmt die Intensität der Gehnutzung zu den Rändern hin ab. Der nachlassenden Nutzungsintensität entspricht ein geringerer Ausbaustandard bzw. eine weniger intensiv ausgebaute Oberfläche. Die Gehwegzone, die vor den Vorgärten verläuft, wird um so nutzbarer, je eindeutiger die Grenze mit Hecke, Zaun oder Mauer definiert ist. Beobachtungen zeigen, daß bei niedriger oder fehlender Einfriedigung die Vorbeigehenden zum Vorgarten einen größeren "Sicherheitsabstand" halten; man ist sich nicht sicher, "wie weit man gehen darf". Offensichtlich macht erst die klare vertikale Grenze die Verfügungsbereiche deutlich. So wird nicht nur der Vorgarten nutzbarer, sondern auch der Bürgersteig in seiner ganzen Breite. Die Randzonen bilden dabei den Freiraum des Weges.

Der Gehwegrand zur Straße ist gleichzeitig der Standort der Bäume. Zwischen Gehweg und Baum liegt bei Hauptstraßen der Radweg. Die vom Baumdach überstellte Übergangszone zur Fahrbahn enthält das Parken – die Wandlung des Autofahrers zum Fußgänger und umgekehrt. In vielen Fällen wird es nützlich sein, die Parkplätze nicht mit einem Kantenstein vom Gehweg zu trennen.

Bei linear durchgeführtem Flachbordstein läßt sich das Parken zwischen den Bäumen durch Poller geschützt so organisieren, daß ein leerer Parkplatz die Bürgersteigfläche erweitert. Wie bereits vorher ausgeführt, ist das entscheidende Kriterium für eine niedrige Kfz-Geschwindigkeit die minimierte Fahrbahnbreite. Verschwenkungen der Fahrbahn sind überflüssig, zumal bei parkenden Autos auf der Fahrbahn eine "natürliche" Fahrbahnverschwenkung durch das Umfahren parkender Autos entsteht.

Die in jüngster Zeit oft geforderte Geschwindigkeitsbeschränkung (30 km/h) für Kfz im gesamten Verkehrsnetz hätte für die Straße als Freiraum und für die Verkehrssicherheit nur Vorteile. Genannt seien hier nur: geringerer Flächenverbrauch, größeres Blickfeld der Autofahrer, Abnahme der Immission, geringerer Bremsweg, Erhöhung der Kapazität eines Fahrbahnquerschnittes.

Wir wollen mit unserem "Plädoyer für die klassische Straßenorganisation" keinem neuen Fluchtlinienfetischismus oder formalgestalterischem Design das Wort reden. Wir haben nichts gegen punktuelle Einengung der Fahrbahnen an Kreuzungen oder die Weiterführung des Gehweg- oder Radwegebelags über die Fahrbahn einzuwenden, ebensowenig gegen wechselseitige Parkstreifen. Entscheidend ist aber, daß bei diesen unterstützenden Elementen das Organisationsprinzip gleicher Elemente vor jeder Tür mit gesicherten und verfügbaren Spielräumen für Fußgänger, Radfahrer und Bewohner durchgängig erhalten bleibt.

Kritik der Pflanzenkonzepte und Vegetationsverwendung

Wie die räumliche Organisation der Straße brauchen auch die handwerklichen Mittel des Planers, die Vegetationsverwendung und die Materialauswahl ein "Re-Design" (vgl. Burckhardt 1980). Die Auflösung des Straßenraumes führt dazu, daß auch mit der Vegetationsverwendung gegen linear verlaufende Straßenräume gearbeitet wird. Ehemals wegbegleitende Vegetationsformen wie Hecken als Grenze oder Bäume als Allee werden in verkehrsberuhigten Straßen punktuell als Verkehrshindernis gepflanzt. Kübel- und Beetpflanzungen ersetzen die weitgehend pflegeunabhängige Vegetation durch kurzlebige Formen mit hohen Investitions- und Folgekosten. Die unreflektierte und nicht auf ihre Tauglichkeit für die Straße überprüfte Bepflanzung übriggebliebener Restflächen orientiert sich an Vorbildern von Pflanzbeeten aus Stauden und Gehölzen, die den Hausgärten oder repräsentativen Parkanlagen entliehen sind. Die nahezu ausschließliche Anwendung dieser

Form der Straßenbegrünung bedeutet eine Beschränkung des durchaus breiten Spektrums von Substraten und vegetationsfähigen Materialien, von denen viele weitaus besser den Anforderungen intensiv genutzter Straßenfreiräume entsprechen. Aus verschiedenen Gründen ist gerade das "Gärtnerbeet" die für städtische Zwecke ungeeignetste Form der Vegetationsausstattung:

- Der Eintrag von Böden mit hohen Nährstoff-, Humus- und Feinerdeanteilen läßt keine Tritt- oder Fahrbelastung zu und muß deshalb davor geschützt werden. Dies geschieht in der Regel durch repräsentative Bepflanzungen. Die bepflanzten Flächen sind damit aus dem alltäglichen Gebrauch herausgenommen und dienen lediglich zur distanzierteren Betrachtung. Der betretbare Freiraum wird eingeschränkt. Statt mit Vegetation Freiraum zu schaffen, werden die Flächen bei nachlassender gärtnerischer Pflege betreten oder beparkt, verdichten sie oberflächlich, so daß die Wasser- und Gasleitfähigkeit der Böden gestört ist und auch noch die Reste der Gärtnervegetation verkümmern.
- Die hohe Produktivität dieser im Grunde langwirtschaftlichen Böden bedingt, daß die Gärtnervegetation, die überwiegend aus Bodendeckern, wie z. B. *Mahonia*, *Lonicera pilata*, *Cotoneaster dammeri*, *Potentilla fruticosa* besteht, ständig mit hohem Aufwand gegen die sich von selbst einstellende Vegetation verteidigt werden muß. Die Arten der Zwergmistel- und Zwergstrauchheiden bilden auf extremen Standorten wie Felsköpfen und Felsbändern an den Vegetationsgrenzen stabile Dauergesellschaften, da konkurrierende Gehölze auf diesen Standorten ausfallen und die Gras- und Krautschicht aufgrund von Feinerdemangel nur reduziert kommt. Auf ihren natürlichen Standorten ist diese Vegetation tatsächlich so anspruchslos und pflegeleicht, wie es die Gehölzkataloge versprechen. Auf den reichen und oft zusätzlich gedüngten städtischen Pflanzbeeten können sich die Zwergsträucher auch bei intensiver Pflege nicht gegen die einsetzende Sukzession städtischer Ruderalvegetation durchsetzen (vgl. Hard 1983; Hülbusch 1980 u.a.). Die Folge solcher als anspruchslos und pflegeleicht gepriesenen Pflanzungen sind neben hohen Pflegekosten regelmäßige Neupflanzungen in Abständen von zwei bis fünf (zehn) Jahren.
- Das gärtnerische Pflanzbeet, bei dem das Arteninventar des Hausgartens mit einjährigen Sommerblüheren, Gräsern und Blütenstauden (nach Farbharmonien und Blühfolgen aufeinander abgestimmt) als Vorbild diente,

ist in seiner Anwendung als Straßengrün aus Kostengründen zu reinen Zwergstrauch-Monokulturen degeneriert, die überall die gleichen Artenkombinationen haben. Diese gartenamtlich verordnete Verarmung läßt keinerlei Rückschlüsse auf die besonderen Verhältnisse, auf die Erkennbarkeit eines Ortes durch die Vegetation mehr zu. Die an dieser Stelle falsche Anwendung eines gärtnerischen Mittels vermittelt in der reduzierten Form nur noch symbolisch gärtnerisches Können. Die "Botschaft" besteht lediglich in einer scheinbaren Inwertsetzung und der realen Besetzung des frei gewordenen Bodens. Niemand findet diese Pflanzungen, vor allem in ihren Degradationsstadien, wirklich schön, aber die Achtung vor dem "Wert" verhindert die Aneignung und Veränderung der Flächen. Die Pflanzen bestimmen das Verhalten der Menschen und nicht umgekehrt. erst mit zunehmendem Alter und abnehmender Kontrolle kann diese Norm durchbrochen werden, wenn nicht durch eine Erneuerung der Pflanzung das Signal erneut in "Wert" gesetzt wird.

Die Verwendung der Vegetation in Straßen muß sich in erster Linie an der Nutzbarkeit und Anpassungsfähigkeit orientieren:

- Die Beeinflussung des Kleinklimas durch Vegetation (Abschwächung der Temperaturextreme und Erhöhung der Luftfeuchte; Bindung von Staub und festen Schadstoffemissionen) bestimmt die physische Qualität von Freiräumen wesentlich.
- Dauerhafte Vegetation trägt zur Verbesserung der Freiraumnutzung durch Raum- und Grenzbildung bei. Der Vegetationseinsatz sollte vor allem die Nachhaltigkeit und Alterungsfähigkeit berücksichtigen, das heißt, die Pflanzung sollte keine hohen Folgekosten durch intensive Pflegemaßnahmen und/oder kostspielige Ersatzpflanzungen nach sich ziehen.

Es scheint daher auch hier sinnvoll, zu sehen, was sich an älteren Vorbildern bewährt hat. Kennzeichen der Vegetation gealterter Straßen ist ein Ineinandergreifen von gepflanzter, ausdauernder Vegetation wie Bäume, Hecken und Ranker mit Formen kurzlebiger Vegetation, die sich von selbst eingestellt hat und durch ihre kontinuierliche Nutzung stabile Artengänge bildet.

Nachhaltige gärtnerische Vegetation

Bäume, Hecken und Ranker sind alterungsfähig, weil sie als höhere Pflanzen Lebenszyklen von mehreren Jahrzehnten oder Jahrhunderten haben. Mesophilen Verhältnisse angepaßt, können sie konkurrenzlos bestehen, ohne daß größere

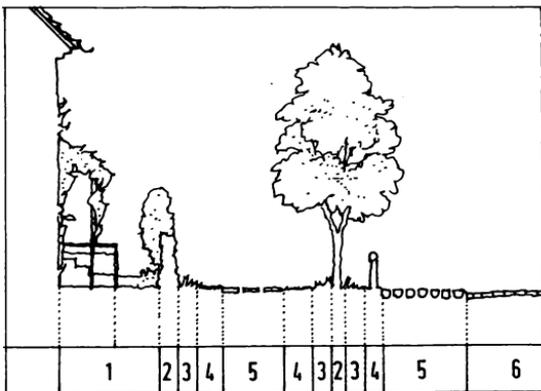
Pflegemaßnahmen nötig sind. Lediglich Hecken werden durch regelmäßigen Schnitt in Höhe und Breite gleichgehalten. Ihre Lebensdauer erhöht sich durch die kontinuierliche Verjüngung gegenüber frei wachsenden Sträuchern erheblich. Durch geringen Platzanspruch und die lineare Ausbildung kennzeichnet diese Vegetation Grenzen zwischen Zonen unterschiedlicher Nutzung: Ranker markieren die Distanzräume von Gehweg zum Haus; Hecken begrenzen Vorgärten; Bäume als Allee gepflanzt begrenzen Geh- und Fahrbereich und bilden das "Dach" der Straße. Variationen dieser Pflanzungen machen die Straßen nach Nutzungsstruktur und Charakter unterscheidbar. Die Grenz- bildung der Vegetation in Zonen unterschiedlicher Nutzung stellt erst die vorher beschriebenen Elemente der Straße her und macht ihre Bedeutung lesbar, gibt ihnen "Raum".

Ruderale Vegetation

Flächig auftretende Vegetation kurzlebiger Pflanzengesellschaften, die zur ruderalen Vegetation der Stadt gehören, kennzeichnet dagegen Nutzungs- art und Nutzungsintensität innerhalb der "festgelegten" Grenzen. Die ruderales Vegetation beschreibt und besetzt die Distanzräume zwischen den definierten Nutzungen der Straße im Vorgarten, auf dem Gehweg, dem Fahr- bahnrand, dem Park- und Fahrstreifen. Jeder dieser Bereiche wird von linear ausgebildeten Pflanzengesellschaften unterschiedlicher Ausprägung begleitet und ist nach Zonen intensiver und nachlassender Nutzungsintensität spontan gegliedert. Die stärkere Besetzung der Ränder gegenüber den höher be- lasteten Zentren zeigt die geringere Nutzungsbindung und damit einen größeren Spielraum an - den Freiraum, der über die Möglichkeit zu gehen hinaus noch Platz bietet.

Die Gesellschaften ruderaler Standorte passen sich durch gegenseitige Substitution sich wandelnden Nutzungsarten und -intensitäten an. Einge- spielte Nutzungen - wo man geht, wo man sich trifft und stehenbleibt, welche Bereiche Distanzzonen sind - werden durch das Vorkommen oder Aus- bleiben charakteristischer Vegetationserscheinungen auch für Ortsfremde lesbar. Zum Umgang mit dieser Vegetation gehört nicht die Kenntnis der Pflanzen. Das "Ablese" der Nutzungen aus der Erscheinung und Verbreitung der Spontanvegetation gehört zur unbewußten Erfahrung und Routine jedes einzelnen im Umgang mit Freiräumen. Die Beseitigung dieser Vegetation durch selektive Bekämpfung oder durch Austauschen vegetationsfähiger Beläge durch Asphaltdecken beseitigt die Zeichen eingespielter Nutzungen und

VEGETATION	OBERFLÄCHE	NUTZUNGSZONE	
STRÄUCHER STAUDEN	OFFEN	VORGARTEN	
SALM HORDEETUM MURINI	KLEINPFLASTER BREITE FUGEN	ZAUN/GRENZE	
PFLASTERRITZEN- VEGETATION SAGINO-BRYETUM	PFLASTER / PLATTEN / KLINKER	GEHWEG	
TRITTRASEN LOLIO- PLANTAGINETUM SALM WIE 2	WASSERGEBUNDENE OBERFLÄCHE	OFFEN	
PFLASTERRITZEN- VEGETATION SAGINO-BRYETUM	GROSSPFLASTER WEITE FUGEN	PARKSTREIFEN	
SAGINO-BRYETUM POLYGONO-MATRICAR.	GROSSPFLASTER ENGE FUGEN	FAHRZONE RANDBEREICH	
SAGINO-BRYETUM POLYGONO- MATRICARIETUM	KLINKER GRANITPLATTEN PFLASTER WIE 6 KLINKER-GRANIT- BETONPFLASTER	FAHRZONE	
PFLASTERRITZEN- VEGETATION SAGINO-BRYETUM	GROSSPFLASTER	OFFEN	
	PLATTEN-KLINKER BETONPFLASTER	GEHWEG	
HORDEETUM MURINI NÄHRSTOFFLIEBENDE SÄUML	KLEINPFLASTER	GEHWEG-RAND	
	FINDLINGS- PFLASTER		



- 1 VORGARTEN; STAUDEN UND GEHÖLZE, SÄUML
- 2 HECKE, BAUM, MAUER, ZAUN, RANKER
- 3 SAUMVEGETATION
- 4 STÄNDIGE UND EINJÄHRIGE TRITTRASEN
- 5 PFLASTERRITZENVEGETATION I
- 6 PFLASTERRITZENVEGETATION II

damit die "Lesbarkeit" der Straße (vgl.: Hard, G. 1982).

Die Ursachen für die erbitterte Bekämpfung sogenannter "Unkräuter" liegen zum einen in der Übertragung gärtnerischer Pflegeformen vom Hausgarten auf die Straße. Im Hausgarten hat die Beseitigung der Unkräuter den Zweck, die Kulturpflanzen mit gleichem Lebenszyklus vor der Übermacht der wuchsstärkeren Konkurrenz zu schützen. Im Straßenraum wird die Unterscheidung in "Kulturpflanzen" und "Unkräuter" unsinnig, weil es hier keine "Ernte" zu schützen gibt. Zum anderen hält sich auch in "Fachkreisen" hartnäckig das Vorurteil, daß die natürliche Vegetation, wenn sie sich erst einmal ausgebreitet hat, alles überwuchert und nicht mehr zu steuern ist.

Die Kenntnis der Lebenszyklen dieser Pflanzengesellschaften zeigt aber, daß ihre Entwicklung und Ausbreitung durchaus beeinflussbar ist und durch gezielten Einsatz ein kostengünstiges und wirksames Mittel der Stadt "Be-grünung" sein kann.

Struktur und Lebenszyklen ruderaler Vegetation der Straße

1. Trittgemeinschaften

1.1. Einjährige Trittgemeinschaften (*Polygono-Poetalia annuae* Tx. 1972)
An die Zonen extremer Tritt- und Fahrbelastungen sind die einjährigen Arten aufgrund ihrer kurzen Vegetationszyklen und hohen Regenerationskraft angepaßt. Die zwei für städtische Bedingungen typischen Gemeinschaften sind aufgrund der extremen Verhältnisse (Trockenheit, Wärme und mechanische Belastung) relativ artenarm.

1.1.1. Mastkraut-Silbermoos-Gesellschaft (*Sagino-Bryetum argentei* Diem., Siss. et Westh. 1940)

Die Gesellschaft besiedelt vertiefte Fugen zwischen Pflastersteinen, Gehwegplatten oder Rissen von Asphaltdecken, in denen sich nährstoffreiche Feinstäube angesammelt haben. Man findet sie aber auch flächenhaft wachsend auf Schotterflächen mit hohem Schluffanteil (z.B. Parkplätze) sowie auf Asphalt- oder Betonflächen mit Feinerdeaufwehungen. Die gesellschaftsbildenden Arten sind von sich aus nicht besonders trittfest, aber sie können im Schutz von Fugen und Ritzen wachsen, wo die Tritt- und Fahrbelastung die höherwüchsige Konkurrenz benachteiligt. Bei nachlassender Belastung kann auf diesen Standorten die Sukzession zu Wegeraukengesellschaften mit zweijährigem Lebenszyklus einsetzen (*Sisymbrium* Tx. Lohm. et Prsg. 1950). Bei gleichbleibender Belastung ist diese kleinwüchsige

Gesellschaft jedoch stabil.

1.1.2. Gesellschaft der Strahlenlosen Kamille (Polygono-Matricarietum discoideae Siss. 1969)

Diese Gesellschaft aus echt trittfesten Arten besiedelt im lockeren Wuchs Grobsand-, Kies- und Schotterflächen von Straßenbanketten oder wassergebundenen Decken, tritt aber auch als Pflasterritzengesellschaft bei fehlendem Feinerdeanteil auf. Oft ist ein Nebeneinander der beiden einjährigen Gesellschaften auf Pflasterstraßen zu beobachten, wobei die Gesellschaft der strahlenlosen Kamille die Scheitel der Fahrbahnen besiedelt, in denen die Feinstäube aufgewirbelt werden, während im randlichen Sedimentationsbereich die Mastkraut-Silbermoos-Gesellschaft dominiert.

Die klimameliorierenden Wirkungen dieser kleinwüchsigen, "unscheinbaren" Vegetation belegt eindrucksvoll eine Messung von Hard mit Infrarotstrahlungsthermometer an einem heißen, schwachwindigen Sommertag im Stadtgebiet von Osnabrück:

Fahrbahn aus Granitpflaster:

Kopf der Pflastersteine	38°
etwas vertiefte Fuge, völlig vegetationslos	43°
vertiefte Fuge, mit Silbermoos (ca. 60 % Deckung)	42°
vertiefte Fuge, mit Mastkraut (95 %)	32° !
vertiefte Fuge, mit Polygonum arenastrum und Plantago major	32° !

Gehweg aus Betonplatten:

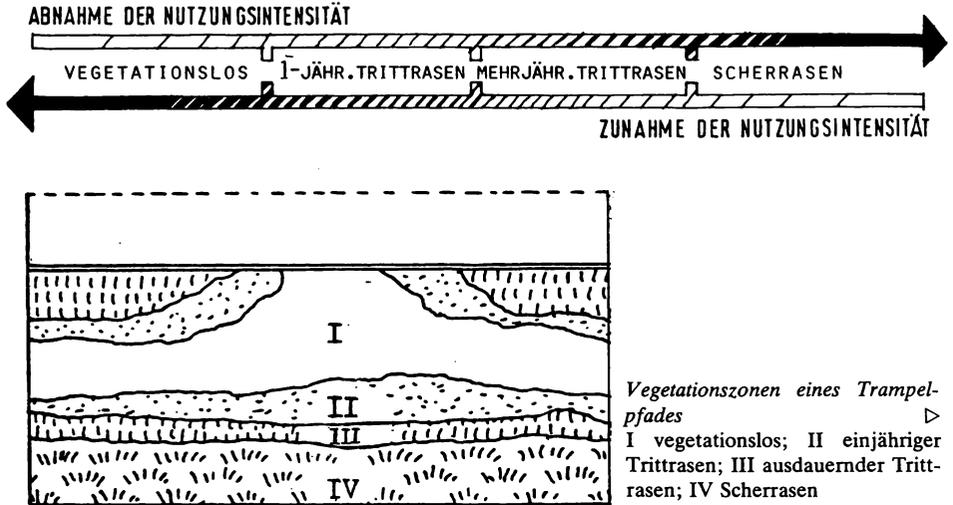
Betonplatte, Oberfläche	40°
Fuge, niedriger linearer Bestand von <i>Poa pratensis</i> cf. <i>irrigata</i>	36°
Fuge, linearer Bestand von <i>Trifolium repens</i> (kümmernd)	30°
relativ breite Randfuge, linearer Bestand von <i>Hordeum murinum</i>	36°
üppiger Bestand von <i>Polygonum arenastrum</i> (wurzelt in der Pflasterfuge und legt sich einige dm weit über die Betonplatte	25° !

(Aus: Hard, G. 1982, S. 165)

1.2. Mehrjährige Trittgemeinschaften

(Lolio-Plantaginion Siss. 1969)

Den einjährigen, locker wachsenden Trittrassen folgen soziologisch mehrjährige Rasengesellschaften, die bindig-tonige und nährstoffreichere Böden flächendeckend besiedeln. Diese Trittrassen sind in ihrer floristischen Zusammensetzung den Mähweiden verwandt (*Cynosurion cristati* Tx. 1947),



Vegetationszonen eines Trampelpfades

I vegetationslos; II einjähriger Trittrasen; III ausdauernder Trittrasen; IV Scherrasen

Die gesellschaftskonstituierenden Faktoren dieser städtischen Rasen sind denen der Weiden (Tritt, Mahd und Verbiß) sehr ähnlich. Bei häufigem Betreten kommen die trittfesten Arten wie Weidelgras und Breitwegerich zur Dominanz. Wird die Trittintensität noch stärker, wandern in die entstehenden Lücken Arten der einjährigen Trittgesellschaften wie einjähriges Rispengras und Vogelknöterich ein. Bei geringerer Belastung wandelt sich das Artenspektrum durch Einwanderung von Grünlandarten zu Scherrasen oder Wiesen.

Die Gesellschaften können sich auf denselben Standorten gegenseitig in Anpassung an wechselnde Nutzungsanforderungen und -intensitäten ersetzen. Häufig existieren die Gesellschaften jedoch in kleinflächigem Wechsel oder als lineare Zonen nebeneinander und kennzeichnen so Bereiche intensiver oder nachlassender Nutzung.

2. Mehrjährige Stauden- und Saumgesellschaften

(Artemisietea Lohm., Prsg. et Tx. 1950)

Die auf ruderalisierten Brachen üppig wachsenden Staudengesellschaften - häufig die Gesellschaft des Rainfarns und Beifuß (Tanaceto-Artemisietum Tx. 1942) - treten in Straßen nur kleinflächig und saumartig im Schutz von Bäumen, Mauerfüßen und Hecken auf. Sie werden oft von Wegeraukengesellschaften begleitet, die schmale Zonen zwischen ausdauernden Stauden und den Trittgesellschaften bilden. Eine häufig auftretende, wegbegleitende Gesellschaft ist die Mäusegerstenflur (Hordeetum murini Libb. 1932), die

durch kontinuierlichen Randeinfluß eine nutzungsbedingte Dauergesellschaft bildet, während andere Wegeraukenfluren häufig Durchgangsstadien zu ausdauernden Staudenfluren kennzeichnen (vgl. Hard 1983; Hülbusch 1980). Diese kurze Übersicht, die nur wenige typische Ausbildungen enthält, soll für unseren Zweck genügen. In Abhängigkeit von unterschiedlichen abiotischen Faktoren und anthropogenen Einflüssen der Stadt (unter anderem Immissionen, Streusalz und Herbzideinsatz) bildet sich ein breites Spektrum von Gesellschaftsdifferenzierungen aus, deren Beschreibung hier nicht möglich ist. Wir verweisen an dieser Stelle auf die inzwischen sehr umfangreichen Literatur zur Stadtvegetation, von der nur ein geringer Teil im Literaturverzeichnis vermerkt ist. Nebenbei bemerkt, stellt die rudera-rale Vegetation auch einen Indikator unterschiedlich hoher Standortbelastungen dar.

Stabilität und Pflege von Stadtvegetation

Die zuvor beschriebenen Pflanzengesellschaften städtischer Vegetation stellen verschieden hoch entwickelte Stadien einer Sukzessionskette dar, an deren Ende auf fast allen Standorten der Wald stehen würde. Unter dem Einfluß verschieden intensiver Nutzungs- und Pflegeeinflüsse bilden die Stadien in der Stadt ein räumliches Mosaik nutzungsbedingter Dauergesellschaften. Je intensiver der Einfluß auf einen Standort, um so niedriger ist die Stufe der Vegetationsentwicklung, auf der die jeweilige Gesellschaft stabil ist.

" Wie die Vegetation des Agrarraumes (...) vom Pflug, der Sense, der Axt abhängt, so wird die Vegetation der Stadt von vergleichbaren Einflüssen bestimmt, z. B. vom Tritt, der Pflasterung, dem Befahren, der Staubimmission, dem Schutt u. a. Die landschaftliche Erscheinung der Stadt, wenn man sie einmal vorwiegend auf die Vegetation richtet, wird durch eine nutzungsangepaßte Vegetation geprägt" (Hülbusch 1978, S. 31).

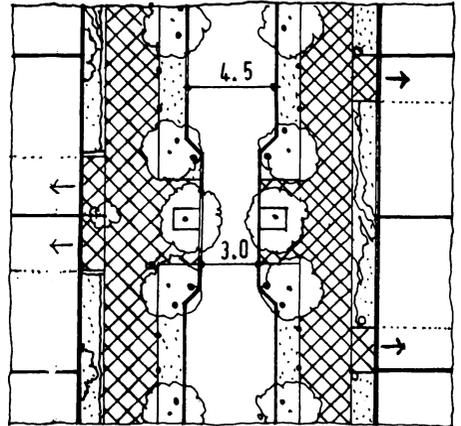
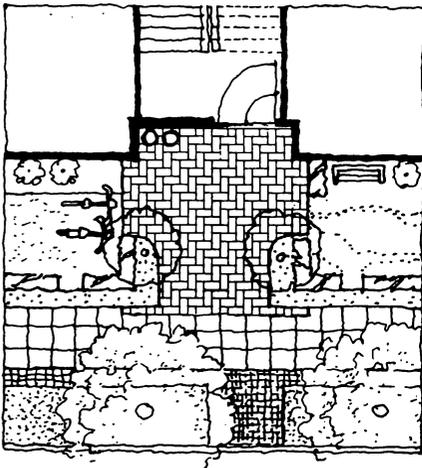
Mit Ausnahme der Scherrasen und Wiesen erhalten sich alle ständig betretenen Flächen ohne jede Pflege von selbst. Aber auch Scherrasen und Wiesen können langfristig durch Aushagerung (Abfuhr des Mähguts) in ihrer Produktivität so reduziert werden, daß sie sich in ihrer Artenkombination den Trockenrasen oder extensiven Wiesen mit geringer Biomassenproduktion nähern.

Städtische Säume werden durch kontinuierlichen Randeinfluß an ihrer flächigen Ausbreitung gehindert. Selbst relativ unberührte Flächen, die mit ruderalen Hochstauden bewachsen sind, halten sich erstaunlich lange stabil. Auf alten Trümmergrundstücken, die bereits über dreißig Jahre brach liegen, ist zu beobachten, daß der Gehölzaufwuchs erst ganz allmählich einsetzt.

Vegetationstechnik

Die von der Vegetationskunde erarbeiteten Kenntnisse lassen sich für den Bau von Freiräumen nutzbar machen. Die Wuchsorte der Vegetation und die Bewegungs- und Spielräume der Nutzer sind dabei nicht voneinander zu trennen. Weder eine reine Naturschutz noch artifizielle "Spezialeffekte" helfen die Straße als Freiraum brauchbar zu machen. Am Beispiel städtischer Baumpflanzungen läßt sich zeigen, daß der für die Vegetationsentwicklung notwendige Platz auf Dauer nicht durch noch so aufwendige Maßnahmen ersetzbar ist und vor allem nicht im Widerspruch zur Nutzung steht.

Aus der forstwirtschaftlichen Literatur über das Wurzelverhalten von Bäumen wissen wir, daß die für Ernährung und Standsicherheit wichtigen Wurzeln im Bereich der Traufen in Oberflächennähe liegen, die Tiefendurchwurzelung aber in der Regel maximal bis 1,5 m reicht. Sinn kommt in einer Literaturauswertung über die Wurzelsysteme der gebräuchlichsten Baumarten zu dem Ergebnis, "daß vermutlich nur wenige Straßenbaumarten durch Erschließung der Tiefe den Mangel an Standfläche kompensieren können" (Sinn 1982, S. 244). Demnach sind Bäume an wasser- und luftdurchlässige, gut durchwurzelbare aber auch standsichere Substrate im Traufbereich gebunden. Der durch die "genetische Veranlagung der Bäume" (Sinn) nötige Platzanspruch definiert so auch den Bewegungsraum der Nutzer mit.



Dagegen macht der Versuch vieler Gartenämter und Grünplaner, den oft unbedacht entstandenen Platzmangel technisch zu kompensieren, aus Bäumen unter "klinischen" Bedingungen nur chronische Patienten mit künstlicher Bewässerung, Beatmung und Ernährung. Die Beherrschung der Notlösungen hat aber auch den Bumerangeffekt, daß sich Leitungsträger gerade deshalb größte Spielräume sichern, weil der Kollege Grünplaner ja technisch machbar seine Bäume auch in einen Topf setzen kann. Diese Arbeitsweise ist so endlos wie vergeblich, weil sie versucht, die Maximalforderungen vereinbar zu machen: die Wuchsorte von anderen Fachplanungen zerstören zu lassen und trotzdem alles grün haben zu wollen. Die Bäume fungieren dabei nur noch zum Schein, als Symbol für gesunde Lebensbedingungen, obwohl sie selber nur mit Mühe am Leben erhalten werden können, ohne noch zu gedeihen (vgl. Hülbusch / Scholz 1984). Die Debatte über die Verkehrsberuhigung müßte so eingeführt werden, daß die Verteilung und Organisation des Straßenraumes zur Disposition stehen, indem sich Möglichkeiten eröffnen, zu optimierten und nachhaltigen Lösungen zu kommen, statt über neue aufwendige "künstlerisch gestaltete" Überlebenstechniken nachzudenken, die aus den Notlösungen den Normalfall etablieren.

Die Anwendung und Ausnutzung des natürlichen Produktionspotential bei der "Begrünung" von Straßen erfordert - ausgehend von einer freiraumplanerischen Konzeption - eine Neuorientierung in der (gärtnerischen) Vegetationstechnik: Die überkommene Trennung von befestigter, vegetationsloser Fläche und unbetretbarer Pflanzfläche ist in Straßen unbrauchbar. Grundsätzlich sollen alle Flächen der Straßen begehbar sein. Städtische Substrate sollen sich durch höhere Skelettanteile von landwirtschaftlichen Böden unterscheiden. Die dauerhafte Vegetation wie Bäume und Hecken ist weitgehend von humushaltigen Substraten unabhängig (vgl. Blauermeil 1982). Die ruderale Vegetation hat generell ein viel breiteres Spektrum von Wuchsorten. Ihre Einbeziehung bei Neuplanungen oder Straßenumbauten erfordert, daß bei der Auswahl der Bodenbeläge oder Oberflächenmaterialien die spezifischen Wuchsstandorte hergestellt (melioriert) werden.

Grundsätzlich sind keine oberflächenversiegelnden Oberflächen zu verwenden, sondern Beläge, mit hohem Anteil luft- und wasserdurchlässiger Materialien, wie z. B.

- Stellplätze aus Pflaster mit hohem Fugenanteil;
- durchgehende Streifen aus wassergebundener Decke (Baumpflanzstreifen);
- Gehwege aus Platten und Klinker;
- unbefestigte Saumstreifen an Fassadenrändern, Hecken und Mauern.

Die Verwendung magerer Substrate mit geringem Feinerdeanteil verringert die Produktivität der Böden und hält die Pflegekosten gering. Der "gärtnerische Ertrag" in der Stadt ist die Freiraumnutzung und nicht die Biomassenproduktion der Feldschicht. Unterschiedliche Substrate bei Unterbau und Flächen (z. B. Kalk- oder Basaltschotter) ergeben standorts- und nutzungsbedingt differenzierte Vegetationsausstattungen. Die Arbeit des Gärtners in der Stadt verlagert sich damit von der Pflanze sowie von der mechanisch durchgeführten Pflege zur sorgfältigen Standortvorbereitung und Auswahl der Materialien.

Die Vermehrungsbedingungen ruderaler Pflanzen sind bis heute nur zum geringen Teil erforscht. Bis auf wenige Ausnahmen (z. B. Goldrute und Nachtkerze als "Gartenflüchtlinge") sind sie weder als Pflanzen noch als Samen im Handel erhältlich. Man muß daher abwarten, bis sich die Flächen durch Samenflug von benachbarten Flächen aus besiedeln. Dieses Vorgehen erfordert ein Umdenken bei Gärtnern und Nutzern, da die Vegetation nicht mehr "schlüsselfertig" geliefert werden kann, sondern sich erst mit der Aneignung und Verfestigung des Straßenfreiraumes einstellt. Dennoch ist es möglich, durch Einsaaten die Richtung der Vegetationsentwicklung zu beeinflussen und die Entwicklungsschritte abzukürzen. Die Einsaat soll mit Arten erfolgen, die die Entwicklung zu stabilen Dauergesellschaften in Abhängigkeit von der Nutzung ermöglichen. Mit der Einsaat wird lediglich eine Richtung angegeben (z. B. Trittrasen), nicht aber die endgültige Form und Ausprägung der Gesellschaft.

Zu vermeiden sind dagegen Einsaaten mit konkurrenzstarken Arten wie *Lolium perenne* und *Festuca rubra*, aus denen sich fertige Saatmischungen hauptsächlich zusammensetzen, da sie bei fehlender Konkurrenz einartige Bestände bilden und über lange Zeit Veränderungen und Ergänzungen des Arteninventars verhindern. Die Einsaat mit einjährigen Arten wie *Poa annua* und *Polygonum aviculare* läßt die Endgesellschaften offen, da sie den mehrjährigen Gräsern und Stauden an Konkurrenzskraft unterlegen sind, wenn der Standort z. B. bei geringerer Trittbelastung eine höhere Entwicklung zuläßt.

Hohe Ansaatmengen beschleunigen die Vegetationsentwicklung nicht, sondern verlangsamen die Entwicklung zu stabilen, artenreichen und den ökologischen Standortverhältnissen entsprechenden Pflanzengesellschaften, da eine hohe Erstbesiedelungsdichte die spontane Besiedlung erschwert. Pflanzen, die einen Standort von selbst besiedeln, entsprechen immer sehr viel genauer den spezifischen Ausprägungen eines Standortes als genormte Ansaatmischungen. Mit zunehmendem Alter einer Gesellschaft findet eine Verschiebung

des Artengefüges von den spezialisierten Pionierarten sowie den "Allerweltsarten" zu den Arten statt, die genauer die dauerhaften Standortverhältnisse charakterisieren. Es kommt daher auch unter den relativ extremen Verhältnissen in Stadtstraßen zu einer größeren Ausdifferenzierung und Artenvielfalt, als sie durch Pflanzungen zu erreichen sind.

Schlussbemerkung.

Für die in diesem Beitrag skizzierten Positionen gibt es vereinzelt Beispiele aus der neueren Praxis, die zeigen, daß auch "bescheidene" einfache Konzepte gegen die "marktschreierischen" in der Realisation Gehör finden; so z. B. die mit dem BDLA-Preis ausgezeichnete Arbeit über den "Zentralen Bereich Bremen-Walle" (Team-Grün-Plan, Bremen. Garten und Landschaft 91 (1981), H. 9).

Unsere Kritik richtet sich gegen die "anspruchsvolle Gleichgültigkeit", die eben nicht nur schlicht "verunstaltet", sondern im Effekt auch gegen die Freiräume gerichtet ist, weil sie diese nicht wahrnimmt. Die bewährte materielle Differenzierung der Straße durch Oberflächenbeläge als Standort- und Wuchsorte der Vegetation steht im Zusammenhang mit der Herstellung der Nutzbarkeit (Bäume, Hecken, etc.) und der aktuellen Nutzungsweise (Spontanvegetation). Sie hat den bestehenden sozial und kulturell geprägten räumlichen Verhaltensdispositionen im Straßenraum zu folgen bzw. diese als Grundmuster für die materiellen Elemente zu nehmen. Nur so kann auch die Vegetation sowohl Baustoff als auch Indikator der Nutzbarkeit und Nutzung eines Ortes sein, der mit der Vegetation alt und vertraut werden kann.

Literatur

Athmann, A.: Zurück zur Straße - Ist verkehrsberuhigt viel gewonnen? Arbeitsbericht des Fachbereichs Stadtplanung/Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel, Heft 16, 1981.

Blauemel, G.: Häufige Fehler bei Baumpflanzungen. Das Gartenamt 31 (1982), H.4, S. 238 f.

Böse, H.: Hausen in oder hausieren mit? Das Gartenamt 31 (1982), H. 3, S. 141 ff.

Burckhardt, L.: Design ist unsichtbar. Hrsg. von Helmut, Österreichisches Institut für visuelle Gestaltung. Löcker Verlag, Wien 1980.

Fester, M. und S. Kraft: Raum für soziales Leben. Arch* 1983, Heft 68, S. 24 ff.

Günther, J. und R. Günther: Soziale Architektur und ihre Elemente. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung. Band 2/3, Berlin 1976.

Hard, G.: Die spontane Vegetation der Wohn- und Gewerbequartiere von Osnabrück. In: Osnabrücker naturwissenschaftliche Mitteilungen 9/1982, S. 151 ff.

Hard, G.: Gärtnergrün und Bodenrente. Landschaft und Stadt Heft 15 (1983), H. 3.

Hilbusch, K. H.: Pflanzengesellschaften in Osnabrück. In: Mitteilungen der floristisch-soziologischen Arbeitsgemeinschaft. NF 22, S. 51 ff., Göttingen 1980.

Hilbusch, K. H.: Die Stadt als Landschaft. Werk und Zeit, Heft 2/78, S. 30 ff.

Hilbusch, I. M. und K. H. Hilbusch: Reihenhaus und Freiraum. Deutsche Bauzeitung, Heft 2/1983.

Hilbusch, K. H. und N. Scholz: Stadtverwaltung statt Stadtverwaltung - 7000 Eichen von Joseph Beuys zur Dokumenta 1982 in Kassel.

Jacobs, J.: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Braunschweig 1976.

Jacoby, E., V. Martin und K. Pächter: Verkehrsberuhigung als Teil eines städtischen Freiraumkonzeptes. Arch* Heft 4/1979.

Kienast, D.: Die spontane Vegetation der Stadt Kassel. Schriftenreihe Urbs et Regio, Heft 10. Kassel 1978.

Kipper, U. I. und A. Schulz: Neuorientierung der Verkehrsentwicklungsplanung: Das Beispiel Köln. In: Verkehrsberuhigung. Schriftenreihe Städtebauliche Forschung des Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau. Bonn 1979.

Monheim, H.: Verkehrsberuhigung durch Schnellstraßen. Arch* Heft 47/1979, S. 10 ff.

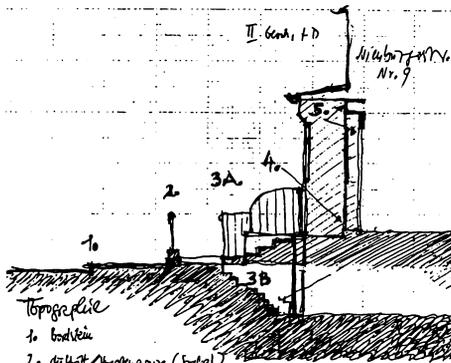
Muchow, M. und H.H. Muchow: Der Lebensraum des Großstadtkindes. Hamburg 1935. Reprint: Bensheim 1978.

Müller, P.: Stadtentwicklung und Verkehrsberuhigung. Arch* Heft 47/1979, S. 13 ff.

Raimond, H.: Wohnen, kulturelle Modelle und Architektur. Arch* Heft 50/1980, S. 17 ff.

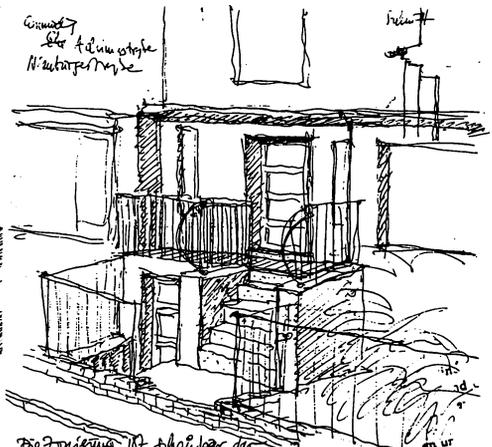
Sachs-Pfeiffer, T.: Sozialräumliche Zonierung. Arch* Heft 68/1983, S. 31 ff.

Sinn, G.: Wurzelsystem der Straßenbäume. Das Gartenamt 31 (1982), H. 3, S. 241.



Topografie

- 1.0 Bodenlinie
- 2.0 Stütze / Mauermaße (Festel)
- 3.0 Treppendiege / Abgang
- 4.0 Auftritt / Mauerlinie / Mauer
- 5.0 Vordach - Vorkantenteile mit Dachverleger



Die Forderung ist erkennbar, dass
aber die Kapazität fehlt → deshalb auch die Forderung,
ein Bewusstsein ist eine Forderung (Lebbarkeit der Umwelt)
nicht kopierbar → verteilbar

Was ist natürlich an der Natur der Stadt ? (1981)

Handwerk, Erfahrung, Kenntnisse

Karl Heinrich Hülbusch

Eine recht einfache Antwort sagte: nichts. Das fordert jedoch eine Definition dessen, was natürlich sei. Die naturwissenschaftliche Beurteilung findet heraus, daß in der Stadt keine natürliche Vegetation vorkomme. Sowohl die ursprüngliche natürliche Vegetation (abgebildet in der Rekonstruktion der 'potentiell natürlichen Vegetation') wie die naturnahen und halbnatürlichen Ersatzgesellschaften derselben kommen im besiedelten Stadtgebiet vor. Das Artenspektrum enthält überwiegend eingewanderte Arten (Alteinwanderer - inzw. heimisch gewordene, Neueinwanderer) aus kontinentaler oder mediterranen Florengebieten. Einige überseeische Einwanderer wie *Solidago gigantea* und *canadensis* oder *Matricaria discoidea* haben inzwischen ubiquistische Verbreitung gefunden. Die übrigen jedoch sind als typische Kulturbegleiter an charakteristische Bedingungen entropogen veränderter Substrat- und Klimaverhältnisse gebunden. Bei den Alteinwanderern spielen die Begleitflora der Segetalkultur (einjährige und einjährig überwinternde Ackerwildkräuter) eine ebenso wichtige Rolle wie die zweijährigen Arten und Stauden der Beifußgestrüppe und introphilen Säume (hier z. B. *Artemisia vulgaris*, *Aegopodium podagraria* oder auch *Chaerophyllum hemulin*, *Alliaria officinalis*, *Canum urbano*, *Chelidonium majus*). Bei den Neueinwanderern (Neophyten) dominieren die einjährigen und einjährig überwinternden Arten der Zahl nach. Bezogen auf Verbreitung und Wuchsflächen treten jedoch einige Stauden (*Solidago*, *Polygonum*) besonders in Erscheinung.

Faßt man diese Arten nach Vorkommen und Vergesellschaftung zusammen und ordnet sie dem pflanzensoziologischen System zu, dann gehören sie weitgehend zu 2 Gesellschaftsklassen ruderal verbreiteter Pflanzengesellschaften:

Stellorietea mit den Ordnungen *Aperetalia*, *Chenopodietalia* und *Sisymbrietalia* und *Artemisietea* mit den Ordnungen *Artemisietalia*, *Convolvuletalia* und *Geo-Alliatieta* und zwischen beiden Klassen stehend die Ordnung *Onopordetalia* (die von manchen Autoren als Verband den *Sisymbrietalia* zugeordnet wird, v. a. wieder als Ordnung einer Klasse *Sisymbrietea* eingestuft wird.). Die einjährigen Trittfluren

(*Polygano-Poetea annae*) bestehen ebenfalls aus alteingewanderten (Kulturfolger-) Arten.

Die Wiesen -ähnlichen Gesellschaften enthalten dagegen neben Einwanderern (*Plantago maior*, *Lolium perenne* u. a.) relativ viele einheimische Arten (Archeophyten). Sie gehören gegenüber den anderen Pflanzengesellschaften jedoch nicht zur spontanen Vegetation sondern zu den kultivierten Pflanzengesellschaften, die mit der Entwicklung von der Bestandsbegründung beginnend ohne selektive Eingriffe, jedoch viele an Nutzung und Pflege 'ökologisch' angepasste Arten aufnehmen (vgl. Kienast 1978 - *Festuco-Crepidetum capillaris*).

Die dauerhaften, nachhaltig sich entwickelnden Vegetationselemente sind unabhängig von der Herkunft der Arten künstlich eingebracht. Daß diese gedeihen können, basiert auf der Potenz auch fast aller städtischer Standorte einen Wald als Schluß der Vegetationsentwicklung tragen zu können. Punktuell, kleinflächig und manchmal auch größer verbreitet (Brachen, Trümmerflächen etc.) ist diese Leistungsfähigkeit auch spontan entwickelt zu beobachten.

Anders formuliert: ohne Nutzung und Pflege würden mehr oder weniger alle städtischen Wuchsorte als natürliche Schlußgesellschaft der Vegetationsentwicklung von einem Wald besiedelt sein, der jedoch bei den veränderten Standortbedingungen nicht mit der potentiell natürlichen Vegetation wenig veränderte Standorte identisch sein würde - im besten Falle jedoch mit dieser vergleichbar wäre (Berlin z. B. *Acer negundo*, *Ailanthus altissima*).

Die übrige spontane Nicht-Waldvegetation (indusive Vorwaldstadien) ist nach Lebensform, Arteninventar, Vergesellschaftung, Vorkommen und Verbreitung sowie Stabilität (Dauerhaftigkeit) vornehmlich abhängig von Arten, Intensität und Entwicklung anthropogener Einflüsse (Nutzung, Pflege etc.).

Wenn wir nun den eingeschränkten Natürlichkeitsbegriff, der an der historisch natürlichen und potentiell natürlichen Vegetation als Maßstab auch für die 'Naturferne' (genetische Verbindung) der Ersatzgesellschaften (vgl. R. Tüxen, D. Kienast u. a.) begründet wird, aufheben und alle Erscheinungen spontan auftretender Stadtvegetation als na-

türliche - d. h. in Anbetracht der veränderten standortsökologischen Bedingungen angepaßte Vegetation betrachten, dann wären die o.g. Pflanzengesellschaften die natürliche Vegetation der Stadt. Imitationen naturnaher und halbnatürlicher Vegetation aus dem Repertoire des Agrarraums wären dann allerdings unter städtischen Bedingungen künstliche Vegetation wie sie z. B. in botanischen Gärten und pflanzensoziologischen Gärten zu besichtigen sind.

Bedingungen der Verbreitung und des Vorkommens spontaner Vegetation. Die Nutzung und/oder die Kultur (im Sinne kultivierter, angebaute Vegetation und Fauna) bestimmen den Lebensraum der spontanen Vegetation. Die Kulturen bieten, weil sie ebenso wie die Wildkrautfluren nicht die Schlußgesellschaft der Vegetationsentwicklung darstellen, den Wuchsraum und die Lebensbedingungen für die spontane Vegetation, die gemeinhin Unkraut genannt wird.

Potenz zur Entwicklung / Sukzession

Initialen

Pionier

Planergesellschaften

Schlußgesellschaften

Außerhalb der Kulturen gibt es jedoch viele Standorte, Grenzen, Restflächen, etc., die entweder nutzungs- oder substratbedingt sind. Jedenfalls zählen diese Gesellschaften ebenfalls wie die einjährigen Wildkrautgesellschaften zu den Unkräutern.

Hägar der Schreckliche Von Dik Browne



Zur Funktion und Leistung der Stadtvegetation (1986)

Jürgen Knittel

Es ist seit längerem bekannt, daß die Stadtvegetation ein Indikator zur Quantifizierung und Qualifizierung der städtischen Lebensbedingungen ist. Sie zeigt nicht nur die abiotischen und biotischen Lebensbedingungen an, es ist auch möglich, anhand der Vegetation die Aneignung der städtischen Freiräume durch Bürger und Verwaltung zu beschreiben. Der dominierende Standortfaktor für Ausstattung und Entwicklung der Vegetation in der Stadt ist die Geschichte der Nutzung und ist damit gebunden an die Stadt-, Bau- und Nutzungsstruktur. Die Betrachtung der Stadtvegetation muß dabei auf alle Phänomene gerichtet sein. Und dieser Blick muß wahrnehmen lernen, daß die Vegetationsausstattung der Stadt historisch bedingt und dem Wandel der Lebensbedingungen und Lebensverhältnisse unterworfen ist.

Das Instrumentarium für die Beschreibung der Stadtvegetation stellt die Pflanzensoziologie. Im Gegensatz zu den reinen Pflanzensoziologen, die gezielt synsystematische, syndynamische, synökologische Fragestellungen bearbeiten, ist für uns als Planer die Vegetation nicht Arbeitszweck, sondern Arbeitsmittel. Es besteht nicht nur die Notwendigkeit, zu einem besseren Verständnis der "Ökologie der Stadt" zu kommen; mit dem Arbeitsmittel Vegetation müssen die sozial-ökologischen Aspekte der Ökologie (vgl. Hard, G. 1982/83) angegangen werden. Da es dabei konkret um Lebensbedingungen, um Lebensverhältnisse von Menschen geht, muß eine sozial orientierte Vegetationskunde und Planung zielgerichtet an ihrem Beitrag zum Problem der Landschaftsökologie der Stadt arbeiten und darf sich nicht hinter ihrem Objekt, den Pflanzen und Pflanzengesellschaften, verstecken. Der sozial-ökologische Beitrag ist unter anderem dadurch leistbar, daß die Aufnahme und die meßbaren Tatsachen, die Vegetation, das Klima und anderes verwertbar aufbereitet und in den sozialen und ökonomischen Zusammenhängen dargestellt werden. Maßstab für die stadtoökologische Betrachtung ist hierbei die physische Existenz, also die Gesundheit, das Wohlbefinden der Stadtbewohner.

Wie aus der Untersuchung und Beschreibung der spontan vorkommenden Vegetation Fragen und vor allem planerische Interpretationen entwickelt werden können, zeigt die "Freiraum und landschaftsplanerische

Analyse des Stadtgebietes von Schleswig" - aus deren Vorwort die folgende Auflistung entnommen ist - vorbildlich:

- "spontane Vegetation als Indikator für die Standortsbedingungen einschließlich der Klima- und Immissionsbelastung. In diesem Sinne wird die spontane Vegetation zum Indikator für die physischen Lebensbedingungen der Stadtbewohner, was z. B. in besonders extremen Ausprägungen wie den immissionsbedingten Schwermetallpflanzengesellschaften in Nordenham / Unterweser leicht verständlich wird;
- spontane Vegetation als Indikator für die innerhalb baustruktureller, siedlungshistorischer und nutzungsspezifischer Ausstattungen bestehende Quantität und/oder entwickelbare Qualität der Freiräume und Differenziertheit von Nutzungsspielräumen;
- spontane Vegetation als Informationsträger und Stimulans für Verhalten und sicheren Umgang und Nutzung des Freiraums durch die Bewohner;
- spontane Vegetation als Vorbild für den Umgang, die Pflege und die Erstellung städtischer Vegetation gelten kann, die nachhaltig wirksam sich entwickelt, anpassungsfähig an die Variation der Nutzungen ist und die aus dem Agrarraum importierten Vorbilder des Vegetationseinsatzes - Wiese, Weide, Knicks etc. - ersetzen kann."

(Hülbusch, K. H., Bäuerle, H., Hesse, F. und Kienast, D. 1979)

Über die Freiraumplanung erfolgt die zweite Beschreibung der Stadtvegetation. Wie bei der Pflanzensoziologie können wir hier auf die vorgeleistete Arbeit der Disziplin (z. B. Hülbusch, K. H. 1978, 1980, 1981, Hülbusch, I. M. 1978, Kienast, D. 1978, Böse, H. u. Schürmeyer, B. 1983, Muchow, M. u. Muchow, H. (1935) 1978, Grundler, H. u. Lührs, H. 1983, Böse, H. u. Knittel, J. 1978, Heinemann, G. u. Pommerening, C. 1980 u.v.a.) zurückgreifen.

Karl Heinrich Hülbusch sagt hierzu:

"Freiraum ist zu verstehen als räumliche Organisation sozialer Zuständigkeit und Verfügung, die vornehmlich auf die Erfüllung und Unterstützung der notwendigen Alltagstätigkeiten gerichtet ist. Und innerhalb der gebundenen Nutzung muß ein Spielraum (Platz- und Interpretationsmöglichkeit) bestehen. Freiraum ist kein Luxus, wie es uns mit demonstrativen Grünflächenveranstaltungen immer wieder suggeriert wird.

Gleichzeitig sind Freiräume weder zentralisiert noch funktionalisiert (spezialisiert) leistungsfähig, weil sie dann nicht im Alltag angeboten und gebraucht werden können. Es geht also um Nutzer, Nutzungsorientierung an den notwendigen Tätigkeiten und den darin entwickelbaren, wahrnehmbaren Handlungsspielräumen (Freiräumen)."

"Die Basis dieser Bestimmung der Freiräume sind 'Innenhaus und Außenhaus' (I. M. Hülbusch 1978), 'Haus und Hof', die autonom bestimmte räumliche Ebene der Alltagsexistenz (Territorium - J. Zimmermann). Die Hierarchie der Freiräume ist nur von dieser Ebene her zu organisieren." (Hülbusch, K. H. 1981 S. 17).

Dieser Beitrag soll unter dem Leitthema "Ökologische Aspekte bei der Instandhaltung, bei der Modernisierung und beim Bau von Wohnsiedlungen" erbracht werden. "Ökologie" kann aber, will man nicht in die Phase funktionalistischen Planens und Bauens zurückfallen, nur eine der Leistungen sein, die der Freiraum übernimmt:

"Die 'ökologischen' Leistungen sind ohne Aussperrung und Funktionalisierung, d.h. Ausblendung der übrigen Bedeutung des Freiraumes in einem Optimierungskonzept, und darin wieder die Hierarchie der Freiräume nutzend, zu realisieren." (ebenda S. 18).

Die Hierarchie der Freiräume nutzen bedeutet hier, daß davon ausgegangen werden kann, daß Freiräume unterschiedlicher Zuständigkeit, Nutzung und Ausstattung u. a. unterschiedliche klimatische Bedingungen aufweisen. Nehmen wir das sogenannte Abstandsgrün mit seinen großen Rasenflächen. Hier muß von ungünstigen Klimasituationen (vgl. Kienast, D. u. Roelly, T. 1975 S. 36) ausgegangen werden. Die Umwandlung der dort typischen Scherrasen in sogenannte "Wild"- oder "Blumenwiesen" hätte zwar einen geringen klimatischen Effekt, würde aber an der schlechten Freiraumsituation (Aussperrung der Nutzer) nichts ändern. Erst durch eine andere Freiraumorganisation mit Vorgärten, Gärten, Plätzen, Wegen u.a. und durch das Einbringen von Großvegetation (Bäumen) kann sowohl eine bessere Freiraumorganisation und -nutzung, ein "ausgepuffertes" und differenzierteres Kleinklima und auch eine höhere Vegetationsvielfalt erreicht werden (vgl. Krauß, S., Pniewski, B. u. Westermann, G. 1984).

Bei der Freiraumplanung ist grundsätzlich zwischen der organisatorischen

(freiraumplanerischen) und der architektonischen Arbeit zu unterscheiden. Organisation bestimmt die Zuständigkeit, öffentlich/privat, Haus- oder Quartiersfreiraum. Da die Bau- und Wohnformen die Organisierbarkeit der Freiräume bedingen, muß sich die Freiraumplanung hier offensiv mit den stadt- und baustrukturellen Konzepten auseinandersetzen (vgl. Hülbusch, K. H. 1981 S. 22 u. Böse, H. 1981 S. 116). Dabei kommt der Auseinandersetzung mit den "gebauten Versuchen", den vorhandenen Quartieren, Häusern und Freiräumen ein hoher Stellenwert zu. Die Auseinandersetzung mit der Bau- und Siedlungsstruktur ist auch notwendig, um eine bessere Melioration der mikro- und mesoklimatischen Ausprägung des städtischen Lebensraumes zu erreichen. Die klimameliorativen Leistungen sind durch die Reduzierung auf bestimmte Stadtausschnitte, Parks, Grünflächen und sog. Grünzüge etc. nicht oder nur begrenzt zu erreichen. Klimauntersuchungen (vgl. Sperber, H. 1974 u. Katzschner, L. 1981) haben eindeutig belegt, daß die Auswirkung zum Beispiel einer Parkanlage zum Luftaustausch oder zur Abkühlung benachbarter Flächen nur begrenzt wirksam ist. Wer also klimameliorative Leistungen in Siedlungen einbringen will, muß sie innerhalb der Siedlung organisieren und kann sie nicht nach außen verlagern (vgl. Krauß, S., Pniewski, B., Westermann, G. 1984 u.a.).

"Die Architektur des Freiraumes muß die Zuständigkeit und Zuordnung zu bereits bestimmbar, in die Autonomie der Nutzer delegierten und noch offenen indifferenten Nutzungen darstellen."

"Die Ausstattung ist im Idealfall ein minimales Gerüst (das Prinzip des kleinsten Eingriffs), in dem die Nutzung selbst die Freiräume 'erzeugt'"

(Hülbusch, K. H. 1981 S. 22).

Um einmal Vorgärten im Mietwohnungsbau als Beispiel zu nehmen: der kleine Eingriff ist die Hecke oder der Zaun mit dem Tor, und der Rest wird "nachgeliefert". Dies setzt eine Freiraumorganisation voraus, die dann durch die gebauten bzw. gepflanzten Markierungen und Grenzen für die Freiraumnutzer erkennbar wird.

Vegetationseinsatz und Vegetationstechnik sind nur die Mittel der Freiraumplanung.

"Die freiraumplanerische (organisatorische) Differenzierung des Frei-

raumes definiert die Planungs- und Bauaufgaben. Im Kontext der Nutzbarkeit des Freiraum-(angebot-)s ist die Vegetationsverwendung samt der daraus folgenden Pflege / Erhaltung und Entwicklung zu konzipieren."

"An den inzwischen mit der Nutzung alt gewordenen Siedlungen und Freiräumen läßt sich erkennen und beobachten, was an Freiraumplanung und Vegetationseinsatz sich bewährt, wie in und mit den Freiräumen gelebt wird, wie das Wohnverhalten durch die materielle Struktur und Ausstattung beeinflußt und stimuliert wurde und wie die materielle Ausstattung sich mit dem Wohnverhalten entwickelte und/oder veränderte bzw. im Bestand neu interpretiert wurde. Die Beobachtung und Analyse solcher alltäglichen Beispiele ist die empirische Grundlage einer Theorie der Freiraumplanung, die die Vegetationsverwendung und die Ökologie einschließt."

(ebenda S. 26, 27).

Vegetationstechnik im öffentlichen Freiraum Materialien

Wenn eine sozialpolitisch orientierte Freiraumplanung durch Aneignung und Nutzung entwicklungs- und alterungsfähige öffentliche Freiräume ermöglichen soll, stellt sich die Frage nach den Elementen und den Techniken (hier der Vegetation) dieser Freiraumplanung. Dabei kommt der alterungsfähigen Vegetation ein hoher Stellenwert zu. An alterungsfähiger Vegetation gibt es die:

- Großvegetation (Bäume, Hecken u. versch. Kletterpflanzen)
- spontane Vegetation (die sich natürlich auf den vegetationsfähigen Standorten einstellt).

Während die Großvegetation an sich dauerhaft und bei geringem Aufwand in bestimmten Formen stabilisierbar ist, ist die Alterungsfähigkeit nicht über die Individuen, sondern über die Anpassungsfähigkeit der Vegetation an bestehende und wechselnde Standortverhältnisse gegeben. Wer sich für den Einsatz und Umgang mit Bäumen interessiert, dem sei das kleine Buch von N. Scholz (1985) empfohlen. Ich möchte hier vor allem auf den Umgang mit der Spontanvegetation eingehen.

Zur vorgeleisteten Arbeit der Pflanzensoziologie

Das nachfolgende dargestellte Schema verschiedener Stadien der Vegetationsentwicklung (Sukzession) auf waldfähigen Standorten (also ohne Betrachtung von Extrem-Standorten) soll den Einsatz der vorgeleisteten Arbeit der Pflanzensoziologie in der Freiraumplanung verdeutlichen. Grundlage des Schemas sind Pflanzengesellschaften der Stadt Kassel. Das Schema wurde im Arbeitsvorhaben "Pflege ohne Hacke und Herbizid" der AG Freiraum und Vegetation am Fb 13 der GhK entwickelt. (Autorenkollektiv 1984). Auf eine weitere für die Freiraumgestaltung wichtige Gruppe von Pflanzengesellschaften, die "Halbschatten-Staudenfluren", die standortgebunden im Trauf von Bäumen, Hecken und Gehölzbeständen auftreten, will ich hier nur hinweisen. (Literatur dazu: Kienast, D. 1978, Autorenkollektiv 1983 u.a.).

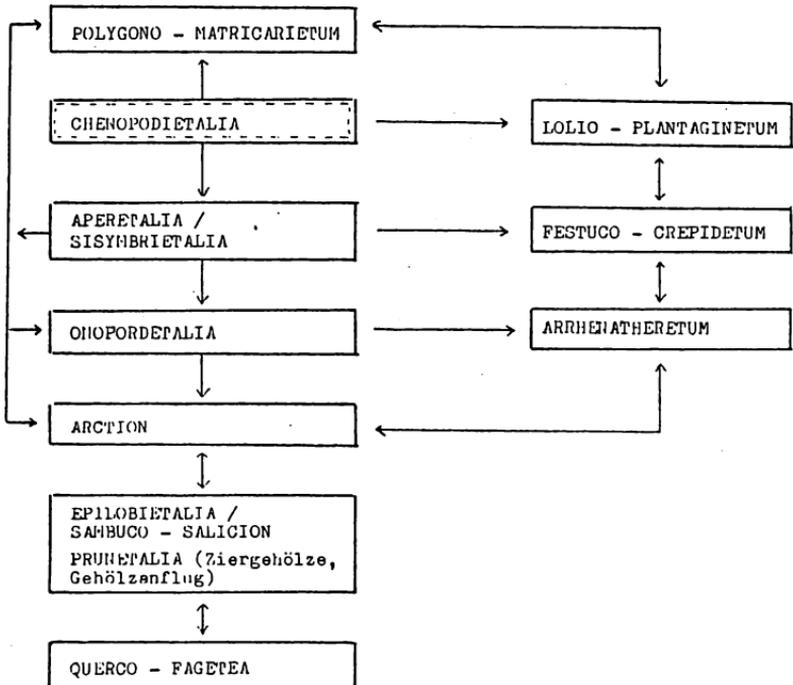
Als Pflanzengesellschaften bezeichnet man die pflanzlichen Lebensgemeinschaften, die als Summe aller Standortfaktoren immer wieder in gleichen Artenkombinationen auftreten. Verändern sich ein oder mehrere Standortfaktoren, verändern sich auch die Artenkombinationen der Standorte und andere Gesellschaften treten auf.

"Mit Ausnahme einiger Sonderstandorte würde sich in unserem Klimagebiet ohne Einfluß des Menschen im Wald einstellen. Diese "Schlußgesellschaften" der Vegetationsentwicklung (Sukzession) zeigen, daß alle übrigen Pflanzengesellschaften Ersatzgesellschaften der potentiellen natürlichen Vegetation (Schlußgesellschaften) darstellen und die Tendenz haben, sich zu diesen zu entwickeln. Darin liegt auch begründet, daß die Ersatzgesellschaften nur stabilisiert und zu Dauergesellschaften entwickelt werden können, wenn kontinuierlich gleichartige Nutzungs- und Pflegeeinflüsse auf den Standort bzw. die Pflanzengesellschaft einwirken. Danach sind unter Voraussetzung bestimmter Nutzungs- und Pflegeeinflüsse alle Stadien der Vegetationsentwicklung vom offenen Boden bis zum Wald zu stabilisieren. Die verschiedenen Stadien der Vegetationsentwicklung, die zwar nach den Standorten soziologisch differenziert sind, stehen in einem syngenetischen (Sukzessionsdynamischen) Zusammenhang, der die Bestimmung der Vor- und Folgesellschaften ermöglicht." (Autorenkollektiv 1984 S. 45).

Daß es sich bei Pflanzengesellschaften um Gesellschaften unterschiedlicher Organisationshöhe (Klasse, Ordnung, Verband, Assoziation) handelt,

und sich diese entsprechend der realen Situation im Gelände nach Standortfaktoren (Substrat, Nutzung) auch noch feiner zuordnen lassen, spielt für die Darstellung des Prinzips zunächst keine Rolle. Wichtig ist zu wissen, daß die (meist fragmentarisch auftretenden) Hackfruchtwildkrautfluren (Chenopodietalia) wie sie wohl jeder aus den Gärten oder den sporadisch gepflegten Gehölzrabatten der Siedlungen oder von frischen Erdschüttungen her kennt, sich in der Regel über Winterfruchtwildkrautfluren (Aperetalia) und/oder Raukenfluren (Sisymbrietalia) zu Eselsdistelfluren (Onopordietalia) und zu den für städtische Randflächen so typischen Beifußhochstaudenfluren (Artemisietalia bzw. Arction) entwickeln. Danach kommen in der Entwicklungsreihe die "Vorwaldgesellschaften", die Schlagfluren (Epilobietalia), die Holunder-Salweidengebüsche (Sambuco-Salicion) und die Waldmantel-Schlehengebüsche (Prunetalia) und dann die Schlußgesellschaften die Laubwälder (meist Querco-Fagetea).

Schematische Darstellung des Sukzessionsverlaufs



angenommene Ausgangsgesellschaft

Das wäre die "normale" Entwicklungsreihe, die am Anfang recht schnell (einjährige bzw. wintereinjährige Gesellschaften, zweijährige Eselsdistelfluren) abläuft und sich dann verlangsamt. Bei den ausdauernden Hochstaudenfluren kann es aber ein Jahrzehnt und länger dauern, bis sich eine Tendenz zur Weiterentwicklung zeigt. (Kienast, D. 1978 S. 178).

Während die "Vorwaldgesellschaften" in alten Industrie- und Gewerbegebieten, in den kriegsbedingten Baulücken, auf steilen Böschungen innerhalb des Siedlungsgebietes, die nicht gepflegt werden (Kienast, D. 1978) und auf anderen Randflächen auftreten, ist mir in Kassel keine Stelle bekannt, an der sich in neuerer Zeit ein größerer Waldbestand entwickelt hätte. Dagegen ist der Hauptteil der Bäume in den Innenhöfen der Gründerzeitquartiere in Kassel der Spontanvegetation zuzuordnen. Die Bäume stehen dort in der Regel an den Grenzen der einzelnen Grundstücke und sind ein gutes (wenn auch von der Profession unbeachtetes) Beispiel dafür, was an Freiraumqualitäten zwischen intensiveren Nutzungen (Höfen, Gärten) heranwachsen kann, wenn keine schematische "Pflege" durchgeführt wird.

Pflege und Nutzung beeinflussen die gradlinige (progressive) Sukzession. Idealtypische Beispiele sind hierfür die Rasen- und Wiesengesellschaften der Stadtgebiete. Als Dauergesellschaften stellen sich bei folgenden Nutzungseinflüssen ein:

- Jährliches Umbrechen der Flächen: Einjährige und wintereinjährige (Akker-) Wildkrautfluren (*Chenopodietalia/Aperetalia*)
- (1), 2 - 3 Schnitte und Abfuhr des Mahdgutes:
Glatthaferwiesen (*Arrhenatheretum*)
- (ab 5-6) 10 - 25 Schnitte:
Scherrasen (*Festuco-crepidetum*)
- Mechanische Belastung der Standorte durch Tritt und Befahren:
Trittrasen (*Lolio-plantaginetum*)
- Höhere mechanische Belastung, vor allem intensiver Tritt:
Einjährige Trittgemeinschaften (*Polygonono-Matricarietum*) und auf "geplatteten" Flächen die Pflasterritzengesellschaften (*Sagino-Bryetum*).

Wenn ich also weiß, daß die Stabilität der Hackfruchtgesellschaften an das jährliche Umbrechen, die Wiesen und Rasen an die Mahnen, die Trittgemeinschaften und Trittrasen an das Betreten und/oder Befahren

gebunden sind, kann ich auch umgekehrt von der Gesellschaft auf die sie prägenden Einflüsse schließen.

Diese einfache Rückkopplung ermöglicht uns eine "Lesbarkeit" der Pflanzengesellschaften, mit der wir in die Lage versetzt werden, die an die Pflanzengesellschaften gebundenen Informationen (hier der Nutzung) zu verstehen und zu interpretieren. Und dies geht schon mit einigem Grundwissen, ohne große Wissenschaft. Natürlich ist das nur der Zugang zu vegetationskundlichen Analysemethoden und zu Freiraumanalysen. Arbeitsroutine und handwerkliche Qualifikation müssen hier selbst erworben werden. Wer nur abschreiben will statt zu denken, bleibt nicht nur in der Volksschule (auf seinem Wissensstand) sitzen.

Umsetzung

Als Beispiel für die Umsetzung möchte ich einige Arbeiten der AG Freiraum und Vegetation am Fb 13 der Gesamthochschule Kassel vorstellen. Die ausgewählten Arbeiten wurden während eines gemeinsamen Arbeitsvorhabens der AG Freiraum und Vegetation mit dem Stadtgartenamt Kassel durchgeführt. Ziel dieser Zusammenarbeit war die Entwicklung alternativer Vegetations- und Pflégetechniken für öffentliche Freiräume.

Eine wichtige Entscheidung für das Zustandekommen des Projektes war der prinzipielle Verzicht der Stadt Kassel auf Herbizideinsatz zur Pflege der Grünflächen. Aktuell stand diese Entscheidung 1982/83 zur Debatte, da die Mittel im Etat des Gartenamtes nicht ausreichten, die Grünflächen entsprechend ihrer Pflege-Klasseneinstufung im herkömmlichen Sinne zu pflegen. Es gab Überlegungen, ob auf sogenannten "ökologisch" nicht wertvollen Flächen, insbesondere der Rubrik "Verkehrsbegleitgrün", der Herbizideinsatz wieder zugelassen werden sollte.

"Innerhalb des Umwelt- und Planungsausschusses stieß diese Absicht auf Widerstand und führte zu dem Vorschlag, in Zusammenarbeit mit der GhK ein Pflegekonzept für diese Flächen experimentell zu erarbeiten, das freiraumplanerisch und ökologisch begründet, einen Herbizideinsatz überflüssig macht." (Autorenkollektiv 1984, S. 9).

Zur Ausgangssituation

Die Bilder von der Hoffmann von Fallersleben Straße in Kassel zeigen die Problematik der Standorte. Im Zuge der Straßenausbauten entstanden die begrünten Mittelstreifen. Während die Bäume sinnvoll und notwendig

sind, funktioniert das flächige niedrige Sperrgrün aus Cotoneaster und anderen sogenannten "pflegeleichten" Arten nicht, da die Leute bei der Querung der Straße das Sperrgrün herunter bzw. weggetreten haben und es andererseits gegenüber der Spontanvegetation nicht konkurrenzfähig ist. Kennzeichnend für den falschen Substrat-, Pflanz- und Pflegeeinsatz auf den Flächen sind die nach dem Verzicht auf Herbizide auftretenden Dominanzbestände von Ackerkratzdistel, Quecke und Ackerwinde. Diese Arten haben sich als "pflegebeständig" erwiesen und können sich nun nach dem Wegfall der Spritzungen um so besser ausbreiten. Die Dominanzbestände dieser Arten der Spontanvegetation, die auf solchen Standorten sonst auftreten, nicht oder nur langsam ein, was einerseits auf den Herbizideinsatz und auch auf die extremen Standortbedingungen (Immissionsbelastung etc.) zurückzuführen ist.

Die Auseinandersetzung mit dem Straßenbegleitgrün haben wir als Versuch am untauglichen Objekt angesehen, da diese an den meist katastrophalen Freiraumsituationen (Ausrichtung auf den fließenden, motorisierten Verkehr, hohe Immissionsbelastung, schlechte Aufenthaltsqualitäten etc.) der Straßenbäume nichts oder nur wenig ändert.

"Straßenbegleitgrün" ist insofern ein untaugliches Objekt, weil es zunächst äußerst profan erscheint, sich dieses "Gestrüpps" an Straßen anzunehmen, welches nicht durch dasselbe sondern aus anderen Gründen unwirtschaftlich geworden ist. Untauglich auch insofern, als die zu behandelnden Abfallflächen der Verkehrsplanung vordergründig denkbar wenig Anlaß zu einem besseren Umgang mit ihnen bieten." (Autorenkollektiv 1984, S.14)

Für eine intensivere Auseinandersetzung mit dem Thema möchte ich auf Grundler, H. u. Lührs, H. 1983, Athmann, A. 1982, Böse, H. u. Schürmeyer, B. 1983, Hülbusch, K. H. u.a. 1979, Hülbusch 1981 und Autorenkollektiv 1984 hinweisen.

Andererseits ist es notwendig, für die freiraumplanerische Diskussion das Thema Straßenfreiräume und ihre Vegetation aufzuarbeiten. Die Notwendigkeit zeigt sich u.a. in den Kosten für die Unterhaltung des Straßenbegleitgrüns. So entfällt in Kassel im Pflegebezirk West nach Kostenermittlungen von Grundler und Lührs (Autorenkollektiv 1984, S. 20/21) mehr als ein Drittel des Etats auf die Pflege des Straßenbegleitgrüns bei den beiden Neu/Umbauprojekten Wilhelmshöher Allee und Wittrockstraße - dabei sind die Kosten für Nach- und Neupflanzungen noch nicht einmal berücksichtigt -, Mittel, die natürlich an anderer

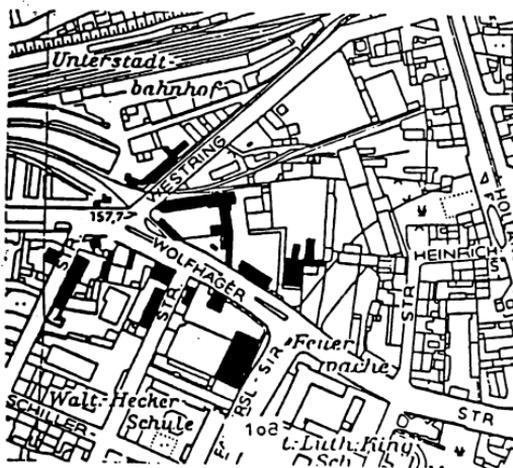
Stelle für freiraumplanerisch sinnvolle Maßnahmen, (z. B. zur Schaffung baumfähiger Standorte im Straßenraum) fehlen. Wie wenig die Forderung nach Nachhaltigkeit des Mitteleinsatzes sich durchgesetzt hat, verdeutlichen auch die im Zuge von "Verkehrsberuhigungsmaßnahmen" auftauchenden Kübelpflanzungen. Wie der Vergleich der bei den Bildern (12 + 13) zeigt, hätten hier z. B. statt Teer im Zuge der Verkehrsberuhigung auf die Fläche zu bringen, der vorhandene Straßenbelag entfernt und eine wassergebundene Decke gebaut und Bäume gepflanzt werden müssen. So bleibt der Teer, der Cotoneaster ist braun und die Bäume in den Kübeln sind nur noch Erinnerung.

Die hohen Kosten für den Unterhalt bzw. die Neuanlage der Bodendecker- und Ziergehölzpflanzung führen zu dem scheinbaren "Zwang", zur Sicherung der Grüninvestitionen die Pflanzungen gegen die Fußgänger zu "schützen" und Herbizide als "billige" Pflegemittel einzusetzen.

Dagegen haben wir in dem Projekt "Pflege ohne Hacke und Herbizid" andere Schwerpunkte (Pflegedifferenzierung nach Nutzungsansprüchen und kontinuierliche Pflegeplanfortschreibung) gesetzt.

In den Versuchsbeschreibungen wurden konkrete zeitlich gestaffelte Umstellungsvorschläge gemacht, die auf eine Nachhaltigkeit der Investitionen und eine bessere Nutzbarkeit abzielen. Dazu wurden Gestaltungsvorschläge gemacht, die eine grundsätzliche Änderung der Freiraumorganisation beinhalten, da erst durch neue Investitionen eine bessere Nutzbarkeit und eine rationelle Pflege ermöglicht wird.

Wolfhagener Straße/Nordstadt



(Autorenkollektiv 1984, S. 76)

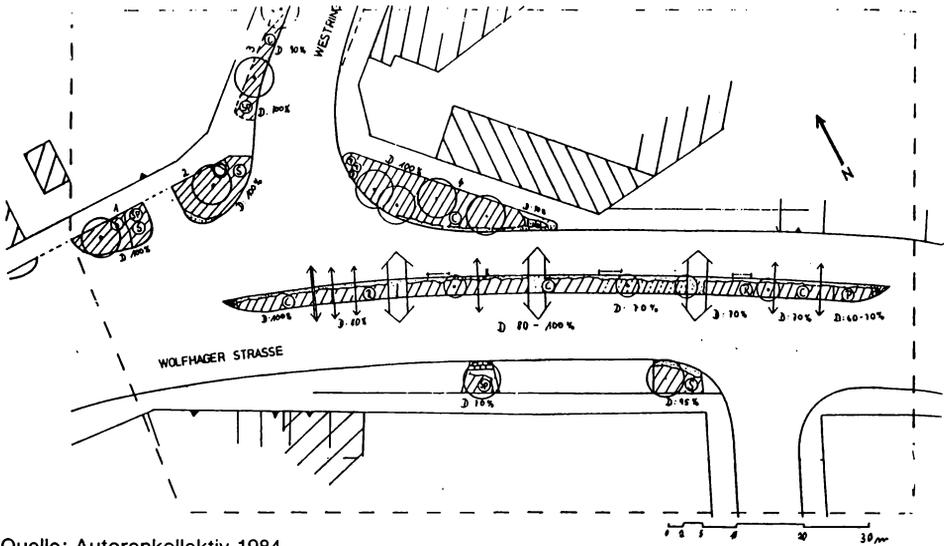
Beispiel Wolfhager Strasse

Wie wichtig genaue Beobachtungen der Freiraumnutzungen (Erfassung der Nutzungsspuren) und vegetationskundliche Analysen sind, läßt sich an einem Beispiel aus der Wolfhagener Straße darlegen. Uns schien die Auseinandersetzung mit Mittelstreifen mehrspuriger Straßen ziemlich sinnlos zu sein, da wir davon ausgingen, daß eine Verlagerung dieser Flächen zu den Rändern zur Vergrößerung der Bürgersteige verbunden mit Baumpflanzungen freiraumplanerisch sinnvoller sei.

"Erst bei näherer Untersuchung der Vegetation und Beobachtungen der Nutzungen fanden wir die verblüffende Bedeutung der Mittelstreifen als relativ sichere Zwischenstation für Fußgänger, welche die 6spurige Straße queren. Der Straßenbauquerschnitt und die unmittelbare Nähe zu einem Großbetrieb ließ dort eine charakteristische Ausbildung von Wartepunkten entstehen. Ähnlich induktiv wie bei der pflanzensoziologischen Aufnahme formt sich über die Beobachtung und den Nachvollzug das Material: Der Freiraum an mehrspurigen Straßen ist nur scheinbar funktionsgebunden an die Erfordernisse des schnellen Transports. Die fußläufige Besetzung der Mittelstreifen als Notwendigkeit zur Querung der Fahrbahnen erscheint dem Autofahrer (und den öffentlichen Gewalten) illegal und gemeingefährlich, obwohl sich dadurch nur die Brüchigkeit 'struktureller Gewalt' der modernen funktionellen Stadt zeigt. Über den täglichen Weg und Gebrauch erwerben sich die Fußgänger ein Recht, das ihnen informell zusteht und offiziell verwehrt wird." (Autorenkollektiv 1984, S. 11/12).

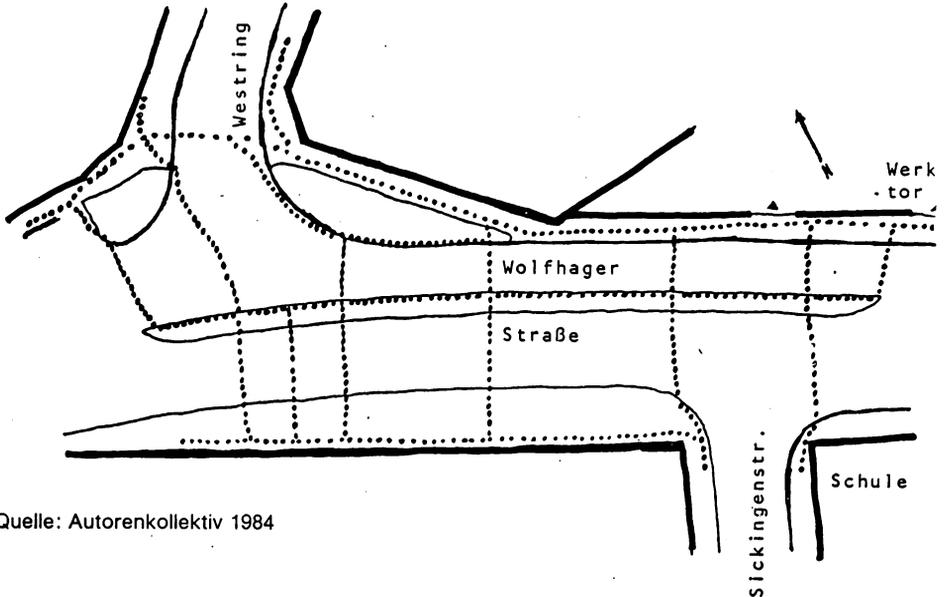
Zur Verbesserung der Überquerbarkeit der Straße, einer Verbesserung der kleinklimatischen Situation, einer besseren Gliederung des Straßenraumes und einer Verringerung des Pflegeaufwandes haben wir hier die sukzessive Aufgabe der intendierten Vegetation, eine Verbesserung der Begehbarkeit durch Stabilisierung des Oberbodens (Schotterung) in den bereits betretenen Zonen, eine enge Baumpflanzung und die Entwicklung eines neuen flächigen Vegetationsbestandes auf der Grundlage der sich standorts- und nutzungsbedingt einstellenden Spontanvegetation vorgeschlagen. (vgl. Grundler/Lühns 1983 und Autorenkollektiv 1984).

Bestandsplan Wolfhagener Straße



Quelle: Autorenkollektiv 1984

Skizze zum informellen Fußwegenetz



Quelle: Autorenkollektiv 1984

Beispiel Wilhelmshöher Allee

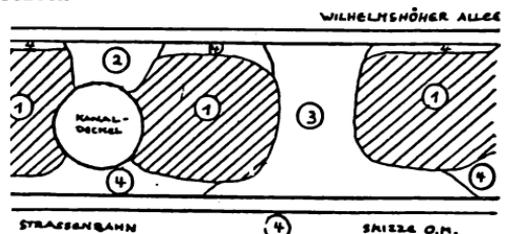
Für die Mittelstreifen der Wilhelmshöher Allee wurden neben einem Pflegekonzept, das von einer Entwicklung der Vegetationsbestände auf der Grundlage der vorhandenen Ausstattung ausgeht, Pflege- und Versuchskonzepte im Bereich Pfannkuchenstraße / Querallee entwickelt. Die Ausgangssituation ist ähnlich wie bei der Wolfhager Straße: Eine breite (vierspürige), stark befahrene Straße mit zwei separaten Straßenbahngleisen in der Mitte, die von ca. einmeter-breiten bepflanzten Mittelstreifen von der Fahrbahn abgegrenzt sind. Das Grün wurde hier wiederum zur Disziplinierung der Fußgänger eingesetzt.

"Anlage und Ausführung lassen die Leitfunktion des Straßengrüns (Sperrgrün) erkennen. Wie die vielen Trampelpfade auf den Mittelstreifen zeigen, ist dieses Vorhaben gescheitert. Der erkennbare Nutzungsdruck weist auf die - ursprünglich nicht vorgesehene - wichtigste Funktion der Mittelstreifen hin. Sie sind notwendige und halbwegs sichere Zwischenstationen bei der Überquerung der breiten und stark befahrenen Straße." (Autorenkollektiv 1984, S. 91).

Die vorhandene gärtnerische Vegetation (Apelrose, Feuerdorn, Zwergmispeln u.a.) ließ sich in zwei Kategorien einteilen: In Degenerations- und Degradationsstadien der abgängigen Pflanzung und stabile Gärtnervegetation. Entsprechend der unterschiedlichen Stadien der Gärtnervegetation, der Pflege und der Nutzung, traten mehr oder minder dominant Trittgemeinschaften, Hackfruchtwildkrautfluren, Wegranken-Gemeinschaften, Quecken- Ackerwinden- Pionierrasen, Saumgemeinschaften, Initialstadien der Hochstaudenfluren und Gehölzanflug (hauptsächlich Esche) auf. Ein typisches Beispiel für die standorts- und nutzungsbedingt enge Verzahnung der Gemeinschaften zeigt die kleine Skizze, die in der Benachbarung der Versuchsflächen gemacht wurde.

Von den unterschiedlichen Ausgangssituationen und der Beobachtung und Aufarbeitung vergleichbarer Standorte ausgehend, wurden folgende Maßnahmen durchgeführt:

- Standortmeliorationen
- vegetationstechnische Arbeiten
- selektive Pflegegänge
- Sukzessionsbeobachtungen



Entwicklungsziele dabei waren:

- Verbesserung der Freiraumqualitäten
- Initiierung und Förderung von standorts- und nutzungsangepaßten Vegetationsbeständen
- Stabilisierung der Flächen
- Reduzierung bzw. Verlagerung des Pflegeaufwandes
- Herbizide auch weiterhin nicht einzusetzen.

Für den Umbau wurden Bestandskartierungen durchgeführt. Flächen mit stabiler Gärtnervegetation wurden als 'angewachsenes Kapital' nicht in die Standortmeliorationen einbezogen (vgl. Zustands- und Maßnahmeplan Nr. 1). Auf diesen Flächen wurden selektive Pflegegänge, Versuche mit Einzelpflanzungen der Waldrebe und Sukzessionsbeobachtungen durchgeführt.

Standortmeliorationen

Wo die gärtnerische Vegetation nicht mehr vorhanden war oder keine Entwicklungsfähigkeit aufwies, wurden Standortmeliorationen und Einsaaten vorgenommen. Dadurch sollte eine Auslagerung (Reduzierung der Biomassenproduktion) des Oberbodens, eine bessere Trittfestigkeit der Flächen und die Abkürzung der Entwicklung standortspezifischer Vegetationsbestände erreicht werden. Um verschiedene Möglichkeiten experimentell zu erproben, wurden unterschiedlich starke Schotterungen mit Kalk vorgenommen.

Die Maßnahmen in Stichworten:

1. Schotterung nach Lockerung des Bodens
 - Reste der gärtnerischen Vegetation und größere Wildgräser und -kräuter entfernt
 - Aushub bis ca. 3 cm unter Bordsteinniveau
 - Flächen 10 cm tief aufgerissen
 - Kalkschotter der Körnung 0/120 (Wandbruch) von Hand ausgebracht.
 - Aussaat auf das fertige Planum
 - Abwalzen der Flächen mit einer leichten Walze
2. Schottern nach Aushub

Hier erfolgte der gleiche Arbeitsvorgang, nur daß der Aushub 10 cm unter Bordsteinhöhe erfolgte und die Kalkschotterdecke entsprechend stärker wurde.

Der Bau von Kalkschotterdecken verlangt gute handwerkliche Fertigkeiten, um eine gleichmäßige, gut verzahnte und standfeste Oberfläche zu erreichen. So muß z. B. von der Seite zur Mitte das Material zunächst überhöht ausgebracht werden, um mit dem Abziehen eine dünne Schicht feinen Materials, die mit der obersten Schicht gut verzahnt ist und auch Lücken zwischen größerem Material noch gut füllt, aufzubringen. Dabei wird wie beim Pflastern rückwärts gearbeitet. Für das Abziehen ist die Kralle gut geeignet. Das Verdichten darf keinesfalls mit der Rüttelplatte erfolgen! Zum Bau von wassergebundenen Decken aus Kalkschotter gibt Scholz (1985) ausführliche Hinweise.

Vegetationstechnische Maßnahmen

Für die Aussaaten wurde eine für alle Flächen geeignete Saatmischung zusammengestellt. Bei der Zusammenstellung der Mischung wurde sich an bekannten Vorbildern, den Pflanzengesellschaften vergleichbarer Standorte orientiert. Dabei wurde auch berücksichtigt, daß bei den absehbaren Nutzungen (Tritteinfluß) Störungen der Gesellschaftsentwicklung bzw. der höheren Dauergesellschaften absehbar waren (vgl. Skizze Vegetationszonierung). Als nächstes stabiles Stadium der Vegetationsentwicklung waren hier Rainfarn-Beifuß-Hochstaudenfluren absehbar. Da wir keine "fertige" Mischung für einen nicht genau bestimmbar Vegetationsbestand zusammenstellen konnten und wollten (vgl. dazu Autorenkollektiv 1984, S. 102/103 und S. 187 bis 194), wurde eine Artenzusammenstellung aus Arten der Pionierphasen (einjährige bzw. einjährig-überwinternde und zweijährige Arten) und Arten der Stabilisierungsphase (ausdauernde Arten) gewählt. Die ein- und zweijährigen Arten bilden dabei die Gruppe der Platzbesetzer (gute Keimfähigkeit auf offenen Böden, rasche Entwicklung/Platzbesetzung, kurzer Lebenszyklus) und die der mehrjährigen Arten, die der Platzhalter.

"Die Kombination von Platzbesetzern und Platzhaltern hat folgende Gründe:

- schnelle Besiedlung durch die Platzbesetzer
 - Verkürzung der Sukzessionsphase durch die Platzhalter (Initiale der Rainfarn-Beifuß-Hochstaudenfluren)
 - höhere Regenerationsfähigkeit bei zu erwartenden Störungen."
- (Autorenkollektiv 1984, S. 102).

Da das Saatgut größtenteils selbst gewonnen und auf Zukauf weitestgehend verzichtet wurde, waren nicht alle geeigneten Arten verfügbar. Mit dem zur Verfügung stehenden Saatgut wurde eine Saadmischung aus 24 Arten, u.a. Klatschmohn, Saat-Mohn, Geruchloser Kamille, Natternkopf, Nachtkerze, Königskerze, Rainfarn, Beifuß und Kanadischer Goldrute zusammengestellt. Da noch keine Erfahrungswerte für die Aussaatmengen vorlagen, wurden die Kornzahlen je Gramm als Kriterium für die Mengenteile herangezogen. Bei Berücksichtigung des Wuchsverhaltens der Arten kam eine Mischung mit ca. 12 000 Korn/g zustande, die ca. 2,5 g/m² entsprach.

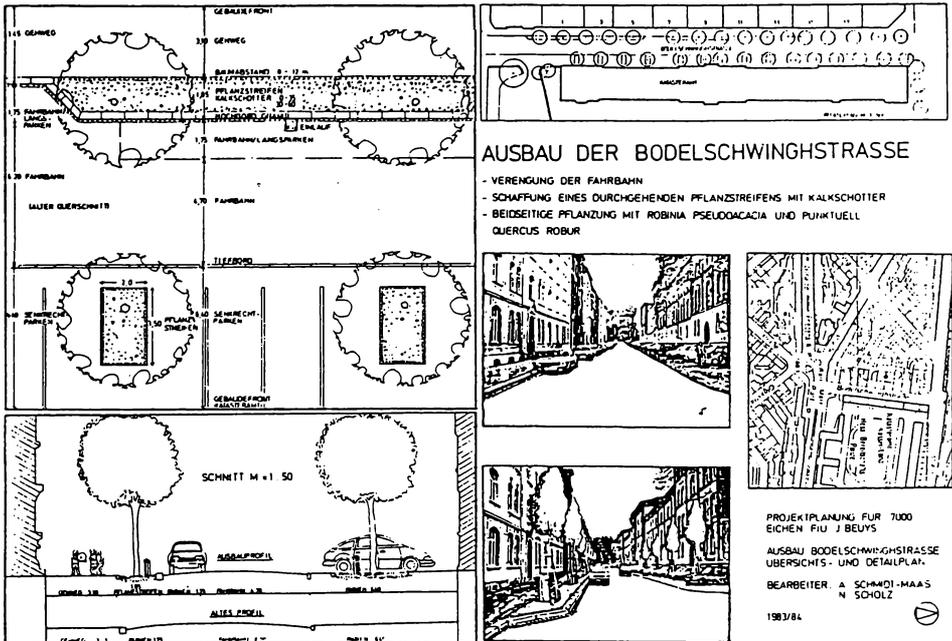
Trotz der durch den Bauablauf späten Aussaat (Juni) war diese erfolgreich und entsprach unseren Erwartungen. Bild 18b zeigt einen Bestand im folgenden Jahr.

Zwei Fehler sind aber bei der Saatliste gemacht worden. Einmal hätte nicht der Hopfenklee (*Medicago lupulina*) mit in die Mischung genommen werden sollen, da er sich (wie weitere Beobachtungen zeigen, auch andere Leguminosen) als äußerst verdrängungsstark und zu vital entwickelnd erwiesen hat.

Die zweite Art, die in der Saadmischung ein anderes Wuchsverhalten als das von den natürlichen Standorten bekannte, gezeigt hat, ist die Wegwarte. Die aufgelaufenen Exemplare sind hier doppelt so hoch (ca. 1,60 m) geworden, wie ich sie von vergleichbaren Standorten kenne. Dies ist darauf zurückzuführen, daß es sich um zugekauftes Saatgut handelt, das, obwohl als Wildsaat geführt, eher für die "Naturgärtnerei" im Hausgarten geeignet ist. Das Beispiel der Wegwarte macht deutlich, wie wichtig die Verwendung von Saatgut lokaler Provenienz mit den Wuchseigenschaften der Wildgräser und Kräuter ist. Die Veränderung der Eigenschaften durch die Züchtung kann den Ansatz der Verkürzung und der Offenhaltung der absehbaren Vegetationsentwicklung z. B. durch veränderte Konkurrenzbedingungen (Einschränkung der Konkurrenzstärke und der Zuwanderung anderer Arten) sabotieren. Hier ist es so, daß an einen initialen Bestand, der etwa so hoch wie die Geruchlose Kamille auf dem Bild werden sollte, gedacht war. Mit den Wegwarten ist er aber fast doppelt so hoch geworden. Damit verändert sich aber u.a. auch die Information (Betretbarkeit, Hemmschwelle) des Bestandes in einem negativen Sinne.

Die Entwicklung der Vegetation auf den Versuchsflächen zeigt die unterschiedliche Wirkung der beiden Standortmeliorationen an. Während auf den Flächen mit Schotterung nach Lockerung des Bodens (Beet 1) die Vegetation durch den besseren Bodenanschluß artenreicher und stärker durch die Ausgangsvegetation (Rhizom- u. Wurzelaustriebe, Samenpotential) geprägt ist, weisen die Flächen mit der tieferen Standortmelioration eine geringere Vegetationsbedeckung und eine langsamere Entwicklung der Vegetation auf. Absehbar wird die Entwicklung zu Hochstaudenfluren auf Beet 1 wesentlich früher abgeschlossen sein.

Die prognostizierte Durchdringung mit trittbeeinflussten Vegetationsbeständen hat sich als richtig bewiesen, wenn auch die einzelnen Gesellschaften entwicklungsbedingt (Stand 1985) noch nicht so gut ausgebildet sind. Die Flächen werden wie früher zum Queren der Straße benutzt, sind jetzt aber besser begehbar. An Pflegemaßnahmen wurden ein selektiver Pflegegang zur Zurückdrängung der Distelbestände (Wurzelaustriebe) und ein Winterschnitt der abgestorbenen Pflanzen, verbunden mit einem Säuberungsgang, durchgeführt. Ein ausführlicher Bericht über die Versuche wird dieses Jahr in den von AG "Freiraum und Vegetation" erscheinenden Notizbüchern erscheinen.



Beispiel Bodelschwinghstrasse

Am Beispiel der Bodelschwinghstraße möchte ich das Prinzip einer einfachen, durch die Nutzung aber variationsreichen, Vegetationsausstattung verdeutlichen.

Der Ausbau der Bodelschwinghstraße durch das Koordinationsbüro 7 000 Eichen FIU (Beuys-Aktion 7 000 Eichen) wurde im Frühjahr 1984 fertiggestellt. Die freiraumplanerische Konzeption und die bautechnische Umsetzung (vgl. Scholz, N. 1985) des Umbaus der Bodelschwinghstraße sind vorbildlich. Auf der Westseite wurde die Straße durch eine 1,85 m breiten Pflanzstreifen mit einer wassergebundenen Decke aus Kalkschotter verschmälert.

Auf dem asphaltierten Parkstreifen (Senkrechtparken) an der Westseite wurde ca. jeder 5. Parkstreifen durch einen zwei Meter breiten Pflanzenstreifen ersetzt. Die Bäume in den Pflanzenstreifen haben (durch die Versorgungsleitungen bedingt) einen Pflanzenabstand von 8 - 10 Meter. Bei der Artenwahl der Bäume hätte ich allerdings wegen der lichtereren Krone die Esche der Robinie vorgezogen.

Auf die fertigen Pflanzstreifen habe ich im Frühjahr eine einfache Saatmischung aus Arten der Pioniervegetation (Geruchlose Kamille, Natternkopf, Färberkamille, Rheseide, Wilde Möhre) ausgesät. Die Aussaat erfolgte nur an der Westseite und dem kleinen Streifen an der Breitscheidstraße flächig.

Da wo absehbar viel gelaufen, gespielt, gestanden werden würde, also zwischen den Bäumen an der Westseite, habe ich nur die Bereiche um die Bäume eingesät.

Wie die Bilder aus dem zweiten Jahr (Mitte Juli 85) zeigen, hat sich die Aussaat prächtig entwickelt. Und dies mit einer intensiveren Nutzung des Straßenraumes. In der Bodelschwinghstraße haben schon vorher immer Kinder gespielt. Es waren hauptsächlich kleine Kinder von ausländischen Arbeitnehmern, die in Rufweite, meist vor der Haustür oder den Fenstern "ihrer" Wohnungen gespielt haben. Für sie hat sich die Situation auch insofern geändert, daß es auf der anderen Seite jetzt auch Plätze (vor den Baumscheiben) gibt, die sie für sich nutzen können. Die Nutzbarkeit dieser Flächen ist allerdings durch die Barrierewirkung der Straße eingeschränkt. Den Flächen vor der Haustür, also dem Streifen zwischen Hauswand und parkenden Autos, kommt die wichtigere Freiraumfunktion zu. Durch die Verbreiterung des Bürgersteiges (dysfunktionale und hausbezogene Randflächen) und seine Ausstattung (Gliederung, Klimapufferung, Lesbarkeit, Nachhaltigkeit ...) wurde diese Funktion kon-

zeptionell unterstützt und verbessert. Dies war wegen der fehlenden Abstufung von Privatheit (Wohnungen) zur Öffentlichkeit (Bürgersteig) besonders wichtig. Jetzt gibt es vor der Haustür Flächen, wo die Kleinen den Großen nicht immer gleich im Weg stehen, Fahrräder und andere Dinge abgestellt werden können, gewerkelt werden kann...

Im ersten Jahr war die Verbesserung der Freiraumsituation allerdings (im Sinne von Freiflächengewinnung) durch die vielen Kothaufen von Hunden auf der Schotterdicke stark beeinträchtigt. Jetzt wurden zwar die asphaltierten Bürgersteigflächen nicht mehr so vollgekackt, auf der Schotterdecke lag jedoch Haufen an Haufen.

Mit der Vegetationsentwicklung nahmen nach meiner Beobachtung die Hundehaufen ab. Ich meine nicht, daß dies direkt mit der Vegetation zusammenhängt. Es hat aber etwas damit zu tun, daß sich, parallel zur Vegetationsentwicklung auch die Freiraumnutzung "entwickelt" hat, die Nutzungen durch die Vegetation lesbar geworden sind (informelle Hemmschwelle) und dadurch eher kleine Territorien entstanden sind, die gegenüber "Fremden" mit ihren "vierbeinigen Kotproduzenten" (Klugmann/Mathews 85) verteidigt werde. Daß die unkontrollierte Schotterfläche an der Breitscheidstraße immer noch eine recht hohe Haufendicht aufweist, bestätigt die Beobachtung nur. Neben den Hunden gibt es wieder mehr andere Tiere in der Straße. Es sind zwar fast nur "gewöhnliche" Insekten, dafür sind sie ganz von allein gekommen. Sozusagen als eine Gruppe von Freiraumnutzern, die weiß, daß da, wo eine brauchbare Ausstattung ist, sie auch leben kann.

Die Vegetation der Flächen läßt sich in drei Typen einteilen:

- schütterere Initialbestände auf den Flächen zwischen den Bäumen und den Pflasterfugen der Hofeinfahrten
- punktuelle Bestände im Bereich Baum, Baumpfähle und Basaltstein der intensiver genutzten Westseite
- kleinflächige-kleinflächig/lineare Bestände auf den extensiv genutzten Baumscheiben der Ostseite, der beiden Baumscheiben auf der Westseite an der extensiver genutzten Kreuzung zur Breitscheidstraße.

Die Nutzung im Straßenraum war so schon nach einem Jahr an der Vegetation ablesbar. Nicht nur die Unterschiede zwischen der (hausorien-

tierten) West- und der Ostseite, auch die Unterschiede zwischen dem Kreuzungsbereich zur Friedrich-Ebert-Straße (Quartierszentrum) mit schütterten Initialbeständen und punktuellen Beständen und dem Kreuzungsbereich Breitscheidstraße (Quartiersrand) mit kleinflächigen bis kleinflächig-linearen Beständen zeigen differenziert die abgestufte Nutzungsintensität. Es ist nicht verwunderlich, daß die üppigsten Bestände an der Breitscheidstraße zu finden sind. Wer hält sich schon gern zwischen Bereitschaftspolizei und einer lauten, schnell befahrenen Straße auf? Das hier der kurze Weg genommen wird, weiß ich nicht nur aus eigener Erfahrung und meinen Beobachtungen. Durch den ca. 10 m von der Kreuzung entfernten Trampelpfad und die einzige stärker betretene Baumscheibe der Ostseite, die nicht zufällig die an der Ecke der Breitscheidstraße ist, wird es auch 'lesbar'. Die eingebrachte Pioniervegetation wird sich sukzessions- und nutzungsbedingt ändern. Mit dem Altern der Bäume (Kronenschluß) werden sich die Standortbedingungen (Schatten) der Vegetation der Feldschicht ebenfalls ändern. Aber das ist nicht so wichtig. Denn wenn die Bäume altern können, tut es der Freiraum auch. Die bisherigen Entwicklungen zeigen, daß sich hier das Prinzip des kleinsten Eingriffs (Kalkschotter, wenige Pionierarten) bewährt hat. Das Beispiel Bodelschwinghstraße zeigt auch, wie innerhalb der gebundenen Nutzungen Flächen für eine zwar noch artenarme, in der Erscheinung aber vielfältige Vegetation gezielt genutzt werden können: Eine einfache Ausstattung, in der die Nutzung selbst Freiräume erzeugt. (vgl. Hülbusch, K. H. 1981, S. 22).

Beispiel Bosestrasse

Um die Notwendigkeit eines freiraumplanerischen Konzeptes für die gärtnerischen Arbeiten in Freiräumen deutlich zu machen, möchte ich den Umbau Bosestraße (Planung: Pflegeabteilung des Gartenamtes) kurz darstellen. Hier wurde zur Minderung von Salzschäden am Baumbestand ein Bodenaustausch, verbunden mit einer Schotterung des Pflanzenstreifens der alten Baumreihe durchgeführt. Ohne hier auf die bautechnischen Details genauer einzugehen, lassen sich die Auswirkungen der Maßnahme auf die Freiraumqualität doch einfach darstellen. Die Gehfläche des Bürgersteigs wurde durch die neue Zonierung um mehr als die Hälfte reduziert. Jetzt gibt es zwischen den Bäumen eine ca. 50 cm hohen Wall, der zur Straßenseite steiler als zur Gehfläche abfällt. Der Wall besteht aus sehr hartem mittelgrobem gebrochenem Kalkstein, der mit sehr fein gebrochenem Kalkstein abgestreut wurde. Der Wall ist schlecht begehbar

und stellt z. B. für Leute mit Kinderwagen oder Fahrrad ein schwierig zu überwindendes Hindernis dar. Dieser 'Salzlimes' hat zur Gehfläche eine ca. 10 cm hohe (Stolper-)Kante erhalten, damit Streusalz mit dem Tau- und Niederschlagswasser in Abläufe geleitet werden kann. Die Begründung für den Wall ist ebenfalls Streusalz. Salzhaltiges Spritzwasser von der Straße soll den Wall wieder herunter und auf die Straße laufen. Ich halte diese Begründung vorsichtig formuliert für nicht haltbar. Aber das ist nicht so wichtig. Es stellt sich mir eher die Frage, ob nicht die Maßnahme noch einen anderen Effekt hat. Ob nämlich die Aufschüttung im Wurzelbereich den Bäumen nicht eher schadet (Sauerstoffgehalt des Bodens) als nützt. Durch das Einbringen eines nährstoffreichen Substrats im Unterbau wurde eine üppige Vegetationsentwicklung mit Brennessel, Weidelgras, Knautgras, Sauerampfer u.a. Arten produziert, die die Barrierewirkung des Walles noch verstärken. Diese Entwicklung war absehbar und hätte zusammen mit freiraumplanerischen Kriterien (Nutzungs Offenheit etc.) schon in der Planung zur Abänderung bzw. dem Verwerfen der Maßnahme führen müssen. (Dazu ist noch anzumerken, daß schon im Jahr des Ausbaus in Kassel das Salzstreuen auf Bürgersteigen mit Baumbestand durch den Magistrat untersagt wurde.) Mit Freiraumplanung hat dieses funktionalistische Bauen nichts zu tun. Bedauerlich ist dabei aber, daß solche Maßnahmen als Begründung dafür angeführt werden, daß es ohne regide Pflegeeingriffe nicht geht.

Ich hoffe, die Beispiele haben den anfangs beschriebenen Ansatz für einen sozial und ökologisch orientierten Umgang mit der Stadtvegetation verdeutlicht. Die Vegetationsverwendung unter dem Aspekt der ökologischen Leistungen ist danach "innerhalb der Aufgaben des Freiraums zu berücksichtigen und nicht - wie die Tendenz wieder ist - funktionalistisch zu isolieren" (Hülbusch, K. H. 1981, S. 26). Nutzer- und alltagsorientierte Freiraumkonzepte sind der Ausgangspunkt für den Einsatz, die Entwicklung und die Pflege der nutzungs- und standortangepaßten Vegetation städtischer Freiräume. Handwerklichen Kenntnissen über die nachhaltigen Vegetationselemente der Freiräume kommt dabei ein hoher Stellenwert zu. Gerade die 'einfachen' Konzepte und Maßnahmen setzen viel Vorwissen voraus. Durch die Anwendung und Auswertung der 'vorgeleisteten Arbeit' der Pflanzensoziologie und der Freiraumplanung (incl. der gebauten Beispiele) wird die Umsetzung jedoch möglich.

Literaturverzeichnis

- Athmann, A. - 1982 -
Zurück zur Straße - Ist verkehrsberuhigt soviel
gewonnen?
Studienarbeit an der GhK
- Autorenkollektiv - 1984 -
Pflege ohne Hacke und Herbizid
Projektbericht der AG 'Freiraum und Vegetation' am
FB 13, GhK
- Autorenkollektiv - 1983 -
In der Wilhelmshütte weiden die Gärtner
Projektarbeit am Fachbereich 13, GhK
- Böse, H. - 1981 -
Die Aneignung von städtischen Freiräumen - Beiträge
zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraums
Arbeitsbericht des FB 13, GhK
- Böse, H. u. Knittel, J. - 1978 -
Die Landschaft der Gärtner
Werk und Zeit (2); Darmstadt
- Böse, H. u. Schürmeyer, B. - 1984 -
Die Freiräume der Straße oder die Straße als
Landschaft?
Das Gartenamt 33 (1984)
- Grundler, H. u. Lührs, H. - 1983 -
Straßenbegleitgrün in der Krise
Kassel (unveröffentl. Mskr.)
- Hard, G. - 1982/83 -
Die spontane Vegetation der Wohn- und Gewerbequar-
tiere in Osnabrück (I + II), in: Osnabrücker natur-
wissenschaftliche Mitteilungen; Osnabrück
- Heinemann, G. u. Pommerening, C. - 1980 -
Nutzung und Struktur dysfunktionaler Freiräume
Arbeitsbericht des FB 13, GhK
- Hülbusch, I. M. - 1978 -
Innenhaus und Außenhaus - sozialer und umbauter
Raum
Schriftenr. des FB 13, GhK
- Hülbusch, K. H. - 1978 -
Die Landschaft der Stadt - oder: Was wächst denn so
von selber?
Werk und Zeit (2); Darmstadt
- Hülbusch, K. H. - 1979 -
Vegetationszyklen einjähriger Trittrasen
Mitt. d. flor.-soz. Arbeitsgem. Heft 21; Göttingen

- Hülbusch, K. H. - 1980 -
Pflanzengesellschaften in Osnabrück
Mitt. d. flor.-soz. Arbeitsgem. Heft 22; Göttingen
- Hülbusch, K. H. - 1981 -
Zur Ideologie der öffentlichen Grünplanung
in: Grün in der Stadt, Hrsg. Spitzer, K.
Reinbek bei Hamburg
- Hülbusch, K. H. - 1981 -
Das wilde Grün der Städte
in: Grün in der Stadt, Hrsg. Spitzer, K.
Reinbek bei Hamburg
- Hülbusch, K. H., Bäuerle, H., Hesse, F., Kienast, D. - 1979 -
Freiraum- und landschaftsplanerische Analyse des
Stadtgebietes von Schleswig; Urbs et Regio 11; Kassel
- Katzschmer, L. - 1981 -
Wärmeinsel Stadt;
Kursbuch 64; Berlin
- Kienast, D. - 1978 -
Die spontane Vegetation der Stadt Kassel in Ab-
hängigkeit von bau- und stadtstrukturellen Quar-
tierstypen; Urbs et Regio 10; Kassel
- Kienast, D., Roelly, T. - 1975 -
Stadtortökologische Untersuchungen in Stadtquar-
tieren
Diplomarbeit; Schriftenreihe der OE 06, GhK; Kassel
- Krauß, S., Pniewski, B., Westermann, G. - 1984 -
Freiraum- und Pflegekonzept für einen Kasseler
Stadtteil
Diplomarbeit am FB 13, GhK; Kassel
- Klugmann, N., Mathews, P. - 1985 -
Beule - oder wie man einen Tresor knackt; Hamburg
- Muchow, M., Muchow, H. - (1935) 1978 -
Der Lebensraum des Großstadtkindes;
Hamburg / Darmstadt
- Scholz, N. - 1985 -
Notizbuch der Kasseler Schule - über den Umgang
mit Bäumen; Kassel
- Sperber, H. - 1974 -
Mikroklimatisch-ökologische Untersuchungen an Grün-
anlagen in Bonn;
Diss. Univ. Bonn; Bonn

Die Zerstörung der Straßen (1985)

Kübelbegrünung am Kurpark Bernd Sauerwein

Vorab: Da ich seit etwa zwei Jahren in Kassel wohne, ist mir das aktuelle Hersfelder Stadtbild nicht so präsent. Mein Bild der Stadt Hersfeld ist von Erinnerungen geprägt, und bekanntlich vergißt man das Negative zuerst.

Um so schlimmer fallen mir Veränderungen auf, die zumeist Verschlechterungen sind.

Als ich neulich bei Ismet ein paar Bierchen nehmen wollte, stach mir die aufgemotzte Verkehrsberuhigung am Eingang zum Kurpark (besser wohl: an der Einfahrt zum Kurhotel!) aufs unangenehmste in meine Augen. Gerne nehme ich diese Gelegenheit wahr, in der HERSFELDER GEMEINEN zum Thema "Verkehrsberuhigung" meinen Unmut darüber kundzutun.

Diese teure, aus Kübelgrün und Pflanzenzwickeln bestehende Verkehrsberuhigung (Wortstamm: "verkehrt" wie "falsch") ist nicht zufällig an der Zufahrt zum Hersfelder Kurhotel errichtet worden.

Als "Spielstraße" wurde sie gekennzeichnet, obwohl – oder besser "weil" – dort weit und breit keine Wohnsiedlung mit Kindern zu sehen ist, die spielen könnten. Nur Hotels!

G. Hard (1983) stellte in einer Untersuchung über die Osnabrücker Rasenflächen fest, daß die Pflegeintensität proportional zur jeweiligen Bodenrente steigt: "Je teurer der Boden, um so reiner der Rasen (d.h. unkrautfrei, geschlossen, B.S.)" Dies gilt selbstverständlich auch für Pflanzungen auf Abfallflächen der Verkehrsplanung. Auch in Hersfeld kann man das feststellen: Je weiter man sich vom Stadtkern entfernt, desto mehr nimmt der Anteil an Unkraut zu. (Es handelt sich hauptsächlich um Disteln und Quecke, die durch das Einbringen von Mutterboden zunächst gefördert, um dann durch Herbizide wieder bekämpft zu werden.)

Die Verkehrsberuhigung an der Einfahrt zum Kurhotel erweist sich nicht primär als fußgängerfreundliche Maßnahme, sondern ist das vom Stadtgartenamt (dessen Leiter nach meiner Information ein Tiefbauer ist !) kostenlos, bzw. auf Kosten der Bürger Hersfelds gelieferte Schmuckstück, das dem

Kurhotel das i-Tüpfelchen aufsetzen soll. Ein teures Prestigeobjekt, das Autofahrer wie Fußgänger schikaniert und völlig unästhetisch ist (Man mag ja einen anderen Geschmack haben, aber auch er ist das Produkt der Sozialisation, vgl. Bourdieu, P., 1982).

Nun könnte man sagen, eine solche Kübelbegrünung sei in Wohngebieten sinnvoll. Unter "Wohngebieten" versteht man dabei nicht etwa das gesamte städtische Siedlungsgebiet. Man meint Ein- bis Mehrfamilienhaussiedlungen, die abseits der Hauptverkehrsstraßen liegen und gewöhnlich bereits von privilegierten Bürgern bewohnt sind. In solchen Gebieten führt man in Kassel Tempo 30 ein, während an den sogenannten Hauptverkehrsstraßen Tempo 60 erlaubt ist! Und am Hersfelder Stadtring, an der Friedloser Straße, an der Homberger Straße usw. wohnen auch Menschen. Durch solche Maßnahmen werden die Privilegierten noch einmal privilegiert! Der Verkehr weicht auf die Hauptverkehrsstraßen aus und vermindert dort nochmals die Wohnqualität. Es ist eine Umverteilung zuungunsten der sozial Schwächeren. Dies allein wäre schon ausreichend, Kübelbegrünungen in sogenannten Wohngebieten abzulehnen.

Aber weiter: Der Verband der Autoversicherer (HUK-Verband) hat sich gegen diese Art der Verkehrsberuhigung ausgesprochen. Dort nahmen paradoxerweise die Unfälle (auch Auto gegen Fußgänger - Na, wer verliert?) zu. (Und Scherben sind auch am Eingang zum Kurpark zu sehen. Der Tipper) Dies wundert wenig, wird doch die uns allen bekannte Zonierung der Straße (Haus - Vorgarten - Fußweg - Fahrbahn - Fußweg - Vorgarten - Haus) aufgelöst. Fußgänger, Radfahrer und Autofahrer sind angeblich völlig gleichberechtigt und können sich theoretisch an jeder Stelle der Straße aufhalten. Doch was ist das Resultat? Der Fußgänger läuft eng am Straßenrand entlang, auf die Gefahr hin, selbst dort noch von einem Fahrzeug erfaßt zu werden. Die "Straße" bietet ihm keinen sicheren Aufenthalt mehr. Als Ort zur Erledigung von Alltagsgeschäften, bei denen man gelegentlich Leute trifft und Kontakte knüpft, hat eine solche Straße ihre Funktion verloren. Zur Kommunikation hat der Planer den Kommunikationsbereich vorgesehen. Nur - dort trifft sich selten jemand!

Und **wie verhält sich der Autofahrer?** Er fährt nicht etwa - was möglich wäre - mit gleichmäßig 25 - 39 km/h durch die Straße. Nachdem er vor der ersten Schikane abbremsen mußte, umfährt er sie geschickt, um dann zu beschleunigen und anschließend vor der nächsten Schikane wieder abzubremesen.

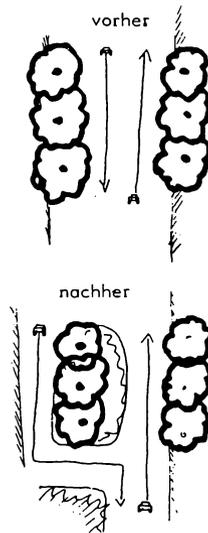
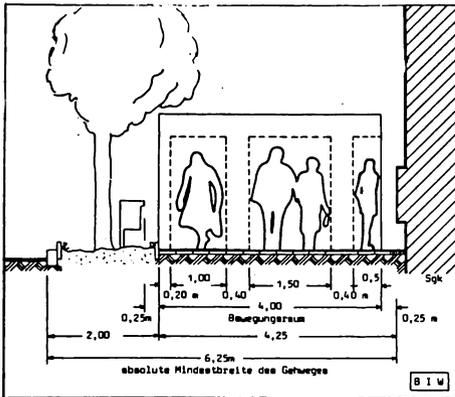
und um dann wieder zu beschleunigen usw.. Dieses 'unvernünftige' Fahrverhalten ist keineswegs auf jugendliche Rowdies beschränkt, sondern wird auch von 'gesetzteren' Autofahrern gezeigt. Es muß an der Verkehrsführung liegen.

Aber wie ist also eine Verkehrsberuhigung im innerstädtischen Raum möglich? Die Lösung erscheint beinahe zu einfach: **"Alles, was frühere Jahrhunderte geschaffen haben, kann heute – sofern es noch brauchbar ist – kopiert werden."** Adolf Loos 1981

"In Abhandlungen über die Straße wird doch immer wieder darauf hingewiesen, daß 'früher' die Straße – mit geringer Kfz-Belastung und breiten Gehwegen – gebrauchsfähiger und je nach Bebauung mehr oder weniger belebt und benutzt wurde." (Böse, H. und Schürmeyer, B., 1984)
Man baue also Straßen nach dem altbewährten Muster!

Doch der Planer läßt gewöhnlich Phantasie walten und präsentiert – in seiner Unkenntnis – einen schönen Plan: "Leute, die keine Schraube einziehen können, Leute, die nicht fechten können, Leute, die nicht essen können, haben es leicht, neue Schraubenzieher, neue Säbel und neue Gabeln zu entwerfen" (Loos, A., 1962). Ebenso, wie es (bis heute) keine besseren Schraubenzieher, Säbel oder Gabeln gibt, gibt es keine besseren Straßen als die altbekannten. Sie bestehen aus Fahrbahn und Gehweg. Und dazu gehört, im Idealfall, um nicht mit der Tür auf die Straße zu fallen, ein Vorgarten. Verfeinert könnte sie noch Parkstreifen und Fahrradweg enthalten. Fußgänger und Autofahrer haben einen fest definierten Raum, in dem sie sich – ohne ständig aufeinander achten zu müssen – frei bewegen können.

In einer solchen Straße kann man den Verkehr einfach und billig verlangsamen: durch das Verbreitern des Gehwegs und das Verschmälern der Fahrbahn. Ich vermute wohl zu recht (?), daß viele Hersfelder Straßen ehemals Alleen waren. Die Alleeebäume wurden, wie z.B. bei Ausbau der Homberger Straße, gefällt, und die Fahrbahn wurde verbreitert. Freie Fahrt dem freiheitlich-demokratischen Autofahrer! Ach bei der Prestige-Verkehrsberuhigung am Kurpark wurde eine Allee zerstört. Als aktuelles Negativbeispiel sei die Simon-Haune-Straße genannt, wo der Gehweg, nach dem Ausbau der Fahrbahn und der Anlage eines Radweges, die Breite eines Gebirgspfades aufweist. Der BBU hält eine Mindestbreite von 6,25 (in Worten: sechs Meter, fünfundzwanzig Zentimeter) für Gehwege als absolut notwendig. (AK Verkehr im BBU, 1981).



Der Bau von Alleen und mit ihm einhergehend die Verschmälerung der Fahrbahn bietet sich nicht nur in den sogenannten Wohngebieten an, sondern gerade auch in den Hauptverkehrsstraßen. Sie diskriminieren niemanden zwangsläufig.

Lassen wir den Hersfelder Stadtring zu einem Alleenring werden! (Damit wäre auch propagantistisch für die Kur- und Festspielstadt einiges gewonnen!)

Nebenbei hat eine Allee einen erheblichen stadtklimatischen Effekt. Um ihn zu spüren, gehe man an einem heißen Sommertag entlang des Hindenburgplatzes und vergleiche das Klima dieser Alleen mit der Straße am Kurpark!

Und nun sage keiner, die Anlage von Alleen käme zu teuer. In Kassel wurden vor kurzem im Rahmen der Beuys-Aktion 7000 Eichen und zwei Alleen (Kantstraße und Bodelschwingstraße - da, wo der Friedensladen zu finden ist) angelegt. Die Kosten betragen inklusive der Verlegung der Kanalisation nur ein Drittel der Kosten einer üblichen Kübelberuhigung. Der Gehweg wurde breiter, der Verkehr wurde nach Aussagen von Anwohnern ruhiger.

Solche Alleen sind technisch leicht anzulegen. Und Baumpflanzungen bedürfen nur geringer, aber richtiger Pflege (Hülbusch, K.H. und Scholz, N., 1984). Bei der Anlage von Alleen sollte der Stadtgärtner darauf achten, daß er keine Einzelbäume (Solitäre) pflanzt. In den Alleen "gibt vielmehr der einzelne Baum seine Individualität zugunsten eines völlig neuen Organismus auf" (Migge, L., 1913). Nur so kann der optische und stadtklimatische Effekt einer Allee erzielt werden.

Einen 'Nachteil' hat aber die Anlage einer Allee. Im Gegensatz zu der Kübelberuhigung ist sie nicht sofort bei Lieferung fertig und präsentativ vorzeigbar. Eine Allee muß wachsen. Sie verändert sich im Laufe ihres Lebens. Dies erweist sich als Nachteil in unserer schnellebigen Zeit.

Die Zwischenräume zwischen den Alleebäumen sollten nicht bepflanzt werden, wie das z.B. in der Straße Am Kurpark zu sehen ist. (Und schon gar nicht so teuer. Falls jemand mit Fuchsien handeln will: In Hersfeld stehen diese teureren Gartenpflanzen überall herum!). Durch Pflanzungen wird wertvolle Fläche dem Fußgänger entzogen. 'Leider' erweisen nicht alle Bürger Hersfelds den stadtgärtnerischen Drangsalieren die nötige Ehrfurcht. In der Straße Am Kurpark sieht man Durchgänge in der Pflanzung zwischen den Alleebäumen.

Anstatt die sich hier in der Zerstörung der Pflanzen materialisierenden Bedürfnisse der Bewohner zu erkennen, und sie als Planungsgrundlage zu nehmen, wird versucht, die unerwünschte Nutzung (!) durch teure Neupflanzungen zu unterbinden. Leute ! Laßt euch nicht durch stadtgärtnerische Willkür von euren geraden Wegen abbringen. Die kürzeste Verbindung von zwei Punkten ist die gerade Linie. Und wenn diese Linie von Begonienbeeten durchschnitten wird, ist das nicht eure Schuld. Tretet sie nieder !

Mit einfacheren Mitteln können Freiräume so gestaltet werden, daß sie den Bedürfnissen der Benutzer gerecht werden. Es bietet sich an, Alleepflanzstreifen mit wassergebundenen Decken aus z.B. Kalkschotter oder Quarzit anzulegen (vgl. AG Freiraum und Vegetation, BBU 1984). Diese Flächen können und dürfen betreten werden. Auf ihnen kann sich die Vegetation frei entwickeln. Wo Fußgänger hergehen, wächst sowieso nichts oder nur wenige trittverträgliche Pflanzen. Um die Baumscheiben herum siedeln sich ein- bis zweijährige Pflanzen (Mohn, Beifuß, Mäusegerste, Rainfarn, Nattertkopf usw.) an. Diese Vegetation kann durch entsprechende Einsaaten gesteuert werden und bedarf nur selektiver Pflege (vgl. AG Freiraum und Vegetation, 1984). So können auch Naturschützer befriedigt werden, da sich sehr interessante Pflanzen ansiedeln. In Kassel wurde auf einem ähnlichen Standort sogar eine Orchidee mitten in der Stadt gesehen !

Abgesehen von solchen naturschützerischen Nebensächlichkeiten und vegetations-technischen Praktiken, gilt es vor allem, den Straßenraum auch und gerade für den Fußgänger nutzbar zu machen. "Die Voraussetzungen zur Nutzbarkeit der Straße sind ...primär struktureller und organisatorischer Art"

(Böse, H. und Schürmeyer, B., 1984). Ist der Straßenraum gut organisiert, kann sich die Nutzung einspielen und entwickeln. Eine kübelberuhigte Straße ist nicht strukturiert und entwicklungsfähig.

An der Nutzbarkeit und nicht an einer Pseudoästhetik muß sich die Planung von Freiflächen richten, zu denen auch und gerade die Straßen der Stadt gehören. So können sie gegen die 'Unwirtlichkeit unserer Städte' ankämpfen.

Abschließend bleibt noch zu bemerken, daß kübelberuhigte Straßen überall gleich aussehen und dem Ort seine Identität rauben. Die Freiraumplanung muß daher örtliche Gegebenheiten zur Grundlage ihrer Planung machen und nicht Fertigelemente (z.B. Ringstraßen, Verkehrsberuhigungen und ganz schlimm: Fußgängerzonen) aneinanderfügen. "Die gestaltete Stadt kann 'Heimat' werden, die bloß agglomerierte nicht, denn Heimat verlangt Markierungen der Identität eines Ortes." (Mitscherlich, A., 1965).

Literatur:

- AG, Freiraum und Vegetation, Pflege ohne Hacke und Herbizid, Kassel 1984.
- AK Verkehr im BBU, Gehwege in Städten, Berlin 1981
- Böse, H. und Schürmeyer, B., Die Freiräume der Straße oder Die Straße als Landschaft. In: Das Gartenamt 33, 1984
- Bördieu, P., Die feinen Unterschiede, Frankfurt 1982
- Hard, G., Vegetationsgeographische Feststellungen in der Stadt am Beispiel der Osnabrücker Scherrasen, in: Berichte zur deutschen Landeskunde, Bd. 57, H. 2, Trier 1983
- Hülbusch, K.H., und Scholz, N., Joseph Beuys' 7000 Eichen, Kassel 1984
- Loos, A., Sämtliche Schriften I, Wien 1962
- Loos, A., Ins Leere gesprochen, München (1921), 1981
- Migge, L., Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts, Jena 1913 (Reprint)
- Mitscherlich, A., Die Unwirtlichkeit unserer Städte - Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt 1965.

Der (letzte) Rock hat keine Taschen (1987)

Über Planung, *Poa annua* – Hochstämme und richtige Bäume – Erfahrungen einer Sekretärin in einem Gartenamt

Henriette Glabra

Freiraumplanung statt Stadtplanung, Vegetation kennenlernen, verstehen, umsetzen, Bäume richtig pflanzen (Standortwahl, Substrat), Pflege der vorhandenen Grünanlagen und Neuanlegung und vieles mehr zu lernen, das erschien mir höchst suspekt am Anfang. Am Anfang, das war im Frühjahr 1986, als ich im Gartenbauamt einer Mittelstadt in Süddeutschland als Sekretärin einstieg. Am Anfang war so gut wie nichts (folgen wir den allgemein anerkannten Mythologien der christlichen Religion, ist dies auch ganz normal ... oder?). Also, Betonkübel in den Straßen fand ich schon immer bescheuert. Ich hasse eingezäunte Grünanlagen (die haben so etwas Einengendes, Verbotenes), Verbundsteinpflaster ist mir unheimlich, dafür liebe ich Alleen, wo das Blätterdach vor Sonne und Regen schützen kann, Flächen, wo ich mich ohne Hindernisse bewegen kann.

Die Vegetation der Stadt bestand für mich aus Gras, Moos, Bäumen, Sträuchern, Bodendeckern und Koniferen. Aber warum diese Pflanzen da wuchsen, ob einfach so oder angepflanzt, welche Inszenierungen damit verbunden waren (das es welche gab, spürte ich schon) wußte ich nicht.

Die Geschichte der Betonsteinpflaster, Bodendecker und Betonringe wurde mir relativ schnell klar, als ich in die Maschinerie der Bürokratie und in die heiligen Hallen der Formalisten und Technokraten Einzug gehalten hatte.

Die emotional begründete Alternative hierzu war ja auch klar, nur was interessierten die anderen schon "unfundierte" emotionale Unbehaglichkeiten (die sich bald in handfeste Ärgernisse auswuchsen) einer un-studierten Sekretärin, wenn es um die von Praktikern, gestandenen Fachkennern also, ausgesuchte Weggrünung von Freiräumen geht.

Schon in den ersten Wochen meiner Tätigkeit schloß ich Freundschaft mit einem "Dipl.Ing.", seines Zeichens Freiraumplaner und Pflanzensoziologe aus der Kasseler Schule, der mir und meiner weiteren Laufbahn als Sekretärin in diesem Amt eine Veränderung geben sollte. Wir (also

mein Freund und ich) sind fortan fast täglich, während der Mittagspausen und nach Feierabend, unterwegs gewesen in der Stadt und ich habe erstmal den Unterschied zwischen Gras und Gras, Baum und Baum, Strauch und Strauch gelernt. Und je mehr ich lernte, umso mehr wollte ich wissen. Nicht nur, wie die Pflanzen heißen, sondern auch warum sie hier an dieser Stelle wachsen und dort nicht. Welche Bedeutung haben sie? Was kann ich daraus lesen und lernen? Vegetationsaufnahmen waren angesagt und glaube, daß ich die Grundbegriffe der Freiraumplanung sehr schnell drauf hatte, warum das "Wissen" über den Umgang mit der Vegetation und den Einsatz der Vegetation bei der Planung wichtig ist. Natürlich diskutierten wir auch über die richtige Substratwahl bei der Anlegung von Baumreihen und -gruben, Pflanzenschnitt und -stärke und über die Pflege der von unserer Neubaubteilung angelegten Grünanlagen und deren Baumpflanzungen, denn den Ärger damit hatte meistens zuerst ich. Bei mir läutete permanent das Telefon, irgendjemand beschwert sich über das wuchernde, oft Meter hohe "Unkraut" (i.d.R. üppigste Stellarieten, Agropyron-Rumicion und Chenopodietalia-Fragment-Gesellschaft etc.), das unsere Grünplaner aus der Neubaubteilung produziert haben mit ihren überfetteten Substraten.

Ja und dadurch war halt mein Ehrgeiz noch mehr angestachelt, meine Kenntnisse anzuwenden, mit den Planern über Stammumfang, Substratwahl, Einsatz spontaner Vegetation in der Freiraumplanung, Bau wasserdurchlässiger Decken usw., halt eben über die Herstellung gebrauchts- und alterungsfähiger Freiräume zu diskutieren. Zuerst waren sie ziemlich überrascht und versuchten mir zu erklären, daß dies oder jenes was sie tun so von ihrem Amtsleiter oder Dezernenten gewünscht wird, aber warum sie wirklich so planen, das ist ihnen bis heute nicht bewußt. Außerdem hatten sie, so glaubten sie noch zuerst, ein leichtes Spiel mit mir; ich hatte ja nicht studiert. Deswegen versuchte auch Herr Grau, seines Zeichens Leiter der Planungsabteilung, eigene Unkenntnis der Materie damit zu vertuschen, indem er mich fragte: "Na, pflanzt "Ihr" jetzt auch *Poa annua* Hochstämme?". (Dieses "Ihr" wäre noch zu erklären: mein Freund arbeitet in der Pflegeabteilung, was aber nicht heißt, daß er keine Bäume pflanzt und dies ist halt eine Konkurrenz im gleichen Amt. Und ich, wegen meiner Freundschaft zu diesem Herrn gehöre zu "den Extrawürsten" in dem Amt). Ich finde das "Ihr" gut.

Und die Diskussionen verschärfen sich, ich zweifle die in den Planerköpfen entstandenen geschwungenen und uninformativen Wege an, die niedlichen "Kommunikationsecken" mit einem halben Baumschulsortiment an Sträuchern an, ich erkläre ihnen etwas von historischen Interpretationen und Umgangsweisen mit städtischen Freiräumen, versuche klarzumachen, daß man aus Vorbildern lernen sollte, daß es nichts "Neues" zu erfinden gibt, daß man aus den Strukturen einer Stadt die Bewohner, aber nicht die Handschrift der Planer erkennen muß. Aber immer noch sieht eine Grünanlage am Ende ihrer "Komposition" aus wie die andere.

Heute wird zwischen uns nur noch wenig diskutiert oder gestritten. Der Streit ist eben nicht das Metier der Profession.

Der Herr wird's schon richten (1987)

H. Diepholz

Eine mittelgroße Stadt im Südwesten Deutschlands:

In unmittelbarer Cityrandlage befindet sich eine investitionsträchtige Brachfläche, die informell als Parkplatz genutzt wird. Nach zahlreichen Anwohnerprotesten entschließt sich das zuständige Liegenschaftsamt, diesen Zustand durch das Setzen von Pollern abzustellen.

Da die Fläche nun aber immer noch einen äußerst ungepflegten Eindruck macht und als öffentliche Toilette benutzt wird, gehen beim selben Amt von den selben Anwohnern Anfragen ein die Flächen zu pachten.

Unter Verweis auf diese Vorgeschichte wird der Vorgang vom Liegenschaftsamt an Planungsamt zur Entscheidung weitergeleitet. Dabei unterläuft dem zuständigen Sachbearbeiter des Liegenschaftsamtes ein folgenreicher Rechtschreibfehler. '... auf Grund massiver Bachweiden (hier hätte Bewohnerbeschwerden stehen sollen) ... wurde das Grundstück ... abgepflockt, um ein Parken zu verhindern ...'

Das Planungsamt prüft den Sachverhalt und in der Folge geht beim Gartenamt ein Schreiben des Planungsamtes ein, in dem 'ein gewisses Unverständnis' geäußert wird, wie und warum das Gartenamt dazu kommt, besagte Fläche durch das Pflanzen 'massiver Bachweiden' abzupollern, ohne dies im Einvernehmen mit den zuständigen Fachämtern zu vollziehen. Der Vorgang ist der zuständigen Bauamtskonferenz zur weiteren Entscheidung zugeführt worden...

Ein Nachmittag auf der Hafeninsel (1987)

Ein Besinnungsaufsatz

Helmut Lührs

An diesem Tag regnete es bis in den späten Morgen hinein. Grauer Dunst lag in den Straßen und das Getöse der Stadt brach sich auf eigentümliche Weise in den schillernden Farben öldurchsetzter Wasserpfützen.

Vor einem verstopften Gulli sammelte sich das Wasser zu einer großen Lache, in der die sicheren Anzeichen des nahen Winters schwammen. Das vormals helle Weiß der Einwegtaschentücher absorbierte das Blauviolett des Wasserfilms zu einem schmutzigen Graubraun in dem sich die Ergebnisse einer anhaltend wirksamen Sozialisationspolitik der Folgelasten industrieller Naturaneignung materialisierten.

Am Rande des Bordsteins fristeten einige unscheinbare Gräser ihr Dasein. Sie bildeten einen seltsam beunruhigenden Kontrast zu den Farben des Wassers. Ihr noch sattes Grün verunsicherte die Information der Taschentücher.

Gegen Mittag wurde es heller, die Feuchtigkeit wich nun doch dem Tag. Ein Freund hatte mich gebeten einige Bilder, die ihm auf der Hafeninsel mißglückt waren, nachzuschießen. Da die nächsten Tage kaum bessere Bedingungen zu versprechen schienen, entschloß ich mich diesen Nachmittag für meine kleine Mission zu nutzen.

Ich betrat den Park von seiner Nordseite her und nach kaum 100 Metern stieß ich auf einen Trupp Bauarbeiter. Sie waren damit beschäftigt, in einer ebenen und sehr gut begehbaren Schotterfläche einen ca. 2 m breiten und an die 15 cm tiefen Graben auszuheben.

Der Aushieb verlief von Hand.

Ihre Arbeit schien mir recht mühselig, aber den Gesichtern war die offenkundige Anstrengung nicht anzumerken.

Auf der Hafeninsel begegnet man nur Bauarbeitern/innen; das ist auf einer Baustelle auch ganz normal (manchmal, selten allerdings, trifft man auch Künstler).

Die Menschen, die hier arbeiten sind mir sympatisch. Sie verrichten eine äußerst schwierige und anstrengende Tätigkeit. Das wird leicht übersehen.

"Was macht ihr denn hier?"

"Wir legen einen Gehweg an."

"Soll der Weg gepflastert werden?"

"Nein, der Weg soll geschottert werden."

"Aber hier liegt doch schon Schotter, man kann sehr schön darauf gehen; warum baut ihr den Weg?"

"Wir haben Anweisung den Weg zu bauen!"

Man ahnt wie schwierig diese Arbeit ist.

Der fertige 'Unweg' und der unfertige Weg führen auf die Haupterschließungsachse des Parks.

Nachdem ich die Einschnitte dieser Achse mit ein, zwei gewagten Sprüngen überwunden hatte, gelangte ich auf der anderen Seite der Anhöhung zu einem neuerstellten Feuchtbiotop. Ich muß eingestehen, daß ich nicht so ohne weiteres darauf gekommen wäre.

Überall standen noch die Pfützen auf dem, von Maschinen, Baggern und Lastern verdichteten Boden herum; nur das Biotop war vollkommen trocken geblieben.

Allein die sanft auslaufenden 'Ufer' der rundlichen Mulde ließen hintergründiges, vermutlich sogar wissenschaftliches Vorgehen erkennen.

Vom Biotop aus sind es nur einige Geländeeinschnitte und Mauern bis zur etruskischen Ausgrabungsstätte.

Mehrere hundertquadratmeter große Flächenbereiche sind durch locker aufgeworfene Steinmüerchen voneinander getrennt. Neben des toskanischen Eindrucks könnte auch leicht die Assoziation eine brachgefallenen Bergbauerngrundes entstehen.

Aber dafür sind die Mauern zu beliebig und belanglos formiert.

In den von Steinwällen umgebenen Flächen finden sich figurale Kombinationen verschiedenster Materialien.

Das Spiel der Farben und Formen, eingebrachte Schnecken aus dunklem Kleinpflaster in roten Untergrund gelegt, schwarze und orangerote Dreiecke, locker aufgeworfene Schutthaufen wechselnd mit feingeharktem

graugrussigem Bodenmaterial, unterstützen die Mystik des Ortes; unter Umständen die Rekonstruktion einer heiligen Kultstätte?

Aber nur ohne Kontext sind solche Verknüpfungen möglich.

Die Gewalt der Straße (der sich der Park verdankt), die Ansammlung von Geröll, Schutt und schütterer, ungenutzter Vegetation brechen unaufhaltsam in die Betrachtung ein und lassen das Szenario zu einer apokalyptischer Vision vergangener, sehr naher Gewalt entstehen.

Die Zerstörung der Stadt - in ihre sinn- und nutzlos gewordenen Materialien zerlegt - wird zum Bild einer Totenstätte (der lediglich die Denkmale fehlen) hypostasiert.

Das Stakkato der unvereinbaren Eindrücke verbindet sich mit dem Lärm der Brücke zu einer Allegorie des Untergangs, eingebettet in die private Mystik eines aus den unverstanden gebliebenen Episoden der Gartenkunstgeschichte und der Naturgärtnerei gefertigten Kunstwerkes.

Ein kleiner Weg führt die zweite (seitliche) Haupterschließungsachse, welche mitten im Gelände zu einem Rondell ausläuft, auf eine kleine Anhöhe. Von hier wird der Blick frei auf den See, der unter der Brücke entsteht. Noch wühlen sich Maschinen durch den verfestigten Boden, aber bald schon werden Schilfgürtel und mancherlei besondere Wasserpflanzen zur Beruhigung der verwirrten Sinne beitragen.

In der einsetzenden Dämmerung vermischen sich die Konturen der Bauwerke und ihrer herbstlichen Vegetation zu einem einheitlich verbindenden Farbton. Abendnebel senkt sich versöhnend über die Hafeninsel.

Es wird bald wieder regnen.

Sie sollten dem Biotop einen anderen Namen geben.

Collagen – 15 Jahre Kassel (er Schule)¹ (1989)

Karl Heinrich Hülbusch

Motto: 'Manche Leute hören das Gras wachsen und vergessen dann es zu mähen'.

Mit diesem Motto will ich auf die Tragfähigkeit von Prognosen verweisen. Wer bei seinen Prognosen nicht auf die Erfahrung verweisen kann und daraus hinreichend plausibel auch den Ertrag vorhersehen lernt dem entgeht die Arbeit des Mähens, der Ernte, weil nichts gereift ist oder weil nichts gewachsen ist.

Zu Werkberichten hatte Lolita Hörnlein - Referat für berufspraktische Studien am Studienbereich Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung - die Lehrenden des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung für das Sommersemester 1989 eingeladen. 'Werkbericht' - das läßt Pläne erwarten und Fotos von den Werken. Also 'Kunst'-Werke oder Wissenschaft, Messungen - Tabellen - komplizierte Analyseverfahren - Ablauf- und Verlaufsmodelle. Die Tätigkeitsbezeichnung heißt aber doch Hochschul-LehrerIn und nicht Hochschul-ForscherIn oder PlanerIn (E. Altvater).

Für einen Hochschullehrer ist das aber nicht das 'Werk', auch wenn gern und oft behauptet wird, daß sie ohne diese Werke den Bezug zur Praxis verlieren. Die Praxis von HochschullehrerInnen ist aber die Lehre und die Gelehrsamkeit im Sinne einer kritischen Theorie zum Gegenstand der Lehre und zur Philosophie der Berufstätigkeit und der Folgen. Die HochschullehrerInnen-tätigkeit hat eine literarische Seite (lesen und schreiben) und eine beobachtend begleitende Interpretation der gesellschaftlichen Praxis und der Folgen beruflicher Arbeit zur Voraussetzung und zum Gegenstand.

Dabei zählen die eigenen Texte weniger als die Texte und Arbeiten, die ich möglich mache, daß sie geschrieben werden können. Mein 'Werk' sind also die Arbeiten der StudentInnen und DoktorandInnen. Und diese sind natürlich nicht mein Werk, weil ich im besten Falle eine Hebammentätigkeit ausübe, die den Ertrag der Arbeit auch als eigenen Beitrag verstehen lernt. Dabei geht es nicht um Wissenschaft, sondern um Wissen, Verstehen,

1) Erweiterte Fassung eines Referats vom 21. Juni 1989

Können - um personal gebundene Fähigkeiten, die gelernt werden können, wenn sie personal vermittelt werden. Deshalb ist das Studium der Landschafts- und Freiraumplanung die Arbeit an der Kundigkeit, die im Gegensatz zur 'Wissenschaftlichkeit' bzw. 'Künstlerischkeit' nicht abstrakt bzw. unreflektiert subjektiv abfragbar gemacht werden kann.

Hier müssen wir Wissen gegen Wissenschaft halten. Die Vermittlung von Wissen setzt Anwesenheit voraus, weil neben der Erfahrung insbesondere auch die 'handwerklichen' Fertigkeiten weitergegeben werden müssen. Wissenschaft dagegen ist betont abstrakt und apersonal. Sie kann auswendig gelernt und abgefragt, geprüft werden. Auch die Richtigkeit von Antworten ist abstrakt bemessen und unabhängig von der Verwendung/Anwendung und den Orten. Es ist so eine Art Schlüsselfertigwissen, das dem Eröffnungs-/Schlüsselfertigrün der Cotoneaster-Kultur vergleichbar ist und wie dieses anscheinend überall eingesetzt werden kann. Wissen setzt die Kenntnis eines Prinzips voraus, das immer wieder neu geprüft werden muß und so immer wieder Basis des Lernens und neuer Erfahrungen ist. Demgegenüber bietet Wissenschaft das Versprechen des endgültig Fertigen, dem Neues additiv wie in einem Puzzle nur beige packt wird. Das rezepthafte, schon fertig entworfene Puzzle, welches in den Landschaftsdatenbanken für die Umweltverträglichkeitsplanung (UVP) nur noch die Bedienung des Programms erfordert, schafft jede (berufliche) Arbeitsqualifikation ab.

"Enteignung von Kompetenzen ist nicht nur ein Vorgang, in dem diese oder jene Fähigkeit stillgelegt oder an der Ausbildung gehindert wird, damit so dieses oder jenes Bedürfnis, dieses oder jenes Angewiesensein auf Versorgung entstehe" (Gronemeyer, M. 1988:232)... "An dies Stelle des schaffenden Gegenübers tritt das fertige Befriedigungsmittel, an die Stelle der Tätigkeit tritt die Versorgung. Das Individuum wird nicht fähiger und erfahrener. ... Wenn man uns die Erfahrung nimmt, nimmt man uns unser Tun" (Gronemeyer, M. 1988:235).

Dagegen steht die 'Collage'- die Verfertigung von Erfahrung und Wissen durch die Tätigkeit (Arbeit).

Collagen

Klebebilder, eine Erinnerung z.B. an Kurt Schwitters, sind eine brauchbare Chiffre für die Arbeit in der Freiraum- und Landschaftsplanung, also in einer weichen, diffusen Disziplin, einer Erfahrungs- und Indizienwissenschaft, bei der die Bedeutung der

Beobachtungen und Gegenstände im Vergleich jeweils neu kontextualisiert werden müssen. Diese These war z.B. der Anlaß für den Büronamen Collage Ruhr (Beuter, Hülbusch, von Reuß 1971-72) oder Collage Nord (Bäuerle bis heute, Hülbusch) in den Jahren 1970 - 1974. Collage - so können wir bei näherer Betrachtung auch unsere Lernbiographie nennen, wenn wir sie dann betont betrachten, damit wir nicht im Sumpf einer unreflektierten Subjektivität versinken:

"Während gerade ungebrochenes Bewußtsein von 'Objektivität' und '(Fach)Wissenschaftlichkeit' bei der 'Weitergabe des Gelernten' ein unkontrolliertes Übermaß von Subjektivität in den Unterricht bringt. Pointierter: Gerade wo der Gymnasial- und Hochschullehrer der Geographie rein als Sachwalter der objektiven Wissenschaft zu wirken glaubt, da schmort er normalerweise am tiefsten im Saft seiner beschränkten und für seine Schüler irrelevanten Subjektivität, die gerade, weil sie bewußtlos ist und sich für objektiv hält, für Lehrer und Schüler gleichermaßen beschränkend und unfruchtbar bleibt" (Hard, G. 1981:28).

Das Seminar - Wunschträume, - das Gerda Schneider und ich jetzt fünf Semester lang durchgeführt haben - im Sinne von Balint (Der Arzt, sein Patient und die Krankheit) - ist Beispiel für eine Biographie- und Berufsreflexion, die von den Lehrenden außer Sympathie auch Distanz voraussetzt.

"Wer von Mieterinitiativen etwa tatsächlich ernst genommen werden will, muß außer gutem Willen und persönlicher Integrität vor allem sein 'Handwerkszeug' mitbringen, neben Solidarität auch Solidität durch handfeste Kenntnisse von hohem 'Gebrauchswert' als Material für Argumentationen und Alternativkonzepte: Detailkenntnis über technisch-konstruktive Veränderungsmöglichkeiten und Finanzierungsalternativen, parlamentarisch-institutionelle und andere Wege zur Durchsetzung 'konzertierter' Doppel- und Dreifachstrategien. Um dabei weder vorschnell 'verheizt' und nachher 'kaltgestellt', noch in Reformillusionen betriebsblind zu werden, ist trotz Betroffenheit Distanz erforderlich (Durth, W. 1977:222-223).

So hat denn das Wunschträume-Seminar deutlich gemacht, daß die Studiermotive den verschiedenen Berufs- und Erfolgsrollen entsprechen - diese also leicht widerspiegeln. Um nicht immer wieder den gleichen Fehlern der Debatte und dem Widerspruch der Erwartungen und Motive zu verfallen, ist die Kenntnis und das Verständnis der Motivationsgeschichte als Berufsgeschichte erforderlich, um daran die Tragfähigkeit zu prüfen.

Das setzt aber auch die Anerkennung des Lehrens und Lernens, sowie der professionellen Arbeit in einer weichen Disziplin vor-

aus, die durch 'wissenschaftliche' oder 'künstlerische' Ausgleichsmaßnahmen nicht zu ersetzen oder aufzuheben ist: Der Unsicherheit des Lehrens und Lernens, aber auch der professionellen Arbeit in einer weichen Disziplin, kann ich allerdings durch wissenschaftliche Ausgleichsmaßnahmen nicht entgehen.

"Solche Verschleierungen und Vorspiegelungen sind allerdings wohl nur dann dauerhaft erfolgreich, wenn ein außerakademisches Publikum (ein Publikum außerhalb der wissenschaftlichen Institutionen) vorhanden ist, welches an diese 'Wissenschaft' glaubt und von ihr lebt - genauer: Ein möglicherweise historisch wechselndes Publikum, für welches diese Disziplin eine politisch-ideologisch stützende, professionell sinngebende oder privat existenzzerhellende und weltdeutende 'akademische folk science' ist. Für diese Adressatengruppen wiederum (in der Geographie z.B. unter anderem die Gymnasiallehrer des Faches) ist die 'strenge Wissenschaftlichkeit' dessen, was eine solche Disziplin produziert, schon dadurch hinreichend beglaubigt, daß sie akademisch etabliert ist: Wodurch der Kreis sich schließt" (Hard, G. 1981:34).

"Es ist möglich, die Auswirkungen der Unreife auf die Forschungstätigkeit eines Fachgebietes zu verschleiern, aber in der Lehre... tauchen brennende und unlösbare Probleme auf. In mancher Hinsicht ist die Aufgabe, ein unreifes Fachgebiet zu unterrichten oder zu erlernen, eine größere Herausforderung, ein anregenderer und echterer Erziehungsprozess als in einer Disziplin, wo der Student erst einen riesigen Grundstock von Standardinformation und von Werkzeugen meistern muß, ehe man ihm die Kompetenz zu selbständigem Denken zuerkennt. Denn sobald es (wie in einer 'diffusen' und 'volkswissenschaftlichen' Disziplin) keine große Menge unumstrittenen Lehrstoffes gibt, der übermittelt werden muß, können Lehrer und Studenten als nahezu Gleichberechtigte an einer gemeinsamen Sache teilnehmen, und die Rolle des Lehrers kann eher sokratisch als schulmeisterlich sein... (Ravetz 1973 in: Hard, G. 1981:35).

Die Idee, daß die Landschafts- und Freiraumplanung ein 'schwarzes Loch' (R. Meyer) sei, das mit Wissenschaft gestopft werden müsse, hat folgenden Hintergrund:

"Eine solche Disziplin spiegelt also fast normalerweise etwas vor, was sie tatsächlich nicht ist und möglicherweise niemals sein kann: z.B., in dem sie Forschungsdesign, Wissenschaftsphilosophie, Ausbildungs- und Prüfungspläne jener härteren und kompakteren Wissenschaften imitiert, die jeweils als unzweifelhaft seriös und effektiv gelten (Wobei diese Disziplinen nicht so sehr nachgeahmt werden, wie sie wirklich sind, sondern eher so, wie sie in der jeweils modischen Wissenschaftstheorie - man könnte auch sagen: in der wissenschaftstheoretischen Erbauungsliteratur - geschildert werden)" Hard, G. 1981:33).

Eine Ergänzung und Erweiterung, Vertiefung von Lehre und Forschung in einer weichen Disziplin muß an der Metatheorie und den leitenden Paradigmen - also an der Erfahrung und der prüfbaren Geschichte ansetzen, statt eine Arrondierung der Wissenschaftsfläche durch die Eingemeindung anderer Disziplinen zu erstreben. Im weitesten Sinne 'technisch-faktenpositivistisch' (A.Gehlen) orientierte Ausweitungen sind weder in der Lehre noch in der Forschung geeignet, einen 'philosophischen' Hintergrund zum besseren Verständnis der drängenden Fragen zu geben, samt der Fähigkeit Antworten von einiger auch alltagsweltlich akzeptabler Plausibilität beizutragen. Das verstehen die Experten für 'schwarze Löcher' natürlich nicht. Sie können sich 'Landschaftsplanung' nur als Addition segregierter Analysen vorstellen und demgemäß 'Vertiefung' in der Landschaftsplanung auch nur als Auswanderung in ein anderes Fach - Saurer Regen, Bodenchemie, Klimatologie, Agrarpolitik, Zoologie, Juristerei, Biotopismus o.a. entweder akribisch messend und zählend bzw. institutionalistisch politisierend denken: metripop oder agitprop.

Um bei Ravetz weiter zu denken; in einer 'weichen und diffusen folk science' ist keine Frage unzulässig und damit müssen, wenn die Disziplin fruchtbar gelehrt, gelernt, studiert und ausgeübt werden soll, immer wieder die Zugänge auf der Basis der Erfahrungen und des Vergleichs erweitert werden. Die Routine ist so nicht Abstumpfung und billige Repetition des immer gleichen (Schubladen) oder der modisch billigen Modernisierung der Methoden. Die 'Akkumulation' der Erfahrung stärkt die Erfahrung und die Arbeitsfähigkeit, wie die Arbeitsqualität. Wissenschaft ist dagegen die Vortäuschung von 'Erfahrung' aus zweiter Hand - oder im klassischen Sinne 'Außenlenkung' (Rießmann, Gehlen). Jetzt müssen wir natürlich auch fragen ob diese Arbeits- und Lernphilosophie über 15 Jahre und mehr auch trägt. Diese Tragfähigkeit benötigt eine theoretische und materielle Ebene. Diese materielle Ebene kann ich nicht verstehen und damit planen, wenn es dazu keine gesellschaftliche Theorie und eine handwerkliche Handlungsebene gibt. Der Widerspruch der beruflichen, administrativen und parteipolitischen 'Praxis' (siehe Gartenschaubatte) ist dabei keine akzeptable Kritik für die Lehrtätigkeit, wenn sie denn nur - und das ist die Regel - ein Vorwand gegen die kritische Interpretation ist und den institutionellen 'Freiraum' gegenüber den Bewohnern sichern und erhalten soll.

Daran läßt sich dann auch der Widerspruch in der Arbeit zugänglich machen. Wer widerspricht - hat die Beweisnot - auch in diesem Fachbereich, wo tendenziell nach formaler Übereinkunft der Nichteinmischung entschieden wird.

Nun zur Tragfähigkeit und den Ergebnissen. Wir könnten als Alternative auch einen Spaziergang übers Hochschulgelände machen, wo sich an einem 'Produkt' alle Thesen und die Philosophie darstellen und erklären ließen. Für mich ist der Wechsel der Begriffe von Grünplanung / Landschaftspflege zu Freiraumplanung / Landschaftsplanung kein Etikettenwechsel. Mit Freiraum- und Landschaftsplanung ist ein Basisparadigma verbunden, das vom Gegenstand der Dekoration (Nietzsche) absieht und die Notwendigkeiten des selbständigen Über-Lebens - keine falsche Betroffenheit - die Produktion/die 'Produktion der Reproduktion' zum Ausgangspunkt der Nachdenklichkeit und des Rats nimmt. Wenn hier immer so leichtfertig die 'Kasseler Schule' in Beschlag genommen wird oder mit Bedauern als unbekannte Größe konstatiert wird, dann ist das ein Beweis für Etikettenschwindel und wissenschaftsorientierte Härte und Technokratie, wie sie z.B. bei der Diskussion um die Professur 'Naturschutz in der Landschaftsplanung' immer wieder hervorgekehrt wird, um die Lernhilfen aus der feministischen Debatte (Christel Neusüß z.B) und der Theorie zur Subsistenzwirtschaft (v. Werlhof, Bennholdt-Thomsen, 1983) vom Tisch schieben zu können.

Hier will ich mit einem Zitat aus Häußermann, H. u. Siebel, W. (1987:229) auf einen anderen Aspekt der Geschichtsklitterung und Wissensauflösung hinweisen:

"Die Geschichte der Stadt begann mit dem Kampf gegen die Natur. Die ersten städtischen Siedlungen waren möglich, nachdem die Produktivität der Landwirtschaft so erhöht worden war, daß nicht jeder Mensch selbst Tag für Tag für seine Lebensmittel sorgen mußte. Denn die natürliche Umgebung in Mittel- und Nordeuropa war für seßhafte Menschen zunächst unbewohnbar - Rodung von Wald und das Trockenlegen von Sümpfen waren Voraussetzung für dauerhaftes Siedeln.

Der Anfang der Stadt war Kampf gegen die Natur. Natur war gleichbedeutend mit Gefahr, mit wilden Tieren und Katastrophen, auch mit Mord und Totschlag. Die Stadt war der Natur abgerungenes Gebiet, ausgegrenzte und befriedete Zone, in der Regeln des menschlichen Zusammenlebens eine Berechenbarkeit der sozialen Welt herstellten, in die man sich einfügen konnte - je nach Stand und Besitz - und die Schutz bot. Sowohl die räumliche wie die soziale Umwelt waren kultiviert - die Stadt ist der Ursprung unserer Kul-

tur, sie selbst beruht auf 'Kultivierung', und was entstand, nennen wir 'Zivilisation'".

Diese Kolportage ist von wenig historischem Wissen geprägt und verschweigt neben den Produktionsweisen auch den Wechsel des Rechtsverhältnisses - von Frauenrecht zu Männerrecht - und des Naturverständnisses. Solche, auf den ersten vorbehaltlosen Blick zunächst plausible 'Tatsachenbeschreiben' verkürzen nicht nur - sie führen mit Absicht in die Irre. Sie setzen Zeichen, die es nicht gibt, um daran dann eine ebenso falsche Interpretation anzubieten. Jeder Widerspruch bzw. opportune Wechsel der Absicht, läßt dann leicht eine neue 'Tatsache' und ein neues 'Ergebnis' zu.

15 Jahre.

In fünfzehn Jahren haben wir einige Thesen und Themen vor dem Hintergrund der Erfahrung und dem angesammelten Wissenschatz, der durch viele Texte 'vorgeleisteter Arbeit' ergänzt, verbreitert und stimuliert wurde, aufbereitet. Ich will hier nur die wichtigsten, nachhaltigsten Fragestellungen und Arbeiten anführen: zur Freiraumplanung, zum Vegetationshandwerk, zur spontanen Vegetation; zur Landschaftsplanung, zum Vegetationshandwerk, zur Naturausstattung, zum 'Naturschutz' und zur Disziplingeschichte. Die angedeuteten Schwerpunktsetzungen sind eher plakativ zu verstehen, da aus der Erfahrung und dem Ergebnis mit dieser oder jener Fragestellung immer auch Vergleichsebenen und Übertragbarkeiten zu anderen bestehen und genutzt werden können. Mit dem Projekt 'F 2 - Freiraumplanung Bettenhausen' (1974) ist die erste Arbeit zur quartiers- und hausorientierten Freiraumplanung entstanden, die mit vielen weiteren Projekten, Studienarbeiten, Diplomarbeiten fortgeführt und erweitert wurde. Mit dem 'Gutachten zur Bundesgartenschau Kassel 1981 (1976) wurde die bis heute tragfähige und ausformulierte Kritik an diesem grünplanerischen Spektakel angelegt. Auch die 'spontane Vegetation' als Indikator des Gebrauchs und der Gebrauchsfähigkeit städtischer Freiräume sowie Vorbild (Beispiel) für Vegetationsverwendung und Freiraumpflege ist mit einem Projekt 'Stadtstruktur und Stadtvegetation' (1975) eingeführt und in vielen Arbeiten erweitert und präzisiert worden.

Zur Landschaftsplanung ist das Projekt 'Industrialisierung norddeutscher Küstenregionen am Beispiel Neuwerk-Scharhörn' (1975)

zu nennen, das in vielen weiteren Beispielen und Arbeiten fortgeführt wurde. Dazu gehören auch die kritischen Beiträge zu den klassischen Arbeitsformen der Landschaftspflege (Begleitplanung, Ausgleichsplanung, Landschaftsplanung, Naturschutz etc.), die neben den Projekten in spezieller formulierten Untersuchungen geprüft wurden. Die Naturausstattung bäuerlicher und landwirtschaftlicher Wirtschaftsflächen ist ebenso wie Fragen der nachhaltig ökonomischen Nutzung und der Regeneration der naturbürtigen Produktionsgunst, insbesondere der Grünlandwirtschaft erst wesentlich später breiter bearbeitet worden, weil der Zugang hierzu doch einen weiteren Anmarschweg und entsprechende Vorbereitung der Arbeitsroutine erforderte. Aber auch hier ist mit der Beschreibung der Ergebnisse des ersten Kompaktseminars (1976), dem bisher weitere elf mit zuletzt etwa 90 TeilnehmerInnen (Feld am See/Kärnten - 1989) folgten, das vegetationskundliche Verständnis der Ursachen und Bedeutungen der Naturausstattung für die Wirtschaftsweise (Produktionsweise) schon früh eingeführt worden. Disziplingeschichtliche und historische Darstellungen waren zunächst weitgehend in den verschiedenen Arbeiten mitberücksichtigt (z.B. Gartenschau Kassel). Erst in jüngerer Zeit (ab 1980) wurden auch hierzu ausführlichere Darstellungen veröffentlicht (z.B. Stolzenburg, H.J. u. Vetter, A.Ch., 1983/88: Beitrag zur Disziplingeschichte der Landschaftplanung). Es bedarf wohl keiner Erklärung, daß die Arbeiten auf der Breite des Berufsfeldes basieren und gleichzeitig viele benachbarte Beiträge, die den Erkenntnishorizont und die Einsichten in freiraum- und landschaftsplanerische Fragestellungen unterstützen können, genutzt werden. Wenn aber doch!:

Von Lehrenden in einer 'weichen Disziplin' muß erwartet werden, daß sie allen Fragen und Studiermotiven, die das Berufsfeld, die Diskussion und die Problemwahrnehmung nahelegen, folgen und sich selbst nicht als Spezialisten verstehen und offerieren. Das ist eine Möglichkeit der 'Praxisnähe' und gleichzeitig - durchaus eigennützig eine wichtige Quelle der Information und der Übersicht.

Die Lehre wird in einer 'weichen Disziplin' nicht zuerst vom Wissensvorsprung geprägt. Wichtiger ist es, die Arbeitsweise, die Aufmerksamkeit, die Dramaturgie des Textes, die 'Verfertigung des Gedankens beim Schreiben' (frei nach

H. v. Kleist), die Kritik der Interpretation zu unterstützen.

Auch Lehrende dürfen motiviert sein. D.h. aber nicht, daß Lehre und Studium von ihren Interessen dominiert werden sollen. Es ist ihre Aufgabe, die individuellen Lerninteressen - auch hinsichtlich der Fragen und Themen - der Studierenden zu akzeptieren und den Lernerfolg möglich zu machen.

Das hat insgesamt mehrere Folgen. Die o.g. Arbeiten stehen in einer Tradition studentischer Arbeit des 'forschenden Lernens'. Sie können damit für weitere StudentInnen-Generationen auch ein Beispiel für die Selbstsicherheit und die Qualität studentischen Lernens/Forschens sein. Es gibt zwar Leute, die behaupten, dabei handele es sich nur um Sekundärliteratur - also etwas minderes, unqualifiziertes etc.. Aber das sind genau die Leute, die mit

"falscher Härte weismachen wollen, daß ein riesiger Grundstock von Standardinformation und Werkzeugen zu meistern sei, ehe den StudentInnen die Kompetenz zu selbständigem Denken zuerkannt werden kann" (Ravetz, in: Hard, G., 1981:35).

Der Ertrag des 'forschenden Lernens' wie er zur Philosophie und Absicht des Projektstudiums selbstverständlicher Bestandteil war, fordert von Lehrenden und Studierenden eine stringente Ernsthaftigkeit. Die Kontinuität kann über die Produkte (Arbeiten) hinaus nur von den Lehrenden vermittelt werden; mit Hinweisen, Anmerkungen und der Vermittlung des bereits vorhandenen Arbeitsstandes, der über den 'Grauen Raum' - wo alle studentischen Arbeiten gesammelt und zugänglich sind - auch leicht zugänglich ist. Damit dies tragfähig werden kann, muß ich als Lehrender neben einem guten Überblick und Informationsstand, der die persönlichen Animositäten zu bestimmten Ergebnissen und Fragen sieht und auch übersieht, vor allem eine gute und vorausschauende 'Planung' vorhalten, damit Nachbereitung und Fortführung möglich sind. Das ergibt dann eine Collage, die größer oder genauer werden kann. Ohne eine solche 'Planung' wird zufällig und opportun die Frage, die These, die Arbeit selbst gewechselt und die vorhergehende Arbeit entwertet und fortgeworfen. Die opportune Anpassung an scheinbar neue 'politische' Probleme ist Voraussetzung der grassierenden Hilflosigkeit, die immer eiliger hinter der politischen Alimentation der zuerkannten Bedeutung herrennt. Die Debatte um z.B. 'gestaffelte Preise' ist so unnötig und verballhornt wie das Gerede über die 'Wiedervereini-

gung'. Nicht einmal falsche Fährten können dann auch als solche verstanden und reflektiert werden.

Kontrapunktisch zu Gerda Schneiders Werkstattbericht ist damit der Unterschied zwischen 'forschendem Lernen und forschem Lehren' nochmal beschrieben. Der Ertrag des Lehrens und Lernens, der Zuwachs an Einsicht und Erfahrung wird gesammelt und immer wieder neu benutzt, kritisiert und auch mit bedacht revidiert. Das hat aber nichts mit den opportunen Wechseln zu tun, die dem Markt der politisch verkaufbaren Meinungen verpflichtet sind; nicht der ewigen 'Pastorale' sondern der ewigen 'Postmoderne' der kritischen Mittäterschaft (Harvey, D., 1987), des distanziierten Mitmachens.

Es sind also nicht Schlüsselfertiginterpretationen / Normen / Computereinsatz gefragt, die das Lernmoment der Erfahrung durch vorgefertigtes 'Wissen' ersetzen und gleichzeitig als Machtmittel und persönliche Entlastung einsetzen.

Ein vorletztes Zitat zur Vervollständigung:

"Ohne ausführlich auf aktuelle Aspekte eingehen zu wollen, soll nur kurz auf eine u.E. problematische aktuelle Entwicklungstendenz hingewiesen werden. In verschiedenen Bereichen wird in den letzten Jahren eine soziale Orientierung in der Freiraumplanung zunehmend durch eine 'ökologische' Orientierung abgelöst. Das äußert sich z.B. darin, daß bisweilen ernsthaft der Standpunkt vertreten wird, Freiraumbedürfnisse und die ihnen angemessene Form des Freiraums könne man eher durch pflanzengeographische und pflanzensoziologische Untersuchungen des städtischen Freiraums als mit den Methoden der empirischen Sozialforschung ermitteln. Nicht der Mensch, sondern die Natur soll nach den Freiraumbedürfnissen der Menschen gefragt werden, folgt man z.B. HARDs 'Beobachtungen an spontaner und angebauter Stadtvegetation', so der Untertitel seines Beitrags: 'Einem Vegetationsgeographen liegt die Empfehlung nahe, daß man sich nicht so sehr auf Befragungen und andere reaktive Verfahren (mit ihren immer zahlreichen und schwer kontrollierbaren Reduktions- und Verzerrungstendenzen) stützen sollte, sondern mehr auf genaue Betrachtungen in jedem Einzelfall - und das praktischste nicht reaktive Verfahren besteht sicher darin, die Nutzungsspuren in der spontanen (u n d in der angebauten) Vegetation zu lesen' (1983:103) . Und in einer 'freiraum- und landschaftsplanerischen Analyse des Stadtgebietes von Schleswig' wird behauptet, da die 'spontane Vegetation' Ausdruck der Nutzung sei, 'muß die Vegetation sich auch zur Beschreibung der vorhandenen räumlichen und nutzungsspezifischen Differenzierung eignen. Damit ist sie zur Zeit das einzige analytische Instrument zur Beschreibung der qualitativen Freiraumsituation und ihrer Funktion'(Hülbusch u.a. 1979:).

Sollten die antisozialen Inhalte, die sich hinter solchen Äußerungen verbergen, sollte die Ablehnung empirischer Sozialforschung zugunsten pflanzensoziologischer Analysen als Instrument zur Ermittlung von Nutzerinteressen breiteren Spielraum einnehmen können, würde dies erheblich zur Marginalisierung der Freiraumplanung beitragen" (Gröning, G. u. Wolschke-Bulmahn, 1986:231-232).

Nun, wer so simpel nach 230 Seiten angeblicher Faschismusrecherche auf die Idee kommt die Asozialität an der Vegetationskunde zu entdecken, muß sich den Vorwurf mindestens der Leichtfertigkeit oder Ahnungslosigkeit gefallen lassen. Böswillige Absicht, die zur forschungspolitischen Strategie gehören könnte, ist nicht ausgeschlossen. Denn den beiden Autoren darf unterstellt werden, daß sie schon etwas von nonverbalen 'Meßverfahren' und 'beobachtender Interpretation' gehört haben sowie die Kritik am Sozialempirismus (z.B. Gronemeyer, M. 1977). Das Gespenst der 'berufspolitischen Marginalität' wird von allen möglichen Spezialisten und Experten immer wieder heraufbeschworen: den einen ist es nicht naturwissenschaftlich genug, den anderen fehlt der Sozialempirismus, wieder anderen die Kunst und Gestaltung und den ganz forschen die Unterordnung unter das juristisch-administrative Instrumentarium. Eine biotopistisch-naturwissenschaftliche Erwartung gegenüber der vegetationskundlichen Spurenlese muß leider enttäuscht werden. Trotzdem wird es unverstündig dahin projiziert.

Ich empfehle diesen Autoren und anderen einmal den Zusammenhang zwischen dem freiraum- und landschaftsplanerischen Basisparadigma, daß die Naturausstattung Ausdruck der Produktionsweise ist, der jeweils lokal und historisch bedachten Prüfung, der Begründungen und Ursachen, sowie der Formulierung des planerischen 'Spiel'-raums in den Arbeiten der 'Kasseler Schule' mit Bedacht gegenüber zu treten. Ich empfehle darüber hinaus auch die Prüfung der Planungen, ihrer Berufung auf bewährte organisatorische Vorbilder und materielle Herstellungen nach ebenso bewährten materiellen und handwerklichen Beispielen und Vorbildern.

Ein Ausweis der Collage ist ja, daß sie erweitert oder nach Erfahrung revidiert werden kann, ohne daß eine Wende nötig ist. Gleichzeitig ist sie nicht spezialistisch. Sie beruft sich nicht auf eine spezifische, expertogratische und isolierte Wissenschaftlichkeit. Die Gebrauchsfähigkeit der Herstellung oder die Zuträglichkeit der Prognose in der Alltagspraxis sind

die Kriterien der vorher behaupteten Arbeitsqualität. Bernd Sauerwein (1989) hat diesen Ertrag am Beispiel des Hochschulgebäudes beispielhaft nachgezeichnet. Dazu bedarf es keines 'Eiszeit-syndroms', zu dem Gröning/Wolschke-Bulmahn (1986:232-233) sich dann aufschwingen, um "das 'Mißgeschick' der Natur, d.h. die eiszeitlich bedingte Pflanzenarmut in Mitteleuropa, auszugleichen" und die 'Natur zu bereichern'. 'Freiraumplanerische Gestaltungsmöglichkeiten', die Gröning und Wolschke-Bulmahn (1986:232) ohne Überwindung des 'Eiszeitsyndroms' ohne 'die jahrhundertealte Tradition der Pflanzenzüchtung recht bescheiden' einschätzen, gehen weniger vom Gebrauch denn von der Dekoration = Gestaltung aus. Der Weg von der 'empirischen Sozialforschung' zur 'freiraumplanerischen Gestaltungsmöglichkeit'-spricht Grünplanung und Gartenarchitektur ist dann doch etwas eskapistisch und materialfetischistisch. Ein Spezialist lobt hier den anderen, um gegenseitig die Spielebenen abzusichern und zu legitimieren. (Ullrich, O. 1979)

Werkbericht und Thesen zur Arbeit.

Es gibt 'Werke'- wenigstens hie und da. Wichtiger sind die Lehre, das forschende Lernen, wie es im Projektstudium angefordert ist. In der Lehre werden Noten, keine Zensuren vergeben, wie es die sogenannte Fachpresse massiv ausübt. Der Ertrag der Lehrtätigkeit muß nicht den Intentionen der LehrerInnen entsprechen. Gerade deshalb aber muß die Philosophie der Lehre, die politische Philosophie der Lehrenden explizit erkennbar werden, weil davon ausgehend erst die Wege und Mittel der Arbeitsweise - die Methode - zu verstehen ist; und nicht umgekehrt, wie es bei der Verheimlichung der Philosophie, der persönlichen Wertgebungen der Fall ist.

Einige kursorisch und nur auszugsweise wiedergegebene 'Thesen zur Freiraumplanung und zur Rolle der Vegetationskunde in der Freiraumplanung' (aus: Hülbusch, K.H. 1986/87 Mskr.) sollen den Bericht abschließen:

- Eine sinnvolle Freiraumplanung im Siedlungsbereich geht nicht von Erfindungen aus, schon gar nicht von künstlerischen Entwürfen irgendwelcher 'Gestalter'. Ihre Theorie und Praxis beruht vielmehr auf der Beobachtung und Reflexion der vorhandenen (Freiraum-)Wirklichkeit. Vor allem stützt sie sich auf die Beobachtung und Reflexion von Beispielen, die sich sozial bewährt

und als materiell nachhaltig erwiesen haben - kurz, auf Vorbilder, deren nachhaltige soziale Nutzbarkeit sich erwiesen hat.

- Voraussetzung einer solchen wirklichkeitsorientierten und an bisherige Erfahrungen anknüpfende städtische Freiraumplanung ist es, daß man funktionierende Freiräume 'lesen' und verstehen lernt.

- Das wohl beste Instrument, die Freiräume zu lesen, ist (auf dem Lande nicht anders als in der Stadt) die Vegetation dieser Freiräume, nicht zuletzt ihre spontane Vegetation. Die Lesbarkeit der Vegetation liegt darin begründet, daß in der Vegetation nicht nur der Standort, sondern auch die Nutzung und Nutzbarkeit, also die lokalen Lebensverhältnisse zum Ausdruck kommen.

- Fast alle negativen Beispiele belegen, daß gerade die größten Mißgriffe hätten vermieden werden können, wenn der Freiraum- oder Landschaftsplaner es verstanden hätte, die Vegetation zu 'lesen'. Ohne vegetationskundliche Kenntnis und Erfahrung ist in der Landschafts- und Freiraumplanung nicht einmal eine handwerklich qualifizierte Arbeit möglich. Ohne diese Voraussetzungen - vegetationskundliche Beobachtungsfähigkeit und handwerklich-qualifizierte Arbeit - mißraten aber sowohl Planung wie Pflege.

Thesen zu einer stadtökologisch-sozialökologisch erweiterten Vegetationskunde

- Die Vegetation der Stadt ist, richtig gelesen und verstanden, ein integraler Ausdruck der Lebensverhältnisse, d.h. der alltäglichen Wohn- und Arbeitsbedingungen im weitesten Sinne. Die Interpretation der Vegetation in diesem Sinne nenne ich 'sozialökologisch'. (Ich bin mir dabei bewußt, daß der Terminus 'sozialökologisch' vielseitig belastet ist und auch in anderer Bedeutung benutzt wird. Der Terminus 'stadtökologisch' wäre m.E. auch vertretbar, aber noch stärker vorbelastet.)

- Die Stadtvegetation enthält Informationen zur Stadtgeschichte, zur historischen und gegenwärtigen Stadtstruktur sowie über die historischen und aktuellen Inwertsetzungen der Stadträume. Die Vegetation spiegelt z.B. Nutzung und Nutzbarkeit der Freiräume sowie ihre Aneignungen (und Aneignungsmöglichkeiten) durch die Quartiersbewohner. An der Vegetationsausstattung können Wahlmöglichkeiten und Restriktionen, formelle und informelle Institutionen des Alltagshandelns sowie Qualitäten und Belastungen der Lebensorte abgelesen werden, - kurz, die Gebrauchs- und die Tauschwerte, die Ökonomie und die Sozialökologie, die Status- und Lagewerte der betreffenden Räume wie auch ihres Feldes. In der Vegetationsausstattung spiegelt sich z.B. nachweislich auch die Bodenrente (bzw. die Investitionsbereitschaften des Kapitals) sowie der politisch-ökonomische 'Stadtplan' der städtischen Administration wider.

In der Vegetation wird nicht selten sogar sinnfällig nachgezeichnet, von wem und wie über den Einsatz der 'Ressourcen' entschieden wird. Auch Autonomie und Heteronomie des Wohnens, Autonomie und Heteronomie der Produktion und Reproduktion werden oft zumindest soweit sichtbar, wie sie freiraumplanerisch bedeutsam sind.

- Demgegenüber ist das, was der Stadtvegetation an bio-ökologischen Informationen (z.B. über Wasser-, Wärme- und Lichtverhältnisse, über chemische und mechanische Faktoren) entnommen werden kann, für die Freiraumplanung im allgemeinen belanglos. Diese bio-ökologische Lesbarkeit und Interpretation der Vegetation soll damit nicht grundsätzlich abgewertet werden. Für den Freiraumplaner ist sie für sich allein nur in Extremfällen bedeutsam. Die bio-ökologische Interpretation ist nur Voraussetzung und Hintergrund für die sozialökologische Interpretation.

- Überblickt man die Masse der Literatur, die die Stadtvegetation nur bio-ökologisch interpretiert und zu keiner stadt- bzw. sozial-ökologischen Interpretation im definierten Sinne vorstößt, dann muß man im Überblick (und von Ausnahmen abgesehen) feststellen, daß sich hier ein enormer Aufwand nicht nur mit einer extremen Irrelevanz für die Freiraumplanung, sondern meist auch mit einer auffälligen Trivialität der Ergebnisse und/oder mit einer weitgehenden Uninterpretierbarkeit der erhobenen Datenmassen paart.

- Die Stadtvegetation ist offenbar nur in einem sozialökonomischen und sozialökologischen Zusammenhang sinnvoll zu interpretieren. In unserem Zusammenhang ist es noch wichtiger, daß fast nur eine solche Kontextualisierung der vegetationskundlichen Befunde für die Freiraumplanung interessant ist. Wenn die Vegetation aber in einen sozialökologischen Interpretationszusammenhang gestellt wird, dann hat sie eine Schlüsselfunktion für eine reflektierte Freiraumplanung.

Thesen zur Freiraumplanung

- Die Freiraumplanung ist weder ein Ressort des Naturschutzes noch der luxuriösen Villengärtnererei.

- Was aber ist Gegenstand der Freiraumplanung? Man kann eine Arbeit in erster Annäherung (und oft sogar am deutlichsten) von seiner fruchtbarsten und umfassendsten Beobachtungsgrundlage her beschreiben. Die Vegetationsausstattung städtischer Freiräume - die räumliche Differenzierung der spontanen und gärtnerischen Vegetation - ist in eben diesem Sinne die empirisch fruchtbarste Kennzeichnung des Gegenstandes der Freiraumplanung, d.h., ein idealer Gegenstand, um freiraumplanerische Aussagen zu formulieren (vor allem dann, wenn wir auch alle anderen materiellen Nutzungs- oder Gebrauchsspuren miteinbeziehen.).

- Die Stabilität der Naturlandschaft (wie der gesamten Freiraumausstattung) ist so weit wie möglich durch Gebrauch und Nutzung zu sichern. Als Vorbild dienen Freiräume, die sozial und ökonomisch bewährte Beispiele der Alltags- und Lebensorganisation widerspiegeln und deshalb auch in diesem Sinne lesbar sind.

- Diese Devisen sind gegen die stadtgärtnerische Normalpraxis gerichtet, in der die Stabilität der Vegetationsausstattung (aber auch der übrigen Ausstattung) mit großem Aufwand flächenhaft hergestellt und ebenso aufwendig durch gärtnerische und

andere 'Pflege' gegen den Gebrauch, d.h. unter Aussperrung aller anderen Nutzungen aufrechterhalten wird.

- Sinnvolle Freiraumplanung orientiert sich also am Gebrauch und an sozial und ökonomisch bewährten Beispielen. Die Organisation der Gärtnervegetation hingegen orientiert sich höchstens vorgeblich am Gebrauch und an sozial und ökonomisch bewährten Beispielen. Sie folgt im Normalfall überhaupt keinen (oder aber irrelevanten) praktischen Erwägungen. Sie richtet sich vielmehr nach wechselnden gärtnerischen Moden, die tendenziell immer kapitalintensiver werden, sogar bei sinkenden Budgets.

- Kurz, die gärtnerische Gestaltung der Freiräume dokumentiert die administrative Freiraumentzweckung des Bürgers durch teure imitierte Nutzungen, also die Ersetzung des Gebrauchs durch die 'Pflege'.

Thesen zur handwerklich-gärtnerischen Dimension

- Handwerklich-gärtnerisch gibt es ein unschlagbares Vorbild: Die durch Nutzung/Gebrauch stabilisierte spontane und andere Vegetationsausstattung eines genutzten und gealterten Freiraums. Die Beobachtung bestehender und von gärtnerischer Gestaltung relativ verschont gebliebener Freiräume liefert uns reichlich Beispiele und Vorbilder. Hier wurden sozusagen gratis Experimente für eine sinnvolle Freiraumplanung und eine sinnvolle Vegetationsverwendung in der Freiraumplanung gemacht. Diese vielen zufälligen Experimente liefern erstens sozial bewährte Organisationen des Freiraums und zweitens auch handwerklich nachahmbare Vorbilder.

- Die Angst des 'Gärtners' vorm 'Unkraut' kommt aus der Unkenntnis des 'Unkrauts' und aus der gärtnerischen Unwissenheit über die Ursachen des 'Unkrauts'. Der Stadtgärtner setzt Gestaltung gegen 'Unkraut'. Der dauernde Hinweis auf Gestaltung soll die bloß modisch-zufällige Herstellung und Verwendung von Vegetation vertuschen. 'Gestaltung' ist das Kennwort für die gärtnerische Unfähigkeit, stabile Vegetation herzustellen, und für die Unfähigkeit, den (Miß)Erfolg der eigenen Vegetationsverwendung wahrzunehmen. Wenn Stadtgärtner, Landschaftsarchitekten usf. von 'Gestaltung' reden, übersetzt man es am besten mit 'schlechtem Handwerk' und 'schlechter Planung'.

- Die 'Gestaltung' und ihre Modewellen produzieren einen unsäglichen Pflegeaufwand und verhindern eben dadurch gleichzeitig den praktischen Gebrauch der Freiräume.

- Diese 'Gestaltung' imitiert im einzelnen vor allem Requisiten vormoderner und verwüsteter Agrarlandschaften sowie Vegetationsbilder von Extremstandorten, die gegenüber der spontanen Stadtvegetation (dem 'Unkraut') nicht konkurrenzfähig sind und eben wegen dieser mangelnden Konkurrenzkraft den schon genannten enormen Pflegeaufwand bedingen.

- Die sozusagen agrarische Melioration städtischer Freiräume mit Mutterboden und das Denken in Begrünung bzw. Biomassen-Produktion sind gleicherweise Produkte dieses typisch stadtgärtnerischen Agrarfetischismus.

- All diese Tendenzen stadtgärtnerischer Gestaltung widersprechen den städtischen Nutzungen der Freiräume. Zu städtischen Freiräumen gehört wenigstens Betret- und Begehbarkeit und gehört durchweg geringe bis mäßige Biomassen-Produktion in der Krautschicht des 'Fußbodens'.

- Die spontane Vegetation begeh- und betretbarer städtischer Freiräume liefert nicht nur Hinweise für die Herstellung von Substraten. Sie läßt sich auch freiraumplanerisch-gärtnerisch gezielt einsetzen.

- Sinn dieser Verwendung spontaner Vegetation kann es nicht sein, bestimmte Bilder 'gestalterisch' herzustellen, wie dies in der Naturgärtnerei, in der Biotop'gestaltung' usw. geschieht. In diesen jüngsten Moden wird nur die traditionelle, nutzungsfeindliche Begärtnerung städtischer Freiräume mit neuen Mitteln fortgesetzt.

- Initialen der spontanen Vegetationsentwicklung können nachgeahmt werden. Alles Weitere (Entwicklung und Stabilisierung) ergeben sich dann über die tatsächlich stattfindende Nutzung und über eine nutzungsorientierte 'Brauchbarkeitspflege'.

Zum Schluß: Ein Wort zur Institution

Im Nachhinein verstehe ich einige Warnungen meines Lehrers R. Tüxen gegenüber der Institution Hochschule und dem darin ausgeübten Anpassungszwang. Was als Debatte und Auseinandersetzung offeriert wird, muß mit Wohlverhalten abgegolten werden. Du brauchst nichts zu tun, wenn du dich wohl-verhältst. Jede andere Verhaltensweise - z.B.: du tust etwas und verhältst dich nicht wohl und konform - ist stillos. Die Form ersetzt dann den Inhalt. Danach ist einer alten Metapher folgend jede Rede über 'Stil' per se stillos, weil es zuerst um die Mehrheit des 'Stils' bei Abstimmungen geht. Es ist aber auffällig, daß die Macht der Stadtplaner, für die Stildebatte immer schon entscheidend, sich durchgesetzt hat und die 'heimliche Selbstverachtung' der Landespfleger dahinter herhinkt. Sie möchten eben auch wie Stadtplaner sein. Warum nur? So wurde jedenfalls aus einer hoffnungsvollen Hochschule in der Tendenz eine vergleichbare Klippschule, weil der 'Freiraum' leichtfertig und praxologisch, mit der Sucht nach Anerkennung und Erfolg in Planungs- und Forschungsaufträgen verspielt wurde. Als Hochschullehrer kann und muß ich meinen 'Erfolg' nicht über quasi-Bürotätigkeit ernten. Und die StudentInnen haben nichts davon, ja müssen es ärgerlich finden, wenn ich mit ihnen in normalen Auftragsverhältnissen konkurriere und nicht die Widersprüche der Auftragsvergabe durch ungewünschte Gutachten, d.h. Schlechtach-

ten erprobe und damit die kritisch-planerische Argumentation offener mache (z.B.: Heinemann, G., Hülbusch, H.H. u. Kuttelwascher, P. 1976) Es gehört auch zur 'Kasseler Schule,' daß sie die Streitebenen verändert hat - von der Planung, über die materielle Herstellung bis zur Pflege, die für 'öffentliche Freiräume' die 'Planung' ist.

Nach meiner Wahrnehmung ist der Freiraum der Debatte am Fachbereich leichtfertig vertan und dem schnellen Erfolg und der vordergründigen Anerkennung geopfert worden:

"Die Obrigkeit sie ist gar nicht,
ja, ja so akkurat.
Wer wohlgemeinten Tadel spricht,
wird oft geheimer Rath."

Wohl bekomms. Diese Anmerkungen erheben nicht den Anspruch, einer 'Psychopathologie des Fachbereichs' zu genügen. Es sind eben Anmerkungen, die wie Herr Schmalscheidt (Prof. C4, Städtebau) in einer Debatte über die Liste zur Professur 'Naturschutz in der Landschaftsplanung' vermerkte, ihn bewogen, dagegen zu stimmen, weil er hier keine Einigkeit sähe. Warum? Wieso auch? Ich bin da ja auch nicht einig. Ich sehe aber auch nicht ein, warum ein Städtebauer über Landschaftsplanung nach der Einigkeit mit seiner Vorstellung von Landschaftsplanung zu entscheiden hat; wo der Städtebau, diese Häusleschieberei sich ohnehin unnötig erwiesen hat, weil sie der architektonischen Kulissenschieberei im Modell verhaftet ist.

Schließen will ich mit einem Zitat von J.J. Rousseau aus einem empfehlenswerten Büchlein zur botanisch-floristischen Unterweisung (1979:139):

"Aber ich, wenn ich auf gute, nützliche Gedanken komme, sehe ich auf der Stelle Schaffot und Galgen vor mir. Doch mit einem Linné in der Tasche und Heu im Kopf werde ich wohl nicht gehängt werden!?"

Dieser Widerspruch, diese Gratwanderung ist unseren Experten fremd. Sie sind Experten, ohne wenn und aber.

Nachbemerkungen aus der Diskussion

'Du hast die Kunst in Abrede gestellt, diskreditiert; ich erinnere dich an Beys' 7000-Eichen, an deine Lackprofile, Malerei usw.?'

Wenn ich wählen kann, ob ich mich der 'Kunst' aussetze oder nicht, ob ich sie kaufe oder nicht, dann ist es etwas

anderes. Ich meine die Garten- und Städtebaukunst, die mich zwingt, die Gartenzwerge und Marotten der Garten- und Stadtbaukünstler zu ertragen; das ist die Kunst, die die Gebrauchsfähigkeit der Gebrauchsgegenstände durch 'Kunst' aufhebt und nicht wie bei den 7000-Eichen, die ja deshalb von der voreiligen Kunstverständigkeit unverstanden blieb, von der Nützlichkeit ausgeht (s. Adorno, Th.W. 1967). Mit einem vergleichbaren Widerspruch läßt sich die unnötige Städtebaukunst, die in Kassel z.Zt. mit zweifelhaften Objekten - u.a. Bahnhof Wilhelmshöhe, Vorplatzdach Bahnhof Wilhelmshöhe und Zerstörung Königsplatz - durchgewütet wird, erweitern: "Die zwanghaften kommunalen Stadtmöblierer sollten eigentlich bevor sie eine Loos-Ausstellung wagen, bei dem Loos-Freund Karl Kraus nachlesen: 'Ich verlange von einer Stadt, in der ich leben soll: Asphalt, Straßenspülung, Haustürschlüssel, Luftheizung, Warmwasserheizung. Gemütlich bin ich selbst" (Sträter, L. 1989). 'Du räsionierst gegen die Naturwissenschaftten. Z.B. wäre ohne Galileo Galilaei die Macht des Katholizismus nicht gebrochen und die Mondfahrt unmöglich gewesen.'

Die Macht des Katholizismus betreffend bin ich bei der Einschätzung der Wirkungen der Naturwissenschaften mehr als skeptisch. Aber wozu soll ich denn zum Mond fahren? Weil es mit Hilfe der Maschinenphilosophie der Naturwissenschaften vor meiner Haustür so unwirtlich geworden ist? (s. Ginzburg, C. 1983

LITERATUR

ADORNO, TH.W. (1967): Funktionalismus heute. in: ders.: Ohne Leitbild. 104-127. Frankfurt/M.

BENHOLDT-THOMSEN, V. (1983): Die stumme Auflehnung der Bauersfrauen. Bericht aus einem Dorf im Süden Mexikos. in: Werlhof, C.v. u.a. (Hrsg.): Frauen, die letzte Kolonie: 47-61. Reinbeck bei Hamburg

DURTH, W. (1977): Die Inszenierung der Alltagswelt. Zur Kritik der Stadtgestaltung. Bauwelt Fundamente 47. Braunschweig.

GEHLEN, A. (1957): Die Seele im technischen Zeitalter. Reinbeck bei Hamburg.

GINZBURG, C. (1983): Spurensicherung. in: ders.: Spurensicherungen - Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis: 61-113. Berlin.

- GRONEMEYER, M. (1977): Denn sie wissen nicht, was sie wollen. in: Gronemeyer, R. u. Bahr, H.-E. (Hrsg.): Nachbarschaft im Neubaublock: 189-203. Weinheim und Basel.
- GRONEMEYER, M. (1988): Die Macht der Bedürfnisse. - Reflexionen über ein Phänomen. Reinbeck b. Hamburg.
- GRÖNING, G. u. WOLSCHKE-BULMAHN (1986): Die Liebe zur Landschaft. Teil I: Natur in Bewegung. München.
- HARD, G. (1981): Problemwahrnehmung in der Stadt. Osnabrücker Studien zur Geographie 4. Osnabrück.
- HARVEY, D. (1987): Flexible Akkumulation durch Urbanisierung. Reflexionen über 'Postmodernismus' in amerikanischen Städten. Prokla 69:109-131. Berlin.
- HÄUSSERMANN, H. u. SIEBEL, W. (1987): Neue Urbanität. Frankfurt/M.
- NEUSÜSS, Ch. (1983) Und die Frauen? Tun die denn nichts? Oder: Was meine Mutter zu Marx sagt. Beitr. z. femin. Theorie u. Praxis 6 (9)/10):181-206. Köln.
- RAVETZ, J.R. (1973) Die Krise der Wissenschaft. Neuwied u. Berlin.
- ROUSSEAU, J.J. (1979) Botanische Lehrbriefe. Zehn botanische Lehrbriefe für eine Freundin. Frankfurt/M.
- STRÄTER, L. (1989) Wider die Gemütlichkeit. - Dreiteilige Ausstellung über den Architekten Adolf Loos in Wien. Weser-Kurier(11.12.89). Bremen.
- ULLRICH, O. (1979) Technik und Herrschaft. Frankfurt/M.
- WERLHOF, C.v. (1983) Neue Formen genossenschaftlicher Agrarproduktion und staatlich verordnete Geschlechtspolarisierung. in: Werlhof, C.v. u.a. (Hrsg.): Frauen, die letzte Kolonie: 62-82. Reinbeck b. Hamburg.

Bibliographie zur 'Kasseler Schule' 1968 – 1989

(Zusammenstellung: Helmut Böse-Vetter)

Die hier nach Veröffentlichungsdaten aufgeführten Texte sind von MitgliederInnen und KooperantInnen der AG Freiraum und Vegetation verfaßt, mitverfaßt, betreut oder in Schriften der AG veröffentlicht worden.

Auch die älteren Texte zählen nach Inhalt und Philosophie ohne Zweifel zur 'Kasseler Schule'. Sie stellen die Ausgangspunkte der inhaltlichen, theoretischen wie 'methodischen' Ausformulierung dar. Dies gilt für die freiraum- und landschaftsplanerische Theorie, die pflanzensoziologisch-vegetationskundliche Arbeit und deren Verbindung zur Freiraum- und Landschaftsplanung und auch die vegetationshandwerklichen, primärproduktiven und gärtnerischen Beiträge.

Viele Auftragsarbeiten (Freiraum- und Landschaftsplanung), gerade aus den frühen siebziger Jahren fehlen, weil sie nicht veröffentlicht bzw. literarisch aufbereitet wurden. Wir wollen darauf hinweisen, weil sie ebenfalls Grundlage der weiteren Arbeit waren. Das Verzeichnis ist sicher nicht ganz vollständig. Das kann ja dann noch kommen.

1968

HÜLBUSCH, K.H./ TÜXEN, R. -1968- *Corydalis claviculata* Epilobium angustifolium-Assoziation. In: Mitteilungen der floristisch-soziologischen Arbeitsgemeinschaft. NF 13:224. Todenmann.

1969

HÜLBUSCH, K.H. -1969- *Rumex obtusifolius* in einer neuen Flutrasen-Gesellschaft an Flußufern Nordwest- und Westdeutschlands. In: Mitt.flor.-soz.Arb.gem. NF 14:169-178. Todenmann

1970

HÜLBUSCH, K.H. -1970- Die Flohsegge (*Carex pulicaris* L.) in einem Kalk-Kleinseggenried bei Eisbergen/Wesertal. In: Natur und Heimat 30: 105-110. Münster/Westf.

1971

HÜLBUSCH, K.H./ REUß, J.H.von -1971- Freiraumplanung für die Universität Bremen/ Vortrag zum 'Expertenhearing'. Manskpt.- Druck. Bremen.

HÜLBUSCH, K.H./ REUß, J.H.von -1971- Zur Verschönerung... Aktueller Rückblick auf den Wettbewerb Herzogenried/Mannheim. IN: Bauwelt 62 (23): 973-975. Gütersloh/Berlin.

TÜXEN, R./ HÜLBUSCH, K.H. -1971- *Bolboschaenetia maritimi*. Fragment. Flor. et Geobot. XVII (3): 391-407. Warschau.

1972

BEUTER, U./ HÜLBUSCH, K.H./ REUß, J.H.von -1972- Modell zur Naturparkplanung. Theoretische Grundlegung und beispiel-

hafte Darstellung am oberbergischen Kreis. Mskr.-Druck. Gladbeck.

HERMS, R./ HÜLBUSCH, K.H. -1972- Landschaftsplan Flensburger Förde. Mskr.-Druck. Hamburg.

HÜLBUSCH, K.H. -1972- Schutzwürdige Vegetation und ihre Erhaltung im Ruhrgebiet. Referat Symp.d. int. Vereinigung f. Vegetationskunde 1972. Mskr.-Druck. Rinteln/Weser.

1973

DIERSCHKE, H./ HÜLBUSCH, K.H./ TÜXEN, R. -1973- Eschen-Erlen-Quellwälder am Südwestrand der Bückeberge bei Bad Eilsen, zugleich ein Beitrag zur örtlichen pflanzensoziologischen Arbeitsweise. In: Mitt.flor.-soz. Arbeitsgem. NF 15/16: 153-164. Todenmann/Göttingen.

BÄUERLE, H./ HÜLBUSCH, K.H. (für GfL Bremen) -1973- Freiraumplanung für die Stadt Oldenburg. Mskr.-Druck. Bremen.

HÜLBUSCH, K.H. -1973- Eine Trittrasengesellschaft auf nordwestdeutschen Sandwegen. In: Mitt. flor.-soz. Arbeitsgem. NF 15/16: 47-55. Todenmann/Göttingen.

HÜLBUSCH, K.H. -1973- Polygono-Coronopion-Gesellschaften aus dem Ruhrgebiet. Mitt. flor.-soz. Arbeitsgem. NF 15/16: 47-55. Todenmann/Göttingen.

HÜLBUSCH, K.H. -1973- Analyse und planerische Interpretation der potentiell natürlichen Vegetation der Agrargebiete und der realen Vegetation des Stadtgebietes von Paderborn. Büro H.Watter, Pforzheim. Mskr.-Druck. Pforzheim.

HÜLBUSCH, K.H./ KOCH, J./ KREIKENBAUM, H. -1973- Gutachten zur Freiraumplanung der Universität Bremen. Mskr.-Druck. Bremen.

1974

HÜLBUSCH, K.H. -1974- Scleranthus polycarpus in Nordwestdeutschland. Abh. naturwiss. Verein Bremen 38 (7): 97-121. Bremen.

HÜLBUSCH, K.H. -1974- Vegetationstransekte in Siedlungsgebieten und ihre Auswertung für die Stadt-Landschaftsplanung. Referat Sympos.inter. Vereinigung f. Vegetationskunde 1974. Mskr.-Druck. Rinteln/Weser.

1975

HÜLBUSCH, K.H./ LECKE, D. -1975- Industrie - Fortschritt auf dem Land? Gedanken zur Gemeindefarbeit im ländlichen Raum. Mskr.-Druck. Kassel.

1976

AUTORENKOLLEKTIV -1976- Gutachten zur Bundegartenschau Kassel 1981. Schriftenreihe der OE 06 Architektur, Stadt-und

Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. 01.007. Kassel.

HÜLBUSCH, K.H. -1976- Vegetationssystematik als vorgeleistete Arbeit. Mskr.-Druck. Kassel.

HÜLBUSCH, K.H./ SOLLMANN, A. -1976- Ungeremtheiten beim Wettbewerb BGS 1981 Kassel. in: Garten und Landschaft 86 (6): 336. München.

1977

BÖSE, H. -1977- Ein Korsett für die Karlswiese? in: Der Monolith. Heft Juni: 1, Kassel.

BÖSE, H./ HEINEMANN, G./ KNITTEL, J. -1977- Eine neue Gartenschau? In: Bauwelt, Heft 16: 536-540. Berlin/Gütersloh.

BÖSE, H./ HUBENTHAL, H./ KNITTEL, J. -1977- BUGA Kassel 1981... In: Garten und Landschaft, Heft 7:411 f. München.

BÖSE, H./ HÜLBUSCH, K.H./ KNITTEL, J. -1977- Die Bundesgartenschau -Alternative Perspektiven zur Aktualisierung eines traditionellen Spektakels. In: Prisma -Zeitschrift der GhK. Nr.15:22-27. Kassel.

BURCKHARDT, L./ CÜPPERS, A./ HÜLBUSCH, K.H. -1977- Architektur, Stadt-und Landschaftsplanung. Kritische Festschrift zur 200 Jahrfeier der Kasseler Kunsthochschule:52-53. Kassel.

HÜLBUSCH, K.H. -1977- 21.Symposium der Internationalen Vereinigung für Vegetationskunde. In: Garten und Landschaft 87 (6): 344. München.

HÜLBUSCH, K.H. -1977- Planning als instrument om processen van waardevermindering te forceren big de ontwikkeling van het platteland. Verslag Kongres: landbouw en wetenschap 1977: 78-91. Wageningen.

HÜLBUSCH, K.H. -1977- Corispermum leptopterum in Bremen. Mitt. d. flor.-soz. Arbeitsgem. NF. 19/20: 73-81. Todenmann/Göttingen

HÜLBUSCH, K.H./ KIENAST, D. -1977- Beiträge zur ruderalen Flora und Vegetation Kassels. Hess.flor. Briefe 26 (1): 12-14. Darmstadt.

HÜLBUSCH, K.H./ JUNG, W.CHR./ LECKE, D. -1977- Alle reden vom Land und keiner weiß, wo die Milch herkommt. Ein Seminarbericht. In: Sozialmagazin 2 (10). Weinheim.

HÜLBUSCH, K.H./ LECKE, D. -1977- Industrie: Fortschritt auf dem Land? Eine Problemskizze zur provinziellen Gemeinwesenarbeit. In: Pädex 1 (9): 26-29. Frankfurt/M.

HÜLBUSCH, I.M. -1977- Leben und Lernen im Ruhrgebiet. Schriftenreihe der OE 06 der GhK Stadtplanung Landschaftsplanung (o.Nr.) Kassel.

HÜLBUSCH, I.M./ HÜLBUSCH, K.H. -1977- Vorwort und Nachwort zu:
J.Schritt: Bauern gegen Atomanlagen oder: wi wüllt den
Schiet nich hebbben. Offenbach.

1978

- BÖSE, H. -1978- Wo liegt der Unterschied zwischen einem Rembrandt und einem Stück Rasen? in: Der Monolith. Stud. Zeitung der OE Arch., Stadt-u.Landschaftsplanung. Nr.12a: 3. Kassel.
- BÖSE; H./ KNITTEL, J. -1978- Die Landschaft der Gärtner. In: Werk und Zeit, 2:21-24. Darmstadt.
- HÜLBUSCH, I.M. -1978- Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe der OE Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Nr. 01.033. Kassel.
- HÜLBUSCH, I.M. -19(77)78- "Jedermann Selbstversorger" -Das koloniale Grün Leberecht Migges. In: Burckhardt, L.(HG) Der Werkbund in Deutschland, Österreich und der Schweiz. :66-71. Stuttgart.
- HAAS-KIRCHNER, U./ HEINEMANN, G./ HUBENTHAL, H./ POMMERENING, K.-1978- Freiraumstrukturen und ihre Nutzung. Schriftenreihe der OE ASL der GhKassel (o.Nr.). Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H. -1978- Unterm Kirchturm. In: Hess.Jugend 30 (6):5. Wiesbaden.
- HÜLBUSCH, K.H. -1978- Pflanzen von denen in der mitteleuropäischen Literatur selten oder gar keine Abbildungen zu finden sind. Folge VII. Cerastium dichotomum in der Großgemeinde Hessisch Lichtenau Ortsteil Friedrichsbrück. In: Göttinger Flor. Rundbriefe 12 (2): 66-67. Göttingen.
- HÜLBUSCH, K.H. -1978- Kartierung der Vegetation in Siedlungsgebieten. In: Tüxen, R. (HG) Assoziationskomplexe. Ber. d. intern. Symposiums d. intern. Verein. f. Vegetationskunde: 321-327 u. 345-362. Vaduz.
- HÜLBUSCH, K.H. -1978- Die Stadt als Landschaft oder: was wächst denn so von selber? In: Werk und Zeit, 2:30-38. Darmstadt.
- KIENAST; D. -1978- Die spontane Vegetation der Stadt Kassel in Abhängigkeit von bau- und stadtstrukturellen Quartiers-typen. Urbs et Regio. Heft 10. Kassel.

1979

- BÖSE, H./ HÜLBUSCH, K.H./ KIRCHBERG, H./ KNITTEL, J./ KOHLBRENNER, U./ TSCHPE, C. -1979- Freiflächenkonzept für Berlin-Steglitz (Büro Dubach u. Kohlbrenner). Mskr.Druck Berlin.
- HEINEMANN, G./ POMMERENING, K. -1979- Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume. Arbeitsber. d. FB Stadtplanung, Landschaftsplanung der GhKassel. Heft 1. Kassel.

- HÜLBUSCH, K.H. -1979- Campanula trachelium-Saumgesellschaften. Doc. phytosociologica NS IV: 451-462. Lille.
- HÜLBUSCH; K.H. -1979- Synusiale Sigma-Gesellschaften. Mitt. flor.-soz. Arbeitsgem. NF. 21: 49-53. Göttingen.
- HÜLBUSCH; K.H. -1979- Beiträge zur ruderalen Flora und Vegetation Kassels. Hess. flor. Briefe 28 (2): 30-35. Darmstadt.
- HÜLBUSCH, K.H./ BÄUERLE, H./ HESSE, F./ KIENAST, D. -1979- Freiraum- und landschaftsplanerische Analyse des Stadtgebietes von Schleswig. Urbs et Regio. Nr.11. Kassel.
- HÜLBUSCH; K.H./ KUHBIER, H. -1979- Zur Soziologie von Senecio inaequidens DC. Abh. naturwiss. Verein Bremen 39:47-54. Bremen.

1980

- BÖSE; H./ HÜLBUSCH, K.H./ KNITTEL, J. -1980- Der grüne Riese. Bundegartenschau Kassel 1981. In: Tageszeitung (TAZ) vom 5.7.1980: 6. Berlin.
und: In: Stadtzeitung Nr. 60:26-28. Kassel.
- BÖSE, H./ HÜLBUSCH; K.H. -1980- Cotoneaster und Pflaster. Pflanzen und Vegetation als Gestaltungsmittel. IN: Deutsche Bauzeitung. Heft7: 14-17. Stuttgart.
- HÜLBUSCH, K.H. (für Arb.gr.Kassel Deutscher Werkbund) -1980- Durch Pflege zerstört. Die Kasseler Karlsaue vor der Bundegartenschau. In: Deutsche Bauzeitung. Heft 7: 11-13. Stuttgart.
- HÜLBUSCH, K.H. -1980- Pflanzengesellschaften in Osnabrück. Mitt. flor.-soz. Arbeitsgem. NF.22: 51-75. Göttingen.
- HÜLBUSCH, K.H. -1980- Stadtgrün ohne Stadtgärtner. In: Baseler Magazin. 15:7. Basel.
- HÜLBUSCH, I.M./ HÜLBUSCH; K.H. -1980- Aus- und Einsperrungen oder: Von der Unmöglichkeit Stadt- landschaftsökologie zu treiben. In: Bauwelt (7): 256-261. Gütersloh/Berlin.
- HÜLBUSCH, I.M./ HÜLBUSCH, K.H. -1980- Bleibelastung bei Kindern und Verbreitung einer Cardaminopsis halleri-Gesellschaft in Nordenham/Unterweser. In: Tüxen, R. (HG) Ephemorie. Ber. d. int. Sympos. d. intern. Vereinigung f. Vegetationskunde: 275-299. Vaduz.

1981

- BÖSE, H. -1981- Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Beiträge zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraums. Arbeitsberichte d. FB 13 der GhKassel Nr. 22. Kassel.
- BÖSE, H./ HAAS-KIRCHNER, U./ HÜLBUSCH, I.M./ HÜLBUSCH, K.H. -1981- Untersuchung zur Bundegartenschau Frankfurt/M. 1989. Selbstverlag. Kassel.

- HÜLBUSCH, I.M. -1981- Lakaienarchitektur. oder Gedanken beim Versuch eine Stadt zu lieben. In: Deutsche Bauzeitung. Heft 6:20-21. Stuttgart.
- HÜLBUSCH, I.M./ LÄSKER-BAUER, U. -1981- Verfügbarkeit der Freiflächen im Kasseler Westen unter besonderer Berücksichtigung der Goetheanlage. Selbstverlag GhKassel.Kassel
- HÜLBUSCH, K.H. -1981- Die Stadtvegetation von Paderborn. Mskr.-Druck. Kassel
- HÜLBUSCH, K.H. -1981- Das wilde Grün der Städte. In: Andritzky/Spitzer (HG) Grün in der Stadt: 191-201. Reinbek bei Hamburg.
- HÜLBUSCH, K.H. -1981- Zur Ideologie der öffentlichen Grünplanung. In: Andritzky/ Spitzer (HG) Grün in der Stadt: 320-330. Reinbek bei Hamburg.
- HÜLBUSCH, K.H. -1981- Stadtgrün ohne Stadtgärtner?. oder: Ordnung muß sein. In: Fachgr.Stadt TH Darmstadt (HG): Freiheit Macht Stadt: 65-70. Darmstadt.
- HÜLBUSCH, K.H. -1981- ...aber eine schöne Landschaft! Bilder von der hessischen Märchenstrasse. In: Deutsche Bauzeitung 115 (6):38-39. Stuttgart.
- HÜLBUSCH, K.H./ HÜLBUSCH, I.M./ KRÜTZFELDT, A. -1981- Cardaminopsis halleri-Gesellschaften im Harz. In: Tüxen, R.(HG) Syntaxonomie. Ber.d. int. Symp. d. int. Vereinig. f. Vegetationskunde: 343-362. Vaduz.
- HEINEMANN, G./ POMMERENING, K. -1981- Freiraumanalyse innerstädtischer Gebiete. In: Garten und Landschaft Heft 8. München.

1982

- BÖSE, H. -1982- Hausen in oder hausieren mit? Vom häuslichen Zugangs-, Distanz- und Gebrauchsraum vor der Tür. In: Das Gartenamt, Heft 3: 141-152. Hannover/Berlin.
- BÖSE, H. -1982- Arbeiten der Entwurfswocche im Berliner IDZ zum Thema Außenhaus. In: Bauwelt 21: 814, Berlin/ Gütersloh.
- BÖSE, H. -1982- Das Außenhaus verfügbar machen! In: Stadt, Heft 11:30-37. Hamburg.
- BÖSE, H. -1982- Heutige Funktion von Vorgärten in Wohngebieten hoher Dichte in älteren Stadtteilen. In: Schriftenreihe "Peter-Joseph-Lenne-Preis", Senator f. Wissenschaft u. kulturelle Angelegenheiten in Berlin (HG) Heft 3:11-15. Berlin.
- BÖSE, H. -1982- "Das Außenhaus" (Arbeiten der Entwurfswocche im IDZ Berlin) In: Domus, n.632: 54-57. Milano.

HÜLBUSCH, K.H. -1982- Spuren sichern. Anmerkungen zu den "Spurensicherungen". In: Kirche im ländlichen Raum 33 (4): 134-135. Altenkirchen.

HÜLBUSCH, K.H./ KNITTEL, J./ PIETSCH, H./ SCHEKAHN, A. -1982- Pflanzengesellschaften der Gemarkung Riede (Emstal, Nordhessen) unter besonderer Berücksichtigung des Grünlandes und der Trockenrasen. In: Philippia V / 1: 49-72. Kassel.

1983

BÖSE, H. -1983- Das 'Außenhaus' verfügbar machen! (Nachdruck) in: Materialien zum XXI Weltkongreß der IFLA München 1983 (HG: BDLA) Bonn.

BÖSE, H./ HÖRNLEIN, L./ RAU, P. -1983- 'Grün allein genügt nicht' - Freiräume und Grünflächen in Siedlungen der 50er und 60er Jahre. In: Arch + Heft 68:18-23. Aachen.

HÖRNLEIN, L./ RAU, P. -1983- Grün allein genügt nicht - Grünflächen und Freiräume im Zeilenbau der 50er Jahre. Arbeitsber. d. FB Stadtplanung, Landschaftsplanung der GhK. Heft 51. Kassel.

HÜLBUSCH, K.H./ HÜLBUSCH, I.M. -1983- Reihenhaus und Freiraum. In: Deutsche Bauzeitung 2: 20-23. Stuttgart.

HÜLBUSCH, K.H. -1983- Wo steht der Naturschutz in Theorie, Forschung und Praxis? In: ABN (HG) Naturschutz und Landschaftspflege zwischen Gestalten und Erhalten. Jahrbuch Naturschutz und Landschaftspflege Heft 33: 166-176. Bonn.

HÜLBUSCH, K.H. -1983- Landschaftsökologie in der Stadt. In: ABN (HG) Naturschutz und Landschaftspflege zwischen Erhalten und Gestalten. Jahrbuch Naturschutz und Landschaftspflege Heft 33: 38-61. Bonn.

SCHOLZ, N. -1983- Stadtverwaltung statt Stadtverwaltung. AG Freiraum und Vegetation (HG). Kassel.

SCHOLZ, N. -1983- Geschichte eines Stückes Landschaft. Arbeitsber. FB 13 der GhK Kassel.

SCHÜRMEYER, B./ VETTER, C.A. -1983- Die Naturgärtnerei. Arbeitsber. des FB 13 der GhK Heft 42. Kassel.

1984

BÖSE, H./ SCHÜRMEYER, B. -1984- Folgen von Verkehrsberuhigungen. In: Garten und Landschaft, Heft 6:27-34. München.

BÖSE, H./ SCHÜRMEYER, B. -1984- Die Freiräume der Straße oder die Straße als Landschaft? -Anmerkungen zur Verkehrsberuhigung. In: Das Gartenamt, 8: 537-550. Hannover/Berlin.

BÖSE, H./ SCHÜRMEYER, B. -1984- Folgen von Verkehrsberuhigungen - Neue Qualität oder Verunstaltung von Stadtraum? - In: Schriftenreihe "Peter-Joseph-Lenne-Preis" 1983 (HG): Senator f. Wissensch. u. Forschg. in Berlin :70-81. Berlin.

- GRUNDLER, H./ HÜLBUSCH, K.H./ et al -1983/90- Pflege ohne Hacke und Herbizid. Arb.ber. d. FB 13 der GhK. Heft 52, Kassel 1983. und Notizbuch 17 der Kasseler Schule. Kassel 1990.
- HÜLBUSCH, I.M./ HÜLBUSCH, K.H. -1984- Zum sogenannten "Naturgartenurteil von Darmstadt" -Recht auf Freiraum. In: Über-Planung. Schriftenreihe des FB 13 der GhK Heft 8. Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H. -1984- Pflanzensoziologische Arbeiten zur Stadtvegetation. In: Das Gartenamt, 33 (3): 187 f. Hannover/Berlin
- HÜLBUSCH, K.H./ SCHOLZ, N. -1984- Joseph Beuys 7000 Eichen zur documenta 7 in Kassel: "Stadtverwaltung statt Stadtverwaltung". Kassel.
- STOLZENBURG, H.-J. -1984- There is no business like show-business. oder: vom politisch-ökonomischen zum "ökonomisch-politischen Kontext städtischer Grünflächenpolitik" bei Tessin in Das Gartenamt 33 (1983) Heft 9: 531-538. In: Das Gartenamt 33 (6): 410-414. Hannover/Berlin.
- STOLZENBURG, H.-J. -1984- Zur Theorie ökologischer Wirkungsanalysen. Arbeitsber. des FB 13 der GHK Heft 47. Kassel.
- 1985**
- HÜLBUSCH, I.M. -1985- Die ideale Assistentin. In: Garten und Landschaft. 95 (6): 30-32. München.
- HÜLBUSCH, K.H. -1985- Landschaftsökologie nach Kasseler Art. GhK-Studenten luden Wiener Komilitonen ein. In: GhK-Publik 11:3. Kassel.
- ILEX, H.L. -1985- Ein Kommentar. Gesetzentwurf der Grünen. In: Arch +, Heft 3:16. Aachen.
- SAUERWEIN, B. -1985- Leserbriefe ungekürzt. In: Notizbuch der Kasseler Schule. Heft 2: 164-166. Kassel.
- SAUERWEIN, B. -1985- Die Zerstörung der Straßen. Kübelgrün am Kurpark. In: Hersfelder Gemeinde. 1 (4): 9-10 und 15. Bad Hersfeld.
- SAUERWEIN, B. -1985- Bedrohte Dorf-pflanze "Guter Heinrich". In: Mein Heimatland. Beilage zur Hersfelder Zeitung. Bd.31 Nr. 16:61-63. Bad Hersfeld.
- SAUERWEIN, B. -1985- Die Garnitur der Zerstörung. In: Konkret. Heft 3:24-27. Hamburg.
- SCHOLZ, N. -1985- Über den Umgang mit Bäumen oder: praktisch-handwerkliche Erfahrungen zur Technik des Bäume-pflanzens. Notizbuch der Kasseler Schule Heft 1. Kassel.

SCHÜRMEYER, B./ VETTER, C.A. -1985- Pflege- und Entwicklungskonzept für den Gesundbrunnenpark Hofgeismar. In: Das Gartenamt, Heft 34 (6):461-469. Hannover/Berlin.

SCHÜRMEYER, B./ VETTER, C.A. -1985- Die Landschaftsgärtnerei. Arbeitsber. Nr. 58 des FB 13 der GhK. Kassel.

1986

AUERSWALD, B./ BARTUNG, L./ HÜLBUSCH, K.H./ MÜLLER, H.U. -1986- Der gärtnerische Einsatz der Spontanvegetation. In: Notizbuch d. Kasseler Schule Heft 2: 5-49. Kassel.

BÖSE, H. -1986- Vorbilder statt Leitbilder. IN: Garten und Landschaft Heft 11: 28-33. München.

BÖSE, H./ HÜLBUSCH, I.M. -1986- Vom Vehikel zur Dampfwalze. Bundesgartenschau Frankfurt/M 1989. In: Stadtbauwelt 90: 898ff. Berlin/Gütersloh.

HEINEMANN, G./ HÜLBUSCH, K.H./ KUTTELWASCHER, P. -1986- Die Pflanzengesellschaften des "Leher Feldes" im Hollerland. Gutachten im Auftrag des Senators für Gesundheit und Umweltschutz der Hansestadt Bremen. Urbs et Regio. Heft 40. Kassel.

HÜLBUSCH, K.H. -1986- *Sherardia arvensis* in Scherweiden. In: Hess. flor. Briefe 35 (3): 45-48. Damstadt.

HÜLBUSCH, K.H. -1986- Hochschulbau auf neuen Wegen. Blendwerk. In: Bauwelt, 6/7: 218. Berlin/Gütersloh.

HÜLBUSCH, K.H. -1986- Eine pflanzensoziologische "Spurensicherung" zur Geschichte eines Stücks Landschaft -Grünlandgesellschaften in La Fontenelle/ Vogesen- Indikatoren des Verlaufs der Agrarproduktion. In: Landschaft und Stadt. 18 (2): 60-72. Stuttgart.

HÜLBUSCH, K.H. -1986- Einführende Thesen zur Freiraumplanung und zur Rolle der Vegetationskunde in der Freiraumplanung. Mskr.-Druck. Kassel.

HÜLBUSCH, K.H. -1986- Wirkung des Salzstreuens auf die Vegetation von Fußwegen und Fußwegrändern in Kassel. *Puccinellia distans*-Gesellschaften. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 2: 149-157. Kassel.

HÜLBUSCH, K.H. -1986- *Listera ovata* auf dem Mittelstreifen einer Stadtstraße. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 2: 167-169. Kassel.

HÜLBUSCH, K.H. -1986- Notizbuch der Kasseler Schule - Programatische Anmerkungen. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 2: 158-163. Kassel.

HÜLBUSCH, K.H./ MÜLLER, H.U. -1986- 'Dach-Gärten' - Eine Auswahl und Ansaat einer Dachfläche mit Arten der spontanen Vegetation. IN: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 2:78-110. Kassel.

- HÜLBUSCH, K.H. / FAHRMEIER, P. / SAUERWEIN, B. -1986- Die spontane Vegetation im Mosaikpflasterverband der Straße 'Am Weinberg'. Untersuchung des Bestandes (1984/85) und Bewertung der Sukzession bzw. der Entwicklungstendenzen. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 2:111-129. Kassel.
- KNITTEL, J. -1986- Funktion und Leistung der Stadtvegetation. In: Mitt. d. Heimstätten u. Landesentwicklungsgesellschaften. Heft 1: 15-30. Bonn.
- KREIKENBAUM, H. -1986- Gesamthochschule Kassel, Standort Holländischer Platz. In: Garten und Landschaft 96 (8):15-19. München.
- LUCKS, TH. -1986- Zur Theorie einer Möchtegern-Wissenschaft. In: Garten und Landschaft 96 (7):17-21. München.
- LÜHRS, H. -1986- Einsatz und Anwendung der spontanen Vegetation in der Freiraumplanung. Seminarbericht. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 2: 130-148. Kassel.
- SCHOLZ, N. -1986- Joseph Beuys -7000 Eichen in Kassel. In: anthos, Heft 3. Zürich.
- SAUERWEIN, B. -1986- Peinliche Zitate (aus der) Festschrift zum Stadtjubiläum. In: Hersfelder Gemeinde 2 (11):18. Bad Hersfeld.
- SAUERWEIN, B. -1986- Keimprüfungen bei Arten der spontanen Vegetation. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 2:50-77. Kassel.
- SAUERWEIN, B. -1986- *Listera ovata* (L.) R.BR. im Stadtbereich von Kassel. In: Hess.flor.Briefe 35 (1):12-15. Darmstadt.
- SAUERWEIN, B. -1986- *Senecio inaequidens* DC. neu in Kassel. In: Hess.flor.Briefe 35 (4):59-61. Darmstadt.
- SAUERWEIN, B. -1986- Es lebe der Zentralfriedhof. Kritische Anmerkungen zur Friedhofsplanung in Bad Hersfeld. In: Hersfelder Gemeinde: 2 (16):7-8. Bad Hersfeld.
- VETTER, C.A. / SCHÜRMEYER, B. -1986- Das Pflegekonzept des Landschaftsgartens. In: Der Beginn der Landschaft (HG: GhK, FB 12 und 13) : 28-29. Kassel.

1987

- AUERSWALD, B. -1987- Literaturübersicht zur Saatgutwerbung, Trocknung, Reinigung und Lagerung der Arten der spontanen Pflanzengesellschaften. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 3: 5-30. Kassel.
- AUERSWALD, B. -1987- Literaturübersicht zu Keimung, Keimfähigkeit und Keimprüfungen von Saatgut. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 3:31-50. Kassel.

- BARTUNG, L. -1987- Ein alter Hut: Die bioökologische Stadtgrün-
pflege. Eine freiraumplanerische und vegetationskundliche
Erwiderung auf E.M. Albertshäuser. Notizbuch der Kasseler
Schule Heft 5. Kassel.
- BOSS, H./ SCHNEIDER, G. -1987- Die "faschistische" Profession.
Vervielf. Vortragsmskr. Kassel.
- FAHRMEIER, P. -1987- Korn-Gramm-Gewichte von Wildgräsern und -
kräutern. Vergleichende Literaturzusammenstellung und
eigene Auszählungen. In: Notizbuch der Kasseler Schule
Heft 3: 51-95. Kassel.
- HÜLBUSCH, I.M./ PASS-WEINGARTZ, D. -1987- Leben und Wohnen -
Drinnen und Draußen. in: 'Leben mit Kindern- Mütter wer-
den laut'. Kongreß-Dokumentation (HG:Die Grünen): 34-39.
Bonn.
- HÜLBUSCH, I.M. -1987- "Ich gehe raus und bin doch zu Haus". Wie
kleine Kinder wohnen können. In: Alternative Kommunalpoli-
tik Heft 1:34-36. Bielefeld.
- HÜLBUSCH, I.M. -1987- Das Außenhaus -einmal anders. Was machen
wir Frauen draußen? In: Frauengruppe Freising und Wien
(HG): Planungsfrauen Frauenplanung. Symposiumsbeiträge
von Landschaftsplanerinnen: 54-66. Wien/Freising.
- HÜLBUSCH, I.M. -1987- Innenhaus-Außenhaus / Spielraum-Streif-
raum - Der gelebte Raum. In: Frauengruppen Freising und
Wien (HG): Planungsfrauen Frauenplanung. Symposiumsbei-
träge von Landschaftsplanerinnen: 88-104. Wien/Freising.
- HÜLBUSCH, K.H. -1987- Nachhaltige Grünlandnutzung statt Umbruch
und Neueinsaat. In: Arbeitsgem. bäuerl. Landwirtschaft
(HG): Naturschutz durch staatliche Pflege oder bäuerliche
Landwirtschaft.: 93-125. Rheda-Wiedenbrück.
- HÜLBUSCH, K.H. -1987- Von der Agrarkultur zum reproduktiven
Kontext vegetationskundlicher Beobachtung. Mskr.-Druck.
Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H. -1987- Die wichtigsten Regeln um "Krautern mit
Unkraut". In: Das Gartenamt 36: 372. Hannover/Berlin.
- HÜLBUSCH, K.H. -1987- Vorwort. In: Notizbuch der Kasseler Schu-
le Heft 3: 3-4. Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H. -1987- "7000 Eichen" und ein Tag. In: GROENER/
KANDLER (HG): "7000 Eichen" -Joseph Beuys.:83-102. Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H. -1987- Der Park - Vandalenfest und pflegeleicht?
In: Garten und Landschaft: 97 (2): 5-76. München.
- HÜLBUSCH, K.H. -1987- ...schöne Grüße aus Worpswede... In: Gar-
ten und Landschaft: 97 (2). München.
- HÜLBUSCH, K.H. -1987- Landschafts- und Freiraumplanung. Was in
der Praxis bleibt. Erfahrungsaustausch von Ehemaligen.
In: GhK-Publik. 15.4.87. Kassel.

- KRAH, G. -1987- 'Mini-Kienast'. Synthetische Übersicht der Stadtvegetation Kassels. Notizbuch der Kasseler Schule Heft 4. Kassel.
- KRAUß, S./ SCHÜRMEYER, B. -1987- Landschaftsplanung oder Ressourcenverwaltung. In: Landschaft und Stadt. 19 (4): 145-155. Stuttgart.
- SAUERWEIN, B. -1987- Je ärmer der Mensch, desdo schöner die Landschaft - Die Bevölkerung wird unter einem Nationalpark zu leiden haben. In: Hersfelder Gemeinde. 2 (18): 9-15. Bad Hersfeld.
- SAUERWEIN, B. -1987- Stolpersteine und Stolperdrähte. Alltägliche Selbstverständlichkeiten unselbstverständlich gemacht. Ein freiraumplanerischer Spaziergang. In: Hersfelder Gemeinde 2 (22): 7. Bad Hersfeld.
- SAUERWEIN, B. -1987- Rorippa austriaca (CR.) BESS. in Ruderalgesellschaften auf der Henschelhalde in Kassel. In: Hess flor. Briefe. 36 (4): 55-60. Darmstadt.
- SAUERWEIN, B. -1987- Landschaft gibt es auf dem Friedhof. In: Hersfelder Gemeinde 2 (19): 18-19. Bad Hersfeld.
- SCHNEIDER, G. -1987- Frauen an der Hochschule - Geschichten aus dem Patriarchat. In: Frauengruppen Freising und Wien (HG): Planungsfrauen-Frauenplanung. Symposiumsbeiträge von Landschaftsplanerinnen.:102-122. Wien/Freising.
- SCHOLZ, N. -1987- Die "anderen" Bäume... in: GROENER/KANDLER (HG): "7000 Eichen - Joseph Beuys" :103-128. Kassel.
- SCHÜRMEYER, B. -1987- Landschaftsideal und Stadtzerstörung- Zur Ökonomie des Ausgleichs in der Stadt- und Landschaftsplanung. In: Inst.f. Landes- u. Stadtentwicklg. d. Landes NRW (ILS) (Hrsg.): Flächenverbrauch und Verkehr. ILS-Schriften Heft 7: 27-30. Dortmund.
- 1988**
- BÖSE-VETTER, H. -1988- Praxisschock und Theoriedefizit. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 9: 64-77. Kassel.
- GIMBEL, G./ HENNEN, R. -1988- Kasseler Kalkschotterdecken. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 7: 112-158. Kassel.
- GIMBEL, G./ HENNEN, R./ SAUERWEIN, B. -1988- Notizen zur Flora und Vegetation Kassels. In: Hess.flor. Briefe. 37 (3): 47-48. Darmstadt.
- HARD, G./ HÜLBUSCH, K.H. -1988- Achtung Kataloggrün. In: der gemeinderat. Heft 10. Schwäbisch Hall.
- HARENBURG, B. -1988- Mietergärten- sind Zufälle planbar? Notizbuch der Kasseler Schule Heft 8. Kassel.

- HÜLBUSCH, I.M. -1988- Bürger beteiligen, Pläne schmieden. Jugendliche in der Dorferwicklungsplanung. In: Wege in den Alltag. Umwelterkundung in Freizeit und Weiterbildung. Perspektiven für die Geographie? Bensberger Protokolle Nr.54: 165-183. Bergisch Gladbach.
- HÜLBUSCH, K.H. -1988- Nicht nur die Natur ist kaputt durch Zählen. In: GROENEVELD (HG): Grün kaputt- warum? :51-56. Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H. -1988- Graue Literatur mitten in der Nordstadt. Rundgang 11:Nordstadt. In: Kassel zu Fuß. Hamburg.
- HÜLBUSCH, K.H./ KNITTEL, J./ WEGMANN, A. -1988- Untersuchung zum 'Umgang mit Wildwuchs in öffentlichen Verkehrsflächen' oder: Pflege und Unterhaltung vegetationsfähiger Straßenfreiräume. Gutachten im Auftrag des Stadtreinigungsamtes Kassel. Mskr.-Druck. Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H./ PETZINGER, R. -1988- Fertige Unwege und unfertige Wege. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 9:1-3. Kassel.
- KRAH, G. -1988- Träume von Säumen. Säume und ihr freiraumplanerischer Kontext. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 7: 6-103. Kassel.
- KRAH, G. -1988- Differenzierung der Wahrnehmung nach Sozialstatus der Bewohner und Lagewerte der Quartiere. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 7: 104-110. Kassel.
- KRAUß, S./ SCHÜRMEYER, B. -1988- Moral und Ethik in der Landschaftsplanung. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 9: 51-56. Kassel.
- LÜHRS, H. -1988- Im Namen der Zwergmispel. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 9: 39-47. Kassel.
- SAUERWEIN, B. -1988- Die Pflanzengesellschaften der Henschelhalde in Kassel. In: Philippia VI/1: 3-35. Kassel.
- SCHOLZ, N. -1988- Stadtverwaltung statt Stadtverwaltung. In: Kassel zu Fuß. Hamburg.
- SCHOLZ, N. -1988- Ich und 7000 Eichen. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 9: 31-38.
- STOLZENBURG, J. -1988- Landschaftsbildanalyse. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 6. Kassel.
- STOLZENBURG, J./ VETTER, C.A. -1988- Beitrag zur Disziplingeschichte der Freiraumplanung 1960-1980. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 6. Kassel.

1989

- BÖSE-VETTER, H. -1989- Neue alte Gärten ? In: WEDDIGE, R.: Alte Gärten neu gestalten: 42-48 und 118-129. München

- BÖSE-VETTER, H. -1989- Migge im Nachfüllpack. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 10. Kassel.
- BÖSE-VETTER, H./ HÜLBUSCH, K.H. -1989- Revision der Visionen. Von silbernen Äxten und groben Klötzen. In: DAMIAN/ORMOND (HG): Natur im Griff: 85-110. Frankfurt/M.
- BÖSE-VETTER, H./ HÜLBUSCH, K.H. -1989- Vom Vehikel zur Bruchlandung. Kritik an der Bundeagartenschau in Frankfurt. In: Der Gartenbau -L'Horticulture Suisse, Heft 45: 2167-2172. Solothurn.
- DAMS, C./ MICHEL, J./ (HÜLBUSCH, K.H.-wiss.Beratung) -1989- Naturschutz im Saarland. Untersuchung über die eingefahrenen Gleise des Naturschutzes. (Gutachten im Auftrag der GRÜNEN Saar; HG: Die Grünen Saar). Saarbrücken.
- HILL, B./ HÜLBUSCH, I.M./ LECKE, D. -1989- Dörfliche Kultur im Spannungsfeld von sozialem Wandel und lokalem Bezug. In: DIFF Tübingen (HG): Fernstudium Dorfentwicklung. STE 2: Soziokultur des Dorfes: 84-99. Tübingen.
- HILL, B./ HÜLBUSCH, I.M./ LECKE, D. -1989- Abhauen oder bleiben. Jugendliche in der Dorfentwicklung. in: DIFF (HG): Fernstudium Dorfentwicklung. STE 2: Soziokultur des Dorfes: 101-142. Tübingen.
- HÜLBUSCH, I.M. -1989- Frauen werden verplant. In: Frauenbeauftragte Marburg (HG): Frauen in der Stadt: 35-38. Marburg.
- HÜLBUSCH, I.M./ LECKE, D./et al (AG Praxisforschung) -1989- "Bürger beteiligen" oder "Pläne schmieden"? Jugendliche in der Dorfentwicklungsplanung. Arbeitskreise zur Landentwicklung in Hessen (HG). Wiesbaden.
- HÜLBUSCH, K.H. -1989- Collagen - 15 Jahre Kassel (er Schule). In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 10. Kassel.
- LÜHRS, H. -1989- Der Bürgerpark Hafensinsel- Anmerkungen zur Anatomie einer Fehlplanung. In: Saarbrücker Hefte, Heft 61/62: 31-39. Saarbrücken.
- SAUERWEIN, B. -1989- Krautern mit Unkraut. In: Garten und Landschaft 99 (5): 19-23. München.
- SAUERWEIN, B. -1989- Die Vegetation der Stadt. Ein freiraumplanerisch wertender Literaturführer. Notizbuch der Kasseler Schule Heft 11. Kassel.
- SAUERWEIN, B. -1989- Stadtvegetation. Kritische Bibliographie. Notizbuch der Kasseler Schule Heft 14. Kassel.
- SCHNEIDER, G. -1989- Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. Notizbuch der Kasseler Schule Heft 15. Kassel.
- STOLZENBURG, J. -1989- Grünlandwirtschaft und Naturschutz in der hessischen Rhön. Notizbuch der Kasseler Schule Heft 13. Kassel.

Erhältliche Notizbücher

- Nr.1 Scholz,N. Über den Umgang mit Bäumen
- Nr.2 Hülbusch,K.H. et al. Krautern mit Unkraut
- Nr.3 Auerswald,B./ Fahrmeier,P. Sammeln und Säen
- Nr.4 Krah,G. ´Mini-Kienast´ Synthetische Übersicht der Stadtvegetation Kassels
- Nr.5 Bartung,L. Ein alter Hut: Die bio-ökologische Stadtgrün-pflege
- Nr.6 Stolzenburg,J./ Vetter,C.A. Disziplingeschichte der Freiraumplanung 1960-80
Stolzenburg,J. Landschaftsbildanalyse
- Nr.7 Krah,G. Träume von Säumen / Gimbel,G. u. Hennen,R. Kasseler Kalkschotterdecken
- Nr.8 Harenburg,B. Mietergärten - Sind Zufälle planbar ?
- Nr.9 Der Praxisschock- Von fertigen Unwegen und unfertigen Wegen (Fachtagung am FB 13 der GhK 1987)
- Nr.10 Nachlese Freiraumplanung
- Nr.11 Sauerwein,B. Die Vegetation der Stadt. Ein freiraumplanerisch wertender Literaturführer
- Nr.12 Heinemann,G./ Pommerening,K. Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume
- o.Nr. LIZENZAUSGABE: A.F.Thienemann. Leben und Umwelt - Vom Gesamthaushalt der Natur- (Reprint rororo)
- Nr.13 Stolzenburg,J. Grünlandwirtschaft und Naturschutz in der hessischen Rhön
- Nr.14 Sauerwein,B. Stadtvegetation. Kritische Bibliographie
- Nr.15 Schneider,G. Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege
- Nr.16 Steinhäuser,U. Planen für die Wechselfälle des Lebens.
Dams, C. Die ´produktive Bedürftigkeit´ der angestrengten Jungesellenkultur
- Nr.17 Pflege ohne Hacke und Herbizid

In Vorbereitung:

- Nr.xx Hülbusch,I.M./ Hülbusch,K.H. Freiraum an Schulen
- Nr.xx Naturschutz in der Landschaftsplanung
- Nr.xx Z.B. Worpswede *Haus und Hof - Land und Leute*
- Nr.xx Hard,G.: ´Hard-Ware´
- Nr.xx Sommer 1989
- Nr.xx Schürmeyer,B./Vetter,C.A.: Die Naturgärtnerei
- Nr.xx Nachlese: Gartenschauen
- Nr.xx Von Omas Wiese zum Queckengrünland und zurück
- Nr.xx Nachlese Landschaftsplanung

AG Freiraum und Vegetation. c/o FB 13 der GhK, Henschelstr.2
3500 Kassel; oder: c/o BSL, Elfbuchenstr.16, 3500 Kassel

Abonnenten erhalten die Notizbücher bis auf Widerruf nach
Erscheinen mit Rechnung zugeschickt.